This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

Religion,

als

die Grundlinie aller Wahrheit und Weisheit

betrachtet.

Originalbriefe unglücklicher Menschen,

als

Beiträge zur Geschichte des menschlichen Elends.

Von

Karl v. Eckartshausen.

Stuttgart:
J. Scheible's Buchhandlung.
1841.

Karl von Eckartshausen's

religiöse Schriften

über

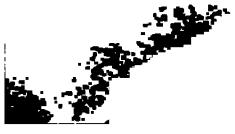
Klares und Dunkles.

Sechster Band.

Enthält:

Religion als Grundlinie. — Originalbriefe unglücklicher Menschen.

Stuttgart:
J. Scheible's Buchhandlung.
1841.



Vorrede.

Die Menschen glücklich zu machen, war meine Absicht, so lang ich schreibe; sie zu unterhalten, ihnen die Wahrheiten, die sie zu ihrem Glücke führen, unter verschiedenen Gestalten liebenswürdig vorzustellen, mein ganzes Bemühen.

Bald kleidete ich die Wahrheit in Erzählungen, bald in ernsthaftern Ton mit moralischen Gesprächen; bald in Sätze, bald in Theaterstücke, bald in Thiergespräche nach den Umständen der Zeit, nach den Launen des Publikums. Ich studirte die Natur und den Menschen, beobachtete und benützte alles, selbst meine eigene Fehler und Schwachheiten, und lernte die Leidenschaften und das Herz der Menschen aus den meinigen kennen. Da, wo ich strauchelte, warnte ich andere brüderlich; da, wo ich fiel, warnte ich andere vor dem Falle, und schämte mich nie ein Mensch zu seyn.

Offenherzig war meine Seele immer; ich getraute mir zum Wohl der Menschheit Wahrheiten zu sagen, und achtete die Gefahr nicht, die dem von bösen Menschen droht, der der Wahrheit huldigt. Der Gedanke, ich kann manchem nützen, ich hab manchem wirklich genützt, hielt mich schadlos für die Schmähungen der Unvernunft und die Lästerungen der Bosheit.

Nie geizte ich um das Lob und den Beifall von allen, sondern um den Beifall der Wenigen und Edeln. Woher aber Gedanken und Zeit zu allen den Schreibereien? Eine Frage, die die Neugier der Menschen oft aufwirft, und die leicht zu beantworten ist. Es gibt ein großes Buch in der Natur, worin alle Gedanken, die sind, waren und sein werden, geschrieben stehen; und es gibt eine Kunst, auch mit der Zeit zu wuchern, so, daß eine Stunde zehn gibt, und diese große Kunst besteht darin: nütze jeden Augenblick, und denke über alles nach, denn wir leben im Reiche der Gedanken, wo einer tausend andere erzeugt, wenn man richtig zu zählen weiß. Auch sah ich den Ackersmann am Pfluge; dieser arbeitet bei Regen und Sturm, und die Hoffnung der Ernte ist seine Stärke. Der Sämann säet, und fällt auch ein großer Theil seines Saamens auf Steine, so fällt doch auch dort und da ein Körnchen auf guten Boden, und dieses Körnchen, das aufkeimt, bringt zehnfache Frucht. Lerne, sagte eine innere Stimme zu mir, die wahre Stärke des Geistes, arbeite fort, und kümmere dich nicht, was die Menschen über dich sagen; der tadelt, dieser schmäht, jener verläumdet. Laß sie reden, und arbeite, suche den Lohn in deinem Herzen, und nicht auf den Lippen der Menschen.

So dachte ich auch, als ich diese Grundsätze über Religion der Welt lieferte — Grundsätze, die ich den Umständen der Zeit vollkommen angemessen fand.

Wir leben ein Zeitalter, in dem unächte Philosophie alles zusammen zu werfen sucht, was das Gepräge von Religion und Christenthum an sich trägt, die doch allein die Grundlinie aller Wahrheit und Weisheit ist. Man verachtet in unsern Zeiten die Religion, weil man ihren Werth nicht mehr kennt; es gibt einen großen Theil Menschen, die

gar keine Religion haben, aber noch einen größern, die eine falsche Religion haben, und diese letztern sind gefährlicher als die erstern, denn all ihre Tugend ist auf ihren Lippen, und ihr Herz weiß nichts von Gott. Man spricht immer von Philosophie und Menschenliebe, und verachtet die Religion, die doch die reinste und höchste Philosophie ist, und die praktische Ausübung der Menschenliebe: aber woher kommt dieses? weil es leichter ist, fromm zu schwärmen, als fromm zu handeln. Die Philosophie räth die Tugend nur an, das Christenthum befiehlt sie; darin besteht die wahre Ursache der Abneigung der Menschen, denn man mag sich nicht gern befehlen lassen, was unserer Selbstliebe entgegen steht, und sie mißbilligt. Einschränkung unserer Leidenschaften, Beherrschung unserer Begierden, Unterdrückung der Sinnlichkeit — das will die Religion; unser verdorbener Wille begehrt aber das Gegentheil, und sucht daher Beruhigung seiner Handlungen in Unglauben, oder in der Täuschung seines Gewissens. Freilich verträgt sich das Christenthum nicht mit den egoistischen Grundsätzen unserer Zeit; es verträgt sich nicht mit den falschen Politikern und Machiavellisten an Höfen, die nur ihrer Selbstliebe Altäre bauen, und Gottes- und Nächstenliebe unter die Füße treten; nicht mit den Höflingen, Schmeichlern, ungerechten Richtern, feinen Verläumdern, Hypokriten, die in allen Dingen nur ihr zeitliches Glück und auf unrechten Wegen suchen, in Wollust leben, und einzig ihren Gelüsten fröhnen. Das Christenthum sagt dem Niedrigsten wie dem Höchsten: Dieses darfst du nicht thun; sie sagt zum Bauern in der Hütte, wie zum Fürsten auf dem Thron; halte die Gebote; dieses oder jenes ist dir nicht erlaubt: und daher muß sie nothwendig unsere Selbstliebe beleidigen. In unserer Sinnlichkeit liegt der Grund der Verachtung der

höchsten und göttlichen Wahrheiten; wir erkennen sie, und widerstreben doch; wir wünschen, daß alle Menschen, wenn sie gegen uns handeln, nach religiösen Grundsätzen handeln sollten; wir aber möchten gegen alle so handeln, wie es unsere Leidenschaften gebieten.

Betrachten wir doch einmal den Mann, der den Grundsätzen des Christenthums wahrhaft getreu lebt; offen ist seine Stirne, edel sein Herz, auf seinen Lippen ist Wahrheit, in seiner Seele Gefühl; sein Arm streckt sich aus zur Unterstützung des Elenden, sein Aug weint mit dem Trostlosen, sein Herz nimmt Antheil an allem, was die Menschen, seine Brüder, angeht. Er ist seinem Fürsten getreu, anhänglich seinem Vaterlande, und liebevoll gegen seine Mitbürger; redlich und gerecht gegen alle Menschen.

Ganz anders verhält sich der feine, leidenschaftliche Weltkluge; er ist kalt für alles, was die Menschheit angeht; seine Miene lächelt immer heimtückisch; seine Worte sind ohne Wahrheit; seine Höflichkeit ist Lüge; er thut nichts fürs Gute, weil es gut ist, sondern alles aus Interesse, nach den Umständen der Zeit, nach den Wendungen seiner Launen, oder nach dem, was er gern in der Welt scheinen will. Daher liebt er niemanden als sich selbst, trennt sich von der allgemeinen Kette der Liebe, womit die Religion Gott mit dem Menschen, und die Menschen mit Gott verbindet.

Ordnung allein erhält alles; und Ordnung liegt nur in der Religion; weil sie die Grundlinie aller Wahrheit und Weisheit ist; weil sie von Gott, als dem Mittelpunkte der Ordnung kommt. Wer von der Ordnung weicht, der fällt in Unordnung; wo Unordnung ist, da herrscht keine Liebe; nur wo Ordnung ist, ist Liebe, denn Gott ist die Liebe, und wo Gott nicht ist, ist keine Liebe, sondern dort herrschen nur Leidenschaften, und wo Leidenschaften herrschen, ist Unglück der Menschen.

Wo die Liebe herrscht, sind gute, redliche, theilnehmende Menschen; wo die Leidenschaften herrschen, sind ehrgeizige, schlaue, heimtückische, eigennützige Menschen, die nur das Gute zum Schein nehmen, um ihre Plane durchzusetzen. Da verfolgt einer den andern; da kettet sich ein Laster an das andere; da stürzt eine Cabale die andere; jeder dürstet nach Reichthum oder Ehrgeiz, und achtet wenig die Mittel, wenn er nur den Zweck erreicht. Ein jeder handelt nur nach seinen Absichten, keiner nach Grundsätzen der Tugend. Aus dieser Unordnung der Leidenschaften entsteht endlich das große Babylon der Verwirrung, ihre Basis ist Narrheit, und die Steine dieses Gebäudes sind die Leidenschaften und Laster der Menschen, die den Verfall der Staaten über kurz oder lang nach sich ziehen. Wenn sich die Sonne entfernt, und vor der Erde verbirgt, so fällt das Laub vom Baume, die schönen Wiesen verderben, die Blumen hören auf zu seyn, kahle Wipfel und öde Gegenden sind da, wo schattigte Bäume und blumenvolle Matten waren. Wenn sich die göttliche Sonne zurückzieht, so verschwindet die Frühlingsgegend menschlicher Tugenden; die Blumen der Unschuld verwelken, die Früchte der Gerechtigkeit fallen vom Baume, alles, was Leben und Freude gab, ist verschwunden, und das Herz der Menschen ist mit dickem Eise bedeckt, das die Menschenliebe vergebens zu erwärmen sucht.

Dieses ist Wahrheit — eine Wahrheit, die so alt als die Zeit ist, weil die Wahrheit ewig ist, und vor der Zeit war. Der Redlich gesinnte wird mir Dank wissen, daß ich es wage in unsern Zeiten meine Stimme für Religion und Christenthum zu erheben; und auch nur von diesem erwarte ich Dank; was sollte ich von dem übrigen Haufen von Menschen, die so bettelarm an Tugenden sind, daß ihnen nicht einmal ein guter Wille zu danken übrig bleibt erwarten?

Was sollt' ich auch Gutes von ihrem Herzen fodern können, da es angepfropft vom Bösen ist? Von euch erwarte ich, was das Antheil jeder gutgemeinten Schrift ist — Schimpf und Schmähung. Unterdessen hab ich immer ein kleines Licht in eine finstere Halle gebracht, woran jeder seine Lampe anzünden kann, und wenn jeder seine Lampe anzündete, würde es wohl helle werden; kommt aber je ein Bub, und bläßt auch dieses kleine Flämmchen aus, das ich anzündete, so ists nicht meine Schuld, der Vater der Lichter, der dort oben wohnt, und die Herzen der Menschen kennt, wird wissen, warum er dieses geschehen ließ.

I.

Religion,

als die

Grundlinie aller Warheit und Weisheit

betrachtet.

Religion.

Die Weisen eines jeden Zeitalters haben die Unzulänglichkeit der Vernunft eingesehen. Plato sagt, daß der Mensch nicht weiß, was Gott angenehm ist, und daß es am sichersten sei, zu erwarten, daß er Erbarmen mit uns habe, und einen Lehrer sende, der uns unterrichtet. Sokrates äußerte den nämlichen Wunsch: dieß ist die Stimme der Vernunft in den Augenblicken der Erleuchtung, die um den Beistand der Offenbarung zum Himmel flehet.

Welch ein elendes Ding ist der Mensch, sagt Montagne, wenn er sich nicht durch himmlische Mittel aufrichten läßt; die monströsen Irrthümer, die ihn zu aller Zeit erniedrigt hatten, beweisen es genugsam.

Die Vernunft, sagt Bayle selbst (Art. Mannich.) ist ein Prinzip der Zerstörung, nicht der Aufbauung; sie ist nur geschickt, Zweifel zu erregen — — dem Menschen die Nothwendigkeit einer andern Offenbarung einleuchtend zu machen. Ein Geständniß, das keinen Verdacht erwecken kann.

Die Religion ist vom Himmel gestiegen, um die Vernunft zu reinigen, und das zu ersetzen, was ihr an reinem Lichte fehlte. Die noch nicht verdorbene Vernunft fühlt dieses Bedürfniß, erkennt diese göttliche Führerin und unterwirft sich ihr; sie findet in dieser Ergänzung alle Sicherheit, die ihr sonst fehlte. Denn also, wenn der Mensch von dem Urheber der Vernunft selbst geleitet wird, hat er nichts mehr von seinen Verirrungen zu befürchten.

Wie soll man aber unter allen den falschen Religionen, womit die Erde überschwemmt wurde, und die noch einen Theil derselben einnehmen, die wahre unterscheiden? Man

muß sie an ihrer Dauer, ihrer Reinheit, an der Erhabenheit ihrer Lehre erkennen. Das jüdische Gesetz hat allein alle diese Kennzeichen, und führt den von Vorliebe freien Menschen zu dem Gesetze des Messias.

Die Philosophie sieht in dem Menschen nichts als Elend und Widerspruch; die Religion scheidet dieses Chaos, nnd söhnt den Menschen mit Gott, mit sich selbst und der ganzen Natur aus.

Wäre nur eine einzige Religion auf der Erde, so wäre sie unfehlbar die wahre. Wir können die Gottheit nicht fragen, warum sie es zugibt, daß so viel unlautere Sekten herrschen; wir sind aber gewiß, daß nicht alles gleich falsch ist.

Wenn kein Kultus von denen, die auf der Erde eingeführt sind, gut ist, wenn nirgends Wahrheit angetroffen wird, so ist Gott nichts als ein ungerechter Gebieter, der schwache Geschöpfe erschafft, blos um sie alle der Lüge und dem Irrthume preis zu geben.

Man erweiset Gott eine Unbild, sagen unsere Deisten, daß wir ihn in den engen Zwinger eines Tempels einsperren; das Universum ist sein Tempel, unsere Herzen müssen seine Opferheerde sein. Stolzer Sophism! dadurch setzen sie voraus, der Mensch sei ein Engel, und, wie Pascal sagt, wer einen Engel machen will, dem geräth — ein Vieh.

Was liegt daran, sagt der starke Geist, unter welcher Gestalt, und unter welchem Namen man Gott anbete? Zweifels ohne ist das Opfer des Herzens das einzige, woran er Gefallen finden kann; aber die christliche Religion ist die einzige, die es vorschreibt, und die meisten andern entehren den Namen Gottes, da sie ihn durch Verbrechen preisen wollen.

Gesetzt auch, alle und jede Gottesverehrungen wären gut, so siegt doch noch die christliche Religion, denn sie muß wenigstens bei der allgemeinen Gutheißung mitverstanden werden; wie kann ihr nun der Mensch, der den heiligen Charakter davon empfangen hat, entsagen, da sie doch immer in allem Falle die sicherste Parthie ist, die er ergreifen kann.

Die Menschen fühlten es jederzeit, daß noch eine Macht über ihnen ist; allein, den Sinnen überlassen, haben sie dieser Macht auch alle ihre Gedanken und Schwächen zugeeignet. In Athen war es ein Verbrechen von geistigen Dingen zu reden.

Was war wohl jener gottlose Kultus des alten Griechenlands und Roms, was waren jene Feste, die dem Bacchus, dem Adonis, der Cybele gefeiert wurden, was waren jene Menschenopfer? Geschah dieß alles zur Ehre des wahren Gottes? — Wenn es zur Ehre gewisser Genüsse geschah, so waren es doch keine gute.

Woher dieser Hang, den die Menschen immer zur Idolatrie hatten? — Er liegt in dem Bedürfnisse, das der Mensch hat, ein sichtbares Zeugniß zu haben, das seine Verbindung mit der Gottheit bestätigen soll. Daher rühren die Opfer, die Reinigungen, die Heiligungen, alles dieses machte sich der Aberglaube zu Nutzen; allein selbst diese Excesse beweisen noch das Bedürfniß einer äußern Stütze des Menschen.

Was ist dieses allgemeine Gesetz, das unsere Philosophen als das einzig hinlängliche reklamiren? Gewiß ist's doch nicht jene fast bei allen Menschen verdunkelte, und in den Schleier der Vorurtheile eingewickelte Vernunft. Wurde dieses Gesetz bei den alten Völkern anerkannt, die ihre Weiber schändeten und ihres Gleichen opferten? — Kennen es Asiens Völker, wo die Serails mit schönen Sklavinnen und Männern angefüllt sind, die man zu ihrer Bewachung auf das schändlichste erniedrigt? — Herrscht es unter den wilden Nationen, die ihre Feinde braten und aufzehren, die ihre ergrauten Väter todtschlagen, und ihre Kinder aussetzen, daß sie die Beute der Thiere werden; oder die wie die Hottentoten zum ersten Probstück ihrer Mannheit ihre Mutter mißhandeln? Und dieses ist da angenommene Gewohnheit, authentisirte Volkssitte, nicht strafbare Ausschweifung, wie unter uns.

Wo ist sie denn eingeführt diese natürliche Religion, von der man unablässig spricht? — Auf der ganzen Erde nirgends; sie sitzt nur in dem Gehirne unserer Philosophen, und in jedem Kopfe ist sie wieder eine andere. Schwerlich werden sie jemals ein unveränderliches Symbol zu Stande bringen, das zur Glaubensrichtschnur dienen könnte.

Die, fast allenthalben verkannte, natürliche Religion findet man in ihrer Integrität in unserer Schrift. Gott lieben, sein ganzes Wesen ihm widmen, mit entschlossener Resignation das Gute, das Böse, und selbst den Tod annehmen, seine Brüder lieben, ihnen von allen Tugenden ein Beispiel geben, und von den irdischen Gütern einen solchen Gebrauch machen, daß man damit dauerhaftere verdient — wo findet man dieses anders als in der Christus Religion?

Dieses Gesetz, das dem Menschen bei seiner Schöpfung gegeben, und bald von seinen Nachkömmlingen vergessen wurde, hat sich nur in der wahren Religion erhalten. Nachdem dieses Gesetz in einer auserkohrnen Menschenklasse ununterbrochen fortdauerte, ist Christus gekommen, damit er es zu seiner Vollkommenheit brachte, und unserer Schwäche den Beistand an Handen gab, der uns zur treuen Beobachtung desselben so nöthig ist.

Die Religion des ersten Menschen ist heut zu Tag noch die unsrige. Sie hatte ihre verschiedenen Alter, aber immer den nämlichen Grund, worauf sie ruhet. In ihrer Kindheit war's eine Haustradition, die sich in den patriarchalischen Familien erhielt: nachdem die Menschen, die sich seitdem sehr vermehrt hatten, diese Unwahrheiten aus dem Gesicht ließen, kohr sich Gott ein Volk aus, dem er durch Mosen eine Religion gab, die auch einen Theil der politischen Verfassung mit inbegriff; diese verkündigte die dritte Epoche. Endlich hat Christus, der in allen diesen Altern verheißene, sein Gesetz verkündigt, das allgemein ist, und die ganze Welt aufklären muß.

Die wahre Religion muß einig und zu allen Zeiten seyn; sie hat mit der Welt anfangen müssen, und mit

dieser nur darf sie sich endigen. Das Christenthum, das durch die Zeugnisse des alten Gesetzes erhalten wurde, vereinigt alle Jahrhunderte. Christus, der Erwartete, der Gekommene und Erkannte, ist immer das Oberhaupt und der Gegenstand der einzigen Religion gewesen, die seit der Geburt der Welt den wahren Gott anbetet.

Die Verbreitung der christlichen Religion hat dem Klima nichts zu danken, wie einige in den neuern Zeiten dafür hielten; schon von dem ersten Jahrhunderte an hat sie sich im Norden, in Süden, und den entgegengesetztesten Himmelsstrichen verbreitet. Die göttlichen Wirkungen sind nicht physischen Ursachen untergeben; sie befehlen diesen.

Ein Wunder, das allgemein auffallen muß, ist dieses, daß das Christenthum, das eine übernatürliche Vollkommenheit predigt, von Nationen zu einer Zeit angenommen wurde, wo ihr Verderben das volle Maaß erreicht hatte. Die ersten Kirchen sind in Städten gegründet worden, die sich dem zügellosesten Luxus überlassen hatten. Seine Einführung ist das erste Mirakel: das Evangelium hat eine neue Schöpfung hervorgebracht.

Der Christianismus, von allen Läppereien gereinigt, die das Volk darein gemischt hat, ist in den Augen einer gereinigten Vernunft das prächtigste Werk Gottes; er setzt die Seele in größere Verwunderung, als die Schöpfung selbst.

Wenn Christus Religion falsch ist, so sage man uns, welche die wahre ist; und wenn man antwortet, daß es gar keine wahre gebe, oder, was aufs nämliche hinausläuft, daß diese verdunkelte und allenthalben entstaltete Vernunft an die Stelle derselben treten müsse — — so untersuche man die Folgen dieser Behauptung wohl; das heißt alle Vorsehung läugnen, das ist eine Art Atheismus.

Wenn meine Religion falsch ist, sagt la Bruyere, so ist es der feinste Fallstrick, der je gelegt werden konnte, denn er war unvermeidlich.

Die Erde zeigt uns drei große gottverehrende Gesellschaften, die einen Gott, als ihren Schöpfer anbeten.

Die Juden erwarten einen Messias, ihren Befreier, den die Christen in Jesu Christo erkennen. Die Muselmänner stimmen damit überein, daß Christus ein Gesandter Gottes ist; doch behaupten sie, er müsse ihrem Propheten nachstehen. So gäbe nun der größte Theil der Erde von Christus Zeugniß, selbst indem man ihn bestreitet.

Alle Völker haben geglaubt, die Gottheit sei auf die Erde herabgestiegen, um dem Menschen Gesetze zu geben; unter allen Nationen ist die Tradition gemein, daß ihre Götter mit ihnen Umgang sollen gepflogen haben, um sie aufzuklären. Diese Traditionen kann man als eine köstliche Spur jener Verheißungen ansehen, die dem Menschengeschlechte von seiner Geburt an gemacht wurden.

Warum hat Gott zugegeben, daß der Mahometismus einen großen Theil der Erde einnimmt? Wissen wir auch, ob nicht alle diese Völker, einer groben Abgötterei entrissen, einst so wie die Juden, die unter ihnen zerstreut leben, zu dem Erbe Christi berufen sind, den der falsche Prophet indirekt verkündigt hat?

Wenn man auf die Universalität der Menschen einen Blick wirft, so bemerkt man unter dem Gewühle von Meinungen, durch die sie getheilt sind, ein kleines Häufchen, das in einem beständigen und stets beibehaltenen Glauben wandelt. Der Weise bestrebt sich aus allen seinen Kräften, sich mit dieser stillen, friedfertigen Gesellschaft, die über die Region der Stürme erhaben ist, zu vereinigen.

Die Religion ist keine Sache, die man nur zum Zeitvertreibe durchsuchen darf; sondern man muß sie als die einzig wichtige durchforschen; es liegt mehr als das Leben daran.

Wie schwach sind nicht die Mittel, die wir zur Verehrung der Gottheit haben! — Wenn sich nicht die unerschaffene Weisheit an die Spitze der Menschheit gestellt hätte, so würde sie niemals diese Schuld haben abtragen können.

Die Liebthätigkeit, jenes heilige Feuer, welches anzuzünden Christus auf die Erde gekommen ist, ist besonders

die Flamme, die in dem Herzen des Christen lodert; sie ist die vortrefflichste Tugend, die Menschen — Engel und Gott selbst vereinigt.

Diese hohe Tugend, die schon bei der Geburt der Kirche in ihrem ganzen Glanze erschien, setzte die Heiden in Erstaunen. Lucian gibt ein ruhmvolles Zeugniß von den ersten Christen; und der Kaiser Julian, ihr erklärter Feind, macht die Heiden erröthen, da er ihnen die Zärtlichkeit jener gottloser Galiläer (wie er sie nannte) für ihre Armen, und selbst für die Armen unter den Heiden vorwarf.

Die Religion isolirt die Menschen nicht, wie es ihr ihre Feinde vorwarfen. Mit dem einsamen Leben verhält es sich wie mit der Jungfräulichkeit; eine sehr kleine Zahl ist dazu berufen. Der Christ ist Künstler, Soldat, Handelsmann, Obrigkeit; allein mit allen diesen Berufsarten verwebt er seine Integrität, die ihn als Christen auszeichnet.

Alle Handlungen des Christen werden durch die Religion veredelt. Kaum hat sich seine Vernunft entwickelt, so heißt ihn die Religion jene Verbindlichkeiten unterzeichnen, die bei seiner Geburt in seinem Namen sind eingegangen worden, und weihet ihn von neuem ein. Wenn er sich eine Gesellschaft wählt, so haben feierliche Wünsche diese Einigung geheiliget; sie bietet seiner Gebrechlichkeit in seinem Falle eine Hilfsquelle an, sich wieder mit Gott, mit sich selbst auszusöhnen: und endlich findet er in ihr auf dem Sterbebette einen Trost, der weit über den Zuspruch einer Welt erhaben ist, die er unter sich einstürzen fühlt.

Jene, die die Masse politischer Gesellschaften, auf die die Religion nur wenig Einfluß hat, im Großen nur sehen, fragen was sie gewirkt habe? sie hat aber in den Individuen große Veränderungen bewirkt; sie redet zu dem Herzen jedes Menschen. Christus ist gekommen, aus der Gesellschaft seine Auserkohrnen zu wählen, und nicht die ganze Gesellschaft, die allzeit mehr für die Welt, als für ihn ist.

Die Religion hat nicht die ganze Welt von ihrem Verderbnisse geheilt; sie hat ihr aber den erbauenden Anblick

von Tugenden gegeben, die der Welt vor ihr noch unbekannt waren; ihr danket es der Mensch, daß die Sklavenketten von seinen Gliedern fielen; sie hat den Dürftigen und Greisen sichere Zufluchtsörter eröffnet; selbst den Verbrechern eilt sie noch zu Hülfe; sie steigt in die finstern Kerker hinab, tritt auf die Blutbühne, und eilet bis an das äußerste Ende der Welt.

Unsere Philosophen thun immer mit den Tugenden der Heiden groß, mit der Gastfreundschaft der Ungläubigen, mit der Aufrichtigkeit und Unbiegsamkeit der wilden Nationen; der Menschlichkeit ihrer Weisen ꝛc. Was setzen sie diesem allem entgegen? — Falsche Andacht, Heucheley einiger Christen, Geiz und Ausschweifungen einiger Diener der Religion, die Dummheit und den Aberglauben einiger schwacher Geister. Kein Mißbrauch ist so klein, den sie nicht auf das Höchste übertreiben. Alles, was die Religion mißbilligt, wird ihr aufgebürdet, und der wahre Christ, den sie nie gekannt haben, ja von dem sie nicht einmal den wahren Begriff haben, wird in ihren ungerechten Verdammungs-Urtheilen unter die Hefe von Menschen geworfen.

Das einzige Gebot, Gott von ganzer Seele zu lieben, kündigt eine göttliche Lehre an. Anderswo empfiehlt man allenthalben Achtung und Furcht; nur die wahre Religion spricht uns von Liebe, und gibt uns auch die Beweggründe dazu an die Hand.

Wenn uns befohlen wird, wir sollen Gott mehr als uns selbst lieben — ein Gebot, davon die andern alle herstammen, — so müssen wir nicht denken, Gott bedürfe unserer Liebe, sondern dieses Gebot ist uns darum gegeben worden, weil das Geschöpf nicht glücklich seyn kann, wenn es sich nicht in der Ordnung erhält; diese Ordnung aber fordert, daß es in allem zu Gott seinem Schöpfer, kehre; sich hiezu weigern, es nicht thun wollen, heißt das unveränderliche und ewige Gesetz verletzen. Wenn die Religion dem Menschen befiehlt, Gott zu lieben, so sagt sie damit nichts anders, als ich will, daß du höchst glücklich seyn sollst.

Der Stolz kettet uns an uns selbst; darin liegt der Grund all unserer Uebertretungen des Gesetzes; er ist das einzige Verbrechen des Geistes, und dem Ziele, zu dem wir sind erschaffen worden, am meisten widerlich. Er ist's, der dadurch, daß er den Menschen beredet, er könne sich durch seine eigene Kräfte zu Gott emporschwingen, ihm den Plan einer willkührlichen Religion vorzeichnet, wo jeder seine Pflichten nach seinem Willen bestimmt.

Was ist wohl der Mensch um Gott zu ehren? Mit der Sünde seiner Väter und seiner eigenen befleckt — konnte nur durch ein Wunder der göttlichen Güte zwischen ihm und der Gottheit der Bund geschlossen werden. Ja sie, die göttliche Güte, hat dieses Wunder durch einen Akt bewirkt, wodurch unsere Opfer den höchsten Werth erhalten.

Christus Religion ist die einzige, die Gott so verherrlicht, wie er verherrlicht seyn will, weil sie ihm nichts als seine Geschenke anbietet. Jesus ist alles in der Kirche; der Christ, innigst überzeugt von seinem Nichts, hoffet nur auf ihn und sammelt sich durch ihn Verdienste. Der Mensch ist an seinem Platze, und die Größe Gottes hat sich in dieser göttlichen Haushaltung geoffenbaret.

Die Demuth, die unsere Philosophen für Niederträchtigkeit halten, ist ein in sich richtiges Gefühl, denn der Mensch hat aus sich selbst nichts. Christus, die erhabenste Seele, die jemals gewesen ist, war demüthig, wie er es selbst saget, denn er sah, daß seine Erhebung ganz ein Geschenk der Gnade war. Die Heiligen waren demüthig; der Himmel ist der Aufenthalt der Demuth. Soli Deo honor.

Nicht Vorurtheil und nicht der Zufall der Geburt haben mich zum Christen gemacht. Wenn meine Seele in der Kindheit, da sie ganz leidend war, den Charakter des Christen ohne Untersuchung angenommen hat, so hat sie doch seither ihr Urtheil mit Einsicht gut geheißen. In was immer für einer Religion ich wäre geboren worden, so würde ich das Christenthum, wenn ich heute den ersten Unterricht darüber erhielt, mit Entzücken annehmen.

Der Mensch berechnet den Lauf der Gestirne, legt die Elemente in Fesseln, hat eine Physik, eine Geschichte, eine Gesetzgebung — alles dieses hat er von der Gottheit; — sollte sie ihm nur das einzige Geschenke, das diesem lange vorgehen muß, verweigert haben — das einzige, um dessentwillen die andern geordnet sind — die Religion?

Man nehme die Religion von der Erde weg, so ist die Welt ein Chaos von Begebenheiten ohne allen Plan. Der Mensch wird hienieden unter die Thiere geworfen, und weiß nicht mehr, weder welchen Rang er unter den Wesen einnimmt, noch welchen Gebrauch er davon machen muß; unregelmäßig kreiselt er in einem schlangenförmigen Labyrinthe herum, wo kein anderer Ruhepunkt ist als der Tod.

Wenn es einen Schatten Glücks auf dieser Erde gibt, so gehört es dem Menschen, der Religion hat. Da er immer unter den Augen eines Vaters wandelt, der ihn liebt, so sieht er in seines Gleichen nichts als seine Brüder und Freunde, in den Thieren Diener, in den Pflanzen eine Mannigfaltigkeit von Nahrung und Hülfsmitteln, in der Natur und Gesellschaft einen Herrn, der allzeit auf seine Bedürfnisse aufmerksam ist; wo der begierliche Mensch nichts als Ursache zu murren findet, sieht er Gelegenheit, seinen Dank vor dem Schöpfer auszugießen.

Wer das Glück hat, an die Religion zu glauben und von jenem Geiste der Liebthätigkeit beseelt ist, den sie einflößt, genießt an einem Tage mehr wahres Vergnügen, als der wollüstigste Weltmensch in seinem ganzen Leben. Wie rein und köstlich ist nicht die Empfindung einer schönen Seele, wenn sie aus Liebe zu Gott eine wohlthätige Handlung thut! — Es ist ein beifallslächelnder Blick des Gottes, der in uns wohnt, so wie der Gewissensbiß ein fürchterlicher Blick des Zornes ist, der die strafbare Seele durchbohrt.

Glaube.

Wenn ein Gott, Schöpfer Himmels und der Erde existirt, so muß er auch eine Herrschaft über das Geschöpf haben, die gewisse Pflichten von Seiten desselben festsetzt. Es gibt daher ein Gesetz, das Gott selbst für den Menschen gemacht hat. Ueberall also, wo Gott und der Mensch, das Unendliche und das Endliche auf einander Bezug haben, muß das Mysterium erscheinen.

Auch ohne Mysterien, sagt der Ungläubige, würde man an eine Religion glauben; — es ist gerade das Widerspiel. In einer Religion ohne Mysterien findet sich Gott nicht ein, denn er selbst ist das größte aller Mysterien, und alles, was von ihm kommt, muß, den Charakter davon an sich haben.

Die Dunkelheit der Glaubenssätze ist also von der göttlichen Religion untrennbar; alle göttliche Handlungen, selbst die, die uns in die Sinne fallen, als die Schöpfung, der Gang dieser Welt sind über unser geringes Räsonnement.

Wenn wir Beweise haben, daß eine Revelation von oben kömmt, daß Gott geredet hat, müssen wir uns noch darüber wundern, daß wir Gedanken darin finden, die uns verwirrt machen? Meine Vernunft erschrickt vor den Mysterien, wenn ich aber an die Größe Gottes denke, so hält mich nichts mehr zurück; ich erstaune nicht mehr darüber, daß in ihm eine einzige Wesenheit, dreifach in Personen, seyn soll, daß er alles vorsehen kann, ohne mir darum die Freiheit zu rauben; ich erstaune nicht mehr, daß seine Gerechtigkeit eine Erstattung gefordert habe, die seiner Größe angemessen ist, daß seine Güte diesen Ersatz gemacht hat, daß er aus dem Schooße seiner Barmherzigkeit das Mysterium der Fleischwerdung geschöpft hat — ein Mysterium, außer dem nichts Erhabners kann gedacht werden, weil es

uns die Religion nur als die höchste Güte eines unbegreiflichen Gottes darbietet.

Die Religion müßte uns entweder nichts von Gott sagen, oder es müssen unaussprechliche Dinge seyn, die sie uns von ihm sagt, wenn sie uns auch nichts als ein Bächlein aus dem großen Ocean seiner Vollkommenheiten entdeckt. So was kann wohl unsere schwachen Einsichten verschlingen.

In der Majestät des Christianismus muß man die göttlichen Züge suchen, die die Wahrheit desselben darthun. Man muß die ganze Oekonomie davon in Betracht ziehen, und den Zweck eines jeden seiner Lehrsätze, um in dem Gebäude der Religion das Werk des Ewigen zu erkennen.

Unsere Philosophen mögen uns immer in die Ohren schreien, daß hienieden alles gut sey; das Gefühl sagt uns ganz das Gegentheil. Die Uebel, die diese Welt, physische wie moralische, verheeren, und deren Ende der Tod ist, konnten nicht in dem ursprünglichen Plane eines guten Gottes begriffen seyn. Sie verrathen sichtbar die Herabwürdigung unserer Natur, das moralische Uebel entsprang aus dem Gewissen des verschlimmerten Menschen; das physische kam aus dem moralischen Uebel; Mühseligkeiten, Leiden, Krankheiten und der Tod waren die traurige Begleitung des Irrthums und des Verbrechens.

Die Erbsünde, die der Gottlose als eine Fabel verwirft, bezeugt der Zustand des menschlichen Geschlechtes, der uns ohne ihr unerklärbar ist. Die meisten Nationen haben ihre Sagen, die darauf anspielen. Cicero sagt, es scheine, der Mensch werde hienieden für Verbrechen bestraft, die er in einem vormaligen Leben begangen hat, und Plato sagte schon vor ihm, es scheine, die Natur und Fähigkeiten des Menschen seien in seinem Stammvater verdorben worden. Die Offenbarung thut also nichts, als daß sie das bekräftigt, was die menschliche Vernunft wähnte.

Das Christenthum ist die einzige Religion, die den Menschen versichert, daß er schwach und abgewürdigt ist,

daß er einen übernatürlichen Beistand nothwendig hat; sie allein macht zwischen ihm und Gott eine genugthuende Verbindung. Die Idee eines Vaters, der sich seinen Kindern mittheilt, und ihnen den Weg weiset, an dem sie sich halten sollen, ist meinem Herzen immer werth.

Der Glaube lehrt mich, daß das göttliche Licht, das Alles erschaffen hat, und das den Menschen schon von der Geburt an erleuchtet, ihn auch noch nach seinem Falle wieder zur verlornen Würde erheben will; daß es, um ihn wieder auf den rechten Weg zurück zu bringen, mit ihm unter dem Schleier der heiligen Menschheit Jesus Umgang geflogen habe. Dieser Glaube versichert mich, daß die, die an ihn und durch ihn glauben, Kinder und Freunde Gottes werden. Dieser göttliche Gebieter hat die glänzendsten Zeugnisse für sich. Ich sehe, daß rund um mich her alle jene, die ihm folgen, wirklich neue Menschen geworden sind, indessen andere in dem Wuste des Lasters herumwühlen. Vor Freude entzückt reihe ich mich an die erstern, und erkenne in Christus den Weg, die Wahrheit und das Leben.

Der Glaube befürchtet nichts von der Durchforschung eines tugendhaften Philosophen; wie mehr man Verstand und Gerechtigkeitsliebe besitzt, je mehr fühlt man seine Schönheit: Das einzige, was sich seinen Vorschritten in Weg stellt, ist die Unredlichkeit des falschen Schöngeistes, oder verdorbenen Sophisten.

Der Glaube besteht nicht darin, daß man Wunder glaubet, ohne Beweise dafür zu haben, sondern auf unverdächtige Zeugnisse sich Wahrheiten zu unterwerfen, die die Vernunft zwar nicht begreift, die sie aber genehmigt.

Es ist eine Beleidigung des Glaubens, wenn man glaubt, daß er die Vernunft zum Opfer begehre; die Vernunft ist die Basis des Glaubens. Er, der Glaube wird sich im Himmel verlieren, aber die Vernunft bleibt ewig.

Die Vernunft sieht es, daß ein höchstverständiges Wesen die Welt erschaffen hat; daß Gott dem Menschen einen Geist gegeben hat, der den Körper überlebt; daß er sich

ihm hat offenbaren müssen. . . . Der Glaube hat diese Wahrheiten bestätigt, und macht aus Zweifeln Gewißheit.

Was immer für ein Studium sich der Mensch aus der Religion macht, so kann sie ihn zum Glauben gefaßt machen, aber ihm den Glauben nicht geben. Der Glaube ist ein übernatürliches Geschenke, das Gott nur der Reinigkeit und Unterwürfigkeit des Herzens verleihet.

Der Glaube herrscht über die Vernunft, die Gnade über die Natur, und die Liebthätigkeit über die Liebe zu sich selbst. Alles, was von Gott kömmt, ist gut; da aber der Mensch von allem Mißbrauch macht, fällt die Natur, und die Gnade erhebt sie wieder, die Vernunft wanket, der Glaube unterstützt sie, die Selbstliebe macht ihn blind, die Liebthätigkeit öffnet ihm die Augen und leitet ihn; ohne den Beistand des Herrn werden uns seine Geschenke zu schädlichen Werkzeugen unsers Verderbens.

Die erste Pflicht unserer Vernunft ist ihre Grenzen zu kennen; so bald sie sich über die körperliche Natur erheben will, fehlt es ihr an Begriffen; um dieser Vernunft wegen hat die Gottheit sich gewürdigt unsere Organe zu entlehnen, damit sie zu unsern Sinnen reden konnte.

Fides ex auditu, sagt die Schrift; und damit ist das Wort Gottes hergestellt. Die Grundlage des Glaubens, die Vernunft allein kann sich zu den großen Wahrheiten nicht emporschwingen, die zu Gott führen; allein sie kann dieselbe anerkennen, wenn sie ihr verkündigt worden sind.

Ohne den Glauben werden die meisten physischen und selbst moralischen Wahrheiten wanken; das Daseyn Gottes, seine Vorsehung, das Daseyn der Seele, selbst die Existenz der Körper — alles ist bestritten worden; der Glaube hat allein das, was die Vernunft nur undeutlich sah, gründlich befestiget.

Nachdem sich die göttliche Natur gewürdigt hat, sich dem Menschen mitzutheilen, so ist's eine nothwendige Folge, daß der Glaube seiner Natur hat zu Hülf kommen müssen: Vernunft und Glaube haben einen und den nämlichen Ur-

sprung; aber der Glaube muß mit uns dort anfangen, wo die Vernunft uns verläßt.

Unser Glaube ist in der Schrift und in der Tradition enthalten: Darin liegt die wahre Theologie; denn was die Scholastik betrifft, so sagt man freilich, sie sey die Schutzwehr des Glaubens; aber das heißt einen Felsen in Stroh verwahren.

Von Christus an bis auf uns war eine Reihe heiliger Schriftgelehrter, deren Schriften, die so authentisch sind als die Bibel, die sie erklären, aller Neuerungssucht eine unübersteigliche Brustwehr entgegenstellen.

Nichts im Universo kann Zeugnisse aufweisen, die mit jenen in Vergleich kommen, auf die sich unser Glaube stützet. Sein Ursprung geht zurück bis auf den Ursprung der Welt, und ist von Jahrhundert zu Jahrhundert verkündiget worden. Christus hat alles bewahrheitet, und gründete ein Gesetz, das durch eine Reihe von Zeugen ist bewährt worden, die den gegenwärtigen Augenblick an die Schöpfung anketten. Man suche in der Geschichte der Welt eine Kette, die so ununterbrochen fortläuft, und wo jedes Glied so gut in das andere paßt.

Wenn man den Text des alten Testaments selbst nur als Menschenwerk ansieht, so ist er das schätzbarste Monument, das uns die Vorsehung aufbewahrt hat; wir haben nichts, das seinem Alterthume gleich kömmt; weder der Vedam der Indier, noch die viel ältern Bücher der Chinesen, steigen nicht auf 1500 Jahre vor unserer Zeitrechnung. Wenn die Entfernung der Orte, der Zeiten, wenn das Genie der hebräischen Sprache und die Uebersetzungen einige Dunkelheit darüber verbreitet haben, so muß dieß nicht der Gegenstand einer Kritik seyn, die Mückenfängerin ist, sondern man muß den Geist darin fassen.

Justinus macht den Abraham zum König von Damas, gibt ihm Israel zu seinem Sohne, und läßt diesen 10 Kinder erzeugen. Er erzählt die ganze Geschichte des Joseph, und macht Moses zu seinem Sohne. Er sagt, daß die

Egyptier das hebräische Volk wegen seinem Aussatz verjagt hätten; daß dieses Volk, da es unter der Anführung Moses davon zog, die Götter der Egyptier mit sich nahm, und von diesen sey verfolgt worden; daß aber die Egyptier durch ein Donnerwetter seyen umgekommen, daß Moses sein Volk in die Wüste geführet habe, und am siebenten Tage, den er als den Tag der Ruhe heiligte, auf dem Berg Sinai angekommen sey. Diese Erzählung, obwohl sie verstümmelt ist, dient unserer Schrift zum unverdächtigen Beweisthum.

Die Ungläubigen triumphiren, daß sie die Unbedeutenheit des jüdischen Volkes dem Glanze großer Nationen gegenüberstellen; allein alle diese Reiche, die in so großem Rufe stehen, zeigen uns nur was Menschliches; sie gleichen großen Strömen, wovon keine Spur übrig bleibt.

Das jüdische Volk hat unauslöschliche Kennzeichen und besteht noch. Städte und Königreiche sterben, wie ihre gebrechlichen Stifter; aber das Gesetz, das den Hebräern gegeben wurde, schwamm auf dem alles verschlingenden Ocean der Zeiten.

Die Erhaltung des jüdischen Volkes, so wie es noch seit achtzehn Jahrhunderten besteht, ist ein Wunder, das wir stets vor Augen haben. Dieses Volk ist das einzige, das in allen Zeiten den wahren Gott erkannt und angebetet hat: Es ist der Verwahrer seiner Orakel, aus ihm strahlte das Licht hervor. Sein Verbrechen ist, daß es dieses Licht verkannt hat, und dieses Verbrechen wurde mit seinem Sturze bestraft. Alle Anstrengungen zu seiner Wiederherstellung waren vergebens; aber auch alle Gewaltthätigkeiten, die man gegen dasselbe ausübte, die schrecklichsten Metzeleien, die es unter mehrern Nationen erfuhr, haben es nicht aufreiben können.

Das Original des neuen Testaments und die Uebersetzung der 70 Dollmetscher ist in einem rauhen, barbarischen Griechisch geschrieben, das das Volk zu selber Zeit sprach. Dieß beweist, daß das Wort Gottes keines Sprachschmuckes be-

darf. Die Schriften der berühmtesten Philosophen sind weit unter diesem groben Griechisch, wenn man auf die Beredsamkeit Rücksicht nehmen will, mit der die Sachen darin vorgetragen werden.

Die Weisen aller Zeiten haben nur gestammelt, wenn sie von der Gottheit und der Bestimmung des Menschen reden wollten. In den letztern Zeiten haben jene, die, wie Plato, wegen der Gründlichkeit ihrer Lehren die göttlichen genannt wurden, bei den überall verbreiteten Juden geschöpft; Pythagoras war selbst beschnitten. Unsere modernen Philosophen sind selbst der Offenbarung, auf die sie losgehen, Dank schuldig.

Man findet in den Schriften der Weisen einige Wahrheiten: aber nur in unserer Schrift findet man sie in einer ordentlichen Reihe gesammelt. Rousseau sagt, daß die Erhabenheit der Evangelien allein, auch ohne Wunder, jeden Geist würde bezwungen haben.

Unsere Schöngeister lesen, und können sich nicht satt lesen an einem Plato, Seneka, Cicero: einige zerstreute Lichtfunken setzen sie in eine Verwunderung, die an Enthusiasmus grenzt; und Ströme des hellesten Lichts in den Reden Christi rühren sie kaum. Woher kann wohl dieser unbillige Vorzug kommen? — Er liegt darin, daß die Philosophen nur anrathen, was Christus befiehlt.

Eiteln Menschen scheint die heilige Schrift dunkel und voll Widersprüche zu seyn. Falsche Kritik und ein Geist der Spitzfindigkeit stoßen sich an jeder Seite, indessen gerade Herzen das darin verborgene Manna finden.

Das Evangelium ist ein Unterricht der Reinheit und Vollkommenheit, die über alle eitle Betrachtungen dieser Welt so erhaben ist, daß man wohl fühlt, daß nur Gott seinen Menschen solche Wege vorzeichnen könne, und dieses gründet den Glauben des einfältigen Gläubigers, der nicht fähig ist, die Beweise zu ergründen.

Der Lehrsatz von der Fleischwerdung, die Grundlage unsers Glaubens, ist Zweifels ohne unendlich über unsere

Vernunft erhaben, und sie konnte es nie wagen ihn vorzusehen; er ist aber nicht dawider. Wahr ist es, er würde wider die Vernunft laufen, wenn wir sagten, daß in Christus die göttliche Natur sich mit der unsrigen vermengt habe; daß sie gelitten habe, daß Christus als Gott der Gottheit genug gethan habe; allein unser Glaube sagt, daß die beiden Naturen von einander unterschieden waren, daß die menschliche Natur allein gelitten und Gott genug gethan habe.

Die Feinde des Glaubens schreiben ihm gerne Ungereimtheiten zu; sie verläumden uns, wie es vormals die Heiden machten, weil sie unsere Lehrsätze nicht kennen. Möchten sie doch wissen, daß wir, selbst in Jesus Christus, nur einen Gott anbeten, und daß Christus durch die Menschheit unser Bruder ist.

Es ist ungereimt, sagt der heilige Hieronymus, daß man denke, die Gottheit, die alles erfüllt, könne innerhalb dem engen Raume eines menschlichen Körpers eingeschlossen gewesen seyn; das Wort war ganz in dem Sohn des Menschen, weil sich die göttliche Natur nicht zertheilet; aber der Sohn Gottes war zu gleicher Zeit in dem Schooße seines Vaters und bei den Engeln.

In diesem großen Geheimnisse ist der Mensch durch die Annahme seiner Natur erhöhet worden, ohne daß das Wort einige Veränderung erlitten hätte; und während Christus als Mensch in einer kleinen Gegend der Erde sein Amt vollbrachte, erfüllte er als das Wort Erde und Himmeln mit seiner Majestät.

Die nemliche Güte, die Gott vermochte den Menschen zu erschaffen, hat ihn auch bewogen, ihn nach seinem Falle wieder aufzuheben: Diese zweite Wohlthat nimmt seiner Größe so wenig als die erste.

Hat sich Gott dadurch herabgesetzt, daß er diese Welt schuf, daß er mit seiner Hand die verschiedenen Gestalten so vieler Thiere zeichnete, daß er den Menschen an die Spitze dieser ganzen Haushaltung stellte, und ihm eine Frei-

heit gab, die ihn faſt zum Theilnehmer ſeiner Rathſchlüſſe zu machen ſcheint? Warum ſoll er ſich erniedrigt haben, da er ſich mit dem geheiligten Menſchen vereinigte, den er als das Haupt und das Vorbild aller hat aufſtellen wollen?

Alle Einwürfe wider die Menſchwerdung kommen von den falſchen Begriffen her, die wir hienieden von der Ehre haben, wo ein König ſich nicht mit ſeinem Knechte vereinigt: anders verhält es ſich aber mit Gott, der ſich nur mit ſeinen Dienern vereinigen kann.

Die Menſchen haben nur einen falſchen Begriff von Größe; ſo wie alle mathematiſche Größe in dem Unendlichen Nichts iſt, ſo verſchwindet auch all unſere moraliſche Größe vor der unerſchaffenen Weisheit. Nur Gott allein iſt wahre Größe, und die Geſchöpfe entlehnen nur einige Züge derſelben von ihm. In der Menſchheit iſt nichts wahrhaft groß als Chriſtus, keine wahre Wiſſenſchaft als die ſeinige.

Unfehlbar würdigte ſich Gott darum, mit dem Menſchen Eins zu werden, weil das vortrefflichſte in unſerer Natur liegt. Alſo weder Macht, noch Menſchenruhm (Dinge, die immer ſehr geringfügig ſind) ſondern die Tugend iſt es, und zwar der höchſte Grad von Tugend, die Salomon in dem Gerechten ſchildert, den die Gottloſen verabſcheuen und einem ſchimpflichen Tode überlaſſen. Die Heiden ſelbſt haben eine Idee von dieſer Erhabenheit der verfolgten Tugend gehabt; ſie iſt das ſchönſte Schauſpiel, das die Erde dem Himmel geben kann, ſagte einer der Alten; Plato redet von dem Gerechten, der von ſeinen Mitbürgern, die er mit Wohlthaten überhäuft hatte, ans Kreuz geheftet wurde; alles dieſes iſt noch weit unter Chriſtus.

Eitle Menſchen verkennen Chriſtum unter dem Strohdache; — ich — würde ihn unter dem Purpur verkennen; ſie verkennen ihn in dem Gefolge von zwölf Armen; ich würde ihn an der Spitze zahlreicher Armeen verkennen. Die Schmach des Kreuzes entfernt ſie nun vollends von ihm, und gerade dieſe Schmach malet den letzten Charakterzug zu ſeiner Größe.

Alle Gesetzgeber sind nichts als Menschen gewesen: Moses, Elias und alle Propheten haben sich Diener Gottes genennt. Mahomet, so ganz keck er war, hat nur diesen Titel angenommen. Keinen gab es in der Weltgeschichte als Christum allein, der sich den Sohn Gottes genennt hat, gleich seinem Vater, und der auch solche Werke verrichtet hat, ohne dafür einen andern Lohn als den Tod zu erwarten.

Wenn ein so sehr wider alle menschliche Begriffe streitendes Dogma, als dieses der Gottheit Christi hätte umgestürzt werden können, so hätte es zu einer Zeit geschehen müssen, die so nahe an seinem sterblichen Leben war, nämlich damals, als der Arrianismus die Kirche in die betrübteste Lage setzte. Doch hat dieser Lehrsatz triumphirt, hat über die Macht der Kaiser und über die Wuth der Arrianer gesiegt.

Gewiß ist es, daß die Patriarchen und die geistigen Juden an einen göttlichen Messias und den Urheber der Gerechtigkeit glaubten. Daturum se nobis, sagt Zacharias. Der Talmud redet von einem leidenden Messias. Wirklich, welchen Antheil kann ein vernünftiger Mensch an einem Eroberer nehmen, der in mehrern Jahrhunderten verheißen wird. Nur die rohen Juden konnten einen solchen erwarten; so wie unsere schlechte Christen gerne einen hätten, der ihrem Stolz das Siegel aufdrückte.

Die Erwartung eines Messias, des Befreiers, war zu Christus Zeiten so allgemein, daß Tacitus davon als von einer Tradition redet, die im ganzen Orient verbreitet war; die Schmeichelei machte seitdem die Anwendung davon auf Vespasian. Man war weit entfernt, den Erlöser des Menschengeschlechts in einem Städtchen von Judäa zu suchen.

Christus kömmt in dieser Zeit unter einer Außenhülle an, die seiner würdiger war als die Hoheit eines Königs. Vor der Vollendung seines Opfers sagte er die Einführung seiner Religion und den Sturz der Juden vor. Zwölf gemeine Menschen verkündigen Nationen, die dem Luxus und einer stolzen Philosophie ergeben waren, einen hingerichteten

Juden als Gott. Alles trifft so ein, wie es Christus vorhergesagt hatte; seine Nation fällt, der Tempel wird zerstört; die Nationen nehmen das Evangelium an: das Instrument der schimpflichsten Todesstrafe wird im Reiche verehrt, und letztlich, das stolze Rom wird die Hauptstadt der christlichen Welt.

Welch ein Name kann dem Namen Christi verglichen werden? Zu welcher Herrlichkeit hat Gott nicht den Menschen in ihm erhoben? Alle Macht, wie er selbst sagt, ist ihm auf Erden und in dem Himmel gegeben. Die himmlischen Geister sind ihm unterthan; er ist der Mittelpunkt und das Band der ganzen Schöpfung.

Alle Revolutionen des Reichs sind nur Auftritte des Augenblicks; nur ein solcher Moment ist dauernd, und für den ist alles angeordnet: Der Moment Christi.

Als sich das göttliche Wort in unser Fleisch hüllte, hat es ein Bündniß mit der ganzen Menschheit gemacht; die Auserwählung Christi ist auch unsere, die Menschen gestalten, durch die Liebthätigkeit vereinigt, eine geheimnißvolle Kette, wovon ein einziges Glied mit der Gottheit vereinigt zu Gott erhebt, und alle dahin führt, die sich fest daran halten.

Als Christus gegen Himmel stieg, hat er die Erde nicht verlassen; er ist noch unter uns gegenwärtig, wie er es in Judäa war. Was würde es auf jene, die seine Gegenwart auf unsern Altären, sein erkanntes Priesterthum, sein immer lebendiges Wort nicht rührt, für einen Eindruck gemacht haben, wenn sie ihn der Schande und dem Kreuzestode hätten überlassen gesehen?

Ohne Opferungen gibt es keine Religion; sie sind so alt als die Welt. Das Opfer des neuen Gesetzes ist nur eine Wiederholung der Menschwerdung: Die Handlungen Gottes haben ein Ende. Sein Wort, das nicht vergeht, ist von fortdauernder Wirksamkeit. Es ist jenes Wort, das noch zu den Thieren spricht: vermehrt euch; zu den

Pflanzen, wachset; und dieses Wort, macht die Gegenwart Christi auf unsern Altären wirklich.

Alles stimmt in Christus mit seiner Lehre überein, die nur Demuth und Selbstverläugnung predigt. Von armen Eltern geboren, obwohl aus königlichem Geblüte, verbirgt er sich die ersten dreißig Jahre seines Lebens; die letztern drei waren die Jahre der Thätigkeit, während welchen er seine ganze Allmacht sehen ließ; auf einmal thut er darauf Verzicht, und überläßt sich der Wuth seiner Feinde. Er that nichts für die Zeit; seine Glorie kam erst nach seinem Tode.

Wenn Christus nicht vom Tode ist erweckt worden, so ist unser Glaube vergeblich, sagte der heilige Paulus, selbst zur Zeit dieses großen Ereignisses; aber auch Gott würde uns betrogen haben, wenn er gewollt hätte, daß das erhabenste Gesetz, der vollkommenste Cultus, das Werk eines Betrügers seyn sollte, der sich freiwillig aufopfert, und auch andere beredet, dieses zu thun.

Man durchforsche die Schriften und den Gang der Jünger Christi mit einem bedachtsamen Auge; alles athmet darin Liebe zum Wahren und Gerechten. In seinem Namen und seine Auferstehung zu bezeugen haben sie Wunder gewirket, die die Feinde der Religion und Julian selbst nicht in Abrede stellen konnten. Müßte man sie nicht für Atheisten und Unsinnige halten, wenn man behaupten wollte, sie hätten die Welt täuschen wollen, da sie noch auf dem Blutgerüste die Auferstehung eines Verbrechers bezeugten, dessen Leichnam sie gestohlen hätten.

Warum hat aber Christus seine glorreiche Auferstehung nicht den Augen der ganzen Nation kund gethan? — Aber die folgende Generation hätte auch immer die vorgegangenen Lügen strafen können. Er hätte sich also jederzeit und an allen Orten sehen lassen müssen. Er that es auch wirklich, aber auf eine Art, die in dem Herzen der Gläubigen seiner viel würdiger war.

Christus Lehre hat mit allem dem, was in den mensch-

lichen Geist Eingang findet, nichts gemein. In ihr herrscht unmittelbar ein neuer Geist, der von allem Irdischen befreit ist. Nur dieser Christus nemlich, und jene, die darnach redeten, haben mit diesem Lichte geglänzet.

Selig sind die Weinenden — — Wehe den Reichen — — Eine Moral, die sich der menschliche Geist nicht beifallen läßt; die kein Mensch das Herz hatte zu wagen; aber die Wahrheit selbst wußte zu gut, daß es dem Menschen nützlich ist, daß er geprüft werde: der Christ kann leiden müssen, aber niemals unglücklich sein?

Feige Seelen empört diese göttliche Lehre; aber starke Seelen, als Justinus, Laktantius, und die ersten Weisen, die das Christenthum angenommen haben, wurden vor Verwunderung hingerissen.

In welch zärtlichen, holden Zügen entwarf uns nicht Christus das Bild der Gottheit! Wer kann, ohne bis zu Thränen gerührt zu werden, jene erhabne Bitte lesen, die er in dem Augenblicke seiner Aufopferung an seinen Vater that! es ist so zu sagen, sein letzter Wille, den er sterbend den Menschen kund machte; darin enthüllt sich der große Zweck, warum er sich zu Sterblichen herabließ; er fordert darum zu wiederholten malen, daß wir nur Eins mit ihm ausmachen sollen, so wie er Eines mit seinem Vater ist, und beruft uns alle zu jener unaussprechlichen Einigkeit, die der Zweck der ganzen Religion ist.

Der Mensch, der in Christus glaubt, darf sich nicht mehr über seine Schwäche beklagen; er hat einen Meister, der ihm den Weg vorzeichnet, und ihm leuchtet: seine Gnade ist der Seele das, was das Licht dem Auge ist; aber — das Auge kann sich schließen, daß es das Licht nicht sieht.

Kirche.

Die Kirche ist jene heilige Stadt, die Gott Christo übergeben, und ihn zum ewigen Oberprieſter derſelben eingeweihet hat; hienieden befindet ſie ſich in der Zeit der Prüfung, und iſt den Widerſprüchen unterworfen; allein er iſt allzeit mitten in ihr, und hat auch verheißen, daß er ſie bis ans Ende und Scheidung der beiden Städte aufrecht halten wolle.

Die Verſammlung der Auserwählten im Himmel und die der Gläubigen auf der Erde machen eine und dieſelbe Kirche aus, wo alles, Gebet, Geiſt und Verdienſte gemeinſchaftlich ſein müſſen. Wer alſo zu dieſer Kirche gehören will, muß ſich mit ſeinen Neigungen dahin wenden, wo ihrer eine ewige Dauer wartet.

Was iſt wohl hienieden eines Gottes würdiger, als jene zahlreiche und heilige Geſellſchaft, die mit dem Oberhaupte, das ſie gegründet hat, vereinigt, die Wege geht, die er ihr vorzeichnet? Die Kirche, die in allen Gegenden des Erdbodens verbreitet iſt, iſt das Volk, das zur Verherrlichung Gottes iſt auserwählt worden, in deſſen Schooße einſt ſeine großen Schickſale ſich enden müſſen. Man vergleiche damit jene Fantome menſchlicher Größe, die in dem Augenblicke ihres Entſtehens wieder verſchwinden.

Von den vier großen Monarchien, die Daniel geweißagt hat, iſt Rom jene, die, da ſie die ganze Erde unter eine Herrſchaft und Sprache vereinigt hat, das meiſte zur Verkündung des Evangeliums beitrug. Das nemliche Rom, das 11 Jahrhunderte hindurch die Hauptſtadt der heidniſchen Welt war, iſt heut zu Tag die Hauptſtadt der chriſtlichen Welt, und zählt als dieſe mehr als die Hälfte Zeit ihrer Dauer; ſie allein iſt dem allgemeinen Schiffbruche entkommen.

Die Kirche hat den Glauben und die Moral in Verwahr, deren Reinheit nichts verderben kann. Wenn auch

alle Hirten von einem allgemeinen Verderben hingerissen würden, so würde ihr Ausspruch über diesen Hauptpunkt nichts destoweniger unfehlbar sein.

Nichts beweist die Nothwendigkeit eines Depot mehr, als die Streitigkeiten mit den Ketzern. Man findet nicht einen Punkt der Lehre mehr, der nicht angegriffen worden ist.

Der Katholicismus ist der einzige unerschütterliche Mittelpunkt aller evangelischen Wahrheiten. Die Verirrungen deren, die sich davon getrennt haben, beweisen es genugsam. Sie arten stufenweise aus; erst in Socinianer, dann in Deisten, und letztlich in Isten, die gar nichts mehr sind. Wird der Glaube nur in einem Punkte erschüttert, so wird alles hinfällig.

Die Dinge haben seit Christus bis auf uns eine ganz andere Gestalt bekommen; es hat sich alles sehr verändert; so sprechen mit den Reformirten die Halbchristen; aber besteht denn nicht noch das nemliche Evangelium, das nemliche Glaubensbekenntniß, der nemliche Glaube an die Dreieinigkeit, an die Menschwerdung, sind nicht noch die nemlichen Sakramente; das Dogma ist noch unzertheilt wie die Sittenlehre. Was liegt an dem Uebrigen? Es greift den Grund und die Reinheit der Religion nicht im Geringsten an.

Wenn man im heiligen Justin und einigen andern Vätern, die fast Zeitgenossen der Apostel waren, das Detail der Versammlungen liest, die wegen dem Meßopfer gehalten wurden, wie kann man es noch wagen, die Kirche erlittener Abänderungen zu beschuldigen? Man findet darin die Vorbereitung zum Meßopfer durch das Lesen der Schrift, den Unterricht des Hirten, die Aufopferung, den Beitritt des Volks, die Austheilung des Abendmahlbrods, das für den Körper und Blut Christi erklärt wurde. — Diese alte Liturgie ist noch heut zu Tag die der römischen Kirche.

Die Kirche, die in Glaubenssachen die höchste Gewalt hat, hat keine zeitlichen Rechte; ihr göttliches Oberhaupt hat dieses sehr ausdrücklich ausgemacht. Es hat ihr zur

Aussteuer nichts gelassen, als was ihr die Gläubigen freiwillig anbieten, und einige aufgeklärte Hirten haben selbst der frommen Freigebigkeit Schranken gesetzt. Jede Reform, die nichts anders als eine weise Vertheilung dieser Güter zur Absicht hat, wird allzeit vortheilhaft sein.

Die Frömmigkeit der Gläubigen hat die Diener des Altars bereichert, und dieser Reichthum ist die Quelle der Aergernisse, die man in dem Priesterstande beweinet; allein, wenn diese Mißbräuche vermögend wären, diesen Stand verwerflich zu machen, so ist wahrlich nichts in der Welt, das der Verweisung entgeht. Gott hat es nicht verheißen, daß er allzeit Engel an die Spitze seiner Heerde stellen wolle; gewiß jeder aufgeklärte Katholik wird über manche Punkte etwas einzuwenden haben.

Das Priesterthum promulgirt das Gesetz Gottes, und erhält es von Jahrhundert zu Jahrhundert; man wird keinen armen Bauern finden, der nicht heut zu Tag von den Pflichten des Menschen besseren Bericht zu geben weiß, als einst die Weisen des Alterthums.

Mag man sich doch in der Welt immer über die Einfalt der Landpriester lustig machen! Es gibt nichts ehrwürdigers als dieses Corp von Hirten, wovon jeder eine kleine Heerde unter sich hat, mit welcher er das nüchterne und arbeitsame Leben theilt; sie unterrichten den Landmann in den ewigen Wahrheiten des Evangeliums, und predigen ihm Gehorsam gegen die Gesetze.

Sie unterrichten das Volk, in seinen Pflichten gegen Gott, den Fürsten und sich selbst. Eine Million Menschen würde ohne den Unterricht dieser Diener der Religion mehr eine fürchterliche Heerde reissender Thiere sein, als eine Nation. Welch ein Amt kann einem so wesentlichen, so edeln Geschäfte gleich geschätzt werden?

Die Verachtung, die man den Dienern des Altars erweiset, ist immer eine Folge von der Geringschätzung der Religion. Der Mensch, der ihr Joch abgeworfen hat, wird

ihrer Diener überdrüssig, er zieht dem, der ihn warnet und heilen will, das niedrigste Instrument seiner Vergnügungen vor.

Wozu so viele Klöster, sagt man? — Es kann sein, daß wir zu viel haben, und man könnte ihre Zahl vermindern; aber es gibt Klöster in den großen und Hauptstädten, die die Zierde derselben sind, wo man ordentlich milde Spenden hält, wo man der Jugend Unterricht gibt, und zum Kirchendienste beihilft, und die ungleich weniger Aufwand machen, als mancher reichbesoldete Müssiggänger.

Man verläumdet die Kirche, wenn man ihr die abergläubischen Handlungen und Gebräuche zumuthet, die mit der Zeit den Gottesdienst verunstaltet haben. Man hat zu allen Zeiten die Leichtgläubigkeit des Volkes mißbraucht, und von dem Stocke des Romulus bis zu den Zuckungen gab es Schelmereien genug. In Hinsicht auf Wunder muß man sich an den Geschmack des Volkes halten, und diese Irrthümer sind von geringer Folge, und haben nichts zu bedeuten, so lang sie nicht das Dogma oder die Sitten angreifen.

Die Kirche weiß nichts von den Grausamkeiten, die für die Sache der Religion, und zuweilen auch unter ihrem Namen verübt wurden; denn sie gebietet den Menschen, daß sie sich einander lieben, und nicht würgen sollen. Die Aufmetzelung so vieler Juden, die Verbannung und Ausrottung der Albigenser, der Tempelherrn, die schreckliche Metzge der heiligen Bartolomäusnacht, die Scheiterhaufen der Inquisition, alle diese Schrecken sind Gräuelthaten des Fanatismus und der Politik.

Die Strafe, womit die Kirche seufzend die Ketzer belegt, besteht nur in der Ausschließung von ihrer Gemeinde; allein die weltliche Macht, die die Stöße fühlte, die eine Rivalität der Gottesdienste dem Staate gibt, hat dem großen Ungewitter zuvorkommen wollen. Wo der Gläubige nur einen verirrten Bruder sieht, dort sieht der Staat einen aufrührischen Unterthan.

Die Disciplin bedurfte zu Luthers Zeit eine Reform, und diese wär ihr auch heut zu Tage noch nothwendig; allein dieser vorgebliche Reformator, der eine Trennung wünschte, hat die Lehre wider den Glauben der ersten Jahrhunderte und die Worte Christi verstümmelt, er hat, wie die Schrift sagt, den Stoff zerrissen, indem er die Verzierungen davon herabriß, er wollte ein Gebäude ausbessern, und stürzte es vollends ein.

Nach der Trennung sah Luther den Calvin, den Stork, Carlostat, Münzer ꝛc. sich mit ihm gegen die Kirche auflehnen, und in der Folge wider ihn selbst; jeder Schüler wollte selbst Meister sein; ein jeder wollte sich zum Oberhaupte schwingen. Sobald die Einigkeit gebrochen ist, hat einer so viel Recht als der andere, und zuletzt gäb es soviel Religionen als Menschen sind, ja selbst in dem Kopfe jedes einzelnen Menschen würde sie nach seiner jedesmaligen Verfassung eine andere Gestalt annehmen.

Luther heirathet öffentlich eine Klosterfrau; Calvin läßt den Servet verbrennen: ihre Schüler liefern ihrem Souverain siebzehn Bataillen, und lassen in Deutschland eine Million Menschen aufwürgen. Die Tempel wurden verbrannt, die Klöster geschändet; Feuer und Schwert waren die Vorläufer dieser neuen Apostel. Die ersten Christen hielten ihren Glauben auf eine würdigere Art aufrecht: sie mordeten nicht, sie ließen sich auf die Schlachtbank führen.

Gott läßt es zu, daß seine Religion in einer Gegend aufhört die Herrschende zu sein; allein sie befinde sich auf dem Gipfel ihrer Größe, oder in der Erniedrigung, so ist sie in beiden Fällen heiligmachend. Erniedrigung und Verfolgung sind selbst die Epoche ihres herrlichsten Triumphes. Sie erhält ihren Glanz nicht von außen, sondern von dem Oberhaupte, das sie innerlich beherrscht.

Christus ist der einzige Gegenstand des Kultus der Kirche; sie weihet den Verfolg des Jahres der Feierung der Handlungen und Begebenheiten des sterblichen Lebens Christi. Wenn sie in den meisten dieser Feierlichkeiten der

heiligen Jungfrau, der Apostel und der Heiligen gedenke, so geschieht es alles um Jesus Christus willen, des Urhebers ihrer Verdienste und ihrer Glorie.

Das äußere Zeremoniel trachtet nur dahin, das innere zu leiten und den Geist zu erheben. Wie erhaben sind nicht jene göttliche Gesänge (Cantica) die die Kirche in ihren Festen angenommen hat! Wie rührend sind ihre Gebete! Wie ganz anders wirkt der Gott, dem wir dienen, auf die Seele, als die kalte und unwillige Gottheit unserer Philosophen.

Eine Reform, die alles Aeußere, und selbst die fühlbaren Zeichen unterdrückt, mit welchen Christus seine Gnaden hat verbunden wissen wollen, zeigt uns nichts als einen leblosen Leichnam, woraus täglich neue Sekten wachsen, die in ihre Irrthümer verliebt sind.

Was ist wohl aus dem Arianismus geworden, der die ganze Erde angesteckt hat? Was aus dem Pelagianismus, und so viel andern Sekten? — Sie sind alle verschwunden. Auch der vorgeblichen Reforme wird es so ergehen. Schon ist sie in mehr als vier und zwanzig Sekten getheilt, wovon der Anabaptismus allein mehr als vierzehn hervorgebracht hat. Diese Sekten anathematisiren einander, und sind nur in so weit einig, als sie insgesammt wider die Wahrheit streiten. Der Irrthum wird geboren, verbreitet sich, und besteht einige Zeit; allein der wahre Glaube hat immer gesiegt — gesiegt über Ketzer und Fürsten, die sich gegen ihn bewaffnet haben.

Außer der Kirche ist kein Heil; — Eine Maxime, die die Ungläubigen empört, die aber sehr gerecht ist. Die Kirche schließt all jene aus dem Reiche Christi aus, die nicht an ihn glauben. Welche nicht an Kindesstelle angenommen worden, haben auch kein Recht zur Erbschaft. — Was wird also aus ihnen? Eine Frage, die für einen Christen sehr unbescheiden ist; ihm steht nur zu, daß er sich der Verheißungen würdig mache, die ihm gegeben worden sind, und daß er glaube, eine gütige Gottheit werde n

die Unschuld strafen, und stets Mittel haben, die ganz außer unsern Systemen sind, den Gerechten aufzuklären und zu bekrönen, in welchem Jahrhunderte und an welchem Orte er auch immer leben mag.

Die Kirchengeschichte macht auf den Geist nicht immer den nämlichen, sondern einen ganz verschiedenen Eindruck, je nachdem er sich nämlich in einer Verfassung befindet. Kaum hatten sich die Verfolgungen der drei ersten Jahrhunderte geendet, so wurde ihr erster Sitz schon der Raub der Intrique. Trennungen und Ketzereien versetzten sie in den traurigsten Zustand; die Concilien vermehren sich, Päpste anathematisiren einander, Luxus, Geiz, und Ehrsucht stecken die Priesterschaft gleich einer schnell um sich greifenden Pest an. Alle diese Unordnungen machen dem unaufgeklärten Menschen den Glauben verdächtig; allein der Scharfsinnigere, der kein Urtheil spricht, das nicht seine völlige Reife erlangt hat, urtheilt ganz anders davon; er sagt, eine Kirche, die weder durch die Einfälle der Barbarn, noch durch die Spitzfindigkeiten eines Photius, noch durch die Gegenconcilien der Kaiser, noch durch die Verschlimmerung der Päpste, noch auch durch die Unwissenheit und das allgemeine Verderbniß der Priester gestürzt werden konnte, mußte nothwendig durch den Arm des Allmächtigen beständig aufrecht gehalten werden.

Schon vor mehr als dreihundert Jahren machten unsere Väter den Neuerern den Vorwurf, daß sie von einem ganz neuen Ursprunge wären, und folglich nicht die wahre Kirche seyn könnten, derer unterscheidender Karakter die lange Fortdauer ist. So viele Jahrhunderte, die seitdem verflossen sind, geben diesem Beweise gegen die heutigen Neuerer eine unüberwindliche Stärke.

Ungläubige.

Nach dem Geständnisse unserer Philosophen dürfte man, wenn eine Gesellschaft existirte, die wider die Religion, wider alles, was den Menschen an Menschen, und den Menschen an Gott kettet, eine Verschwörung gemacht hätte, nicht genug eilen, diese Gesellschaft zu zernichten. Aber eine solche Gesellschaft existirt nicht, sagen sie, und kann nicht existiren. Aber was ist denn dieser Haufe Schriftsteller, die sichs, unter verschiedenen Gestalten, zum Geschäft machen, an die Stelle des göttlichen Gesetzes, eine Vernunft unterzuschieben, deren Schwäche alle Jahrhunderte bezeugen?

Nichts muß so frei seyn als das Glauben; niemand kann mich zu glauben zwingen. — Das ist wahr, solang, als Zweifel in seinem Innern Platz haben, muß man den Menschen nur bedauern; allein welche Wuth verleitet einen Menschen, der weder Himmel, noch Hölle glaubt, eine vergiftete Lehre auszubreiten, die das menschliche Geschlecht seiner ganzen Verkehrtheit überläßt?

Der Wille des Menschen hat auf seinen Glauben mehr Einfluß, als man etwa denkt. Jede Wahrheit, welche sie immer sey, hat ihre Seite, die den Einwürfen offen steht, und an diese hält man sich nur allzugerne, wenn sie eine Wahrheit angreifen, die dem Menschen nicht gefällt.

Ein verfänglicher Geist, wie Bayle, faßt eine Frage immer an ihrer dunkeln Seite an, hüllt sich in die Finsternisse des menschlichen Geistes ein, und gründet auf seine Beschränktheit den Satz; man müsse an allem zweifeln. Dieses ist die Methode all' unserer Sophisten, die Baylen zu ihrem Führer gewählt haben; das Räsonnement dient ihnen zu nichts, als Zweifel auszugrübeln.

Alles ohne Untersuchung glauben ist das Eigenthümliche eines schwachen und abergläubischen Geistes; aber noch verderblicher ist es, gar nichts zu glauben. Keine Religion haben, weil es falsche Religionen giebt; die Prophezeihungen

mit Wunder läugnen, weil manchmal der Betrug dieſe glänzenden Züge der göttlichen Macht nachgeäfft hat; alle heidniſche Denkmäler verwerfen, weil ſich auch manchmal das Fabelhafte mit eingeſchlichen hat, heißt auf alle Einſicht, auf alle Erfahrung Verzicht thun, ſich einer freiwilligen Blindheit ergeben.

Damit man ſich zum Richter über die Wahrheit der Religion machen könne, muß man an keinem Stücke an dem hangen, was ſie aus ihrem Mittel verbannt, denn ſonſt wird man unvermerkt zum Ketzermacher, man wird Gegenpartei.

Vergebens bringt der Geiſt der Lüge eine Menge Schriften wider den Glauben hervor: er wird der Religion höchſtens nur ſolche Menſchen rauben, und an ſich reißen, die ohnehin ſchon wenig Glauben hatten: dieſe Broſchüren werden nicht mehr über ſie vermögen, als ſonſt die Schmähungen der Heiden, die die erſten Chriſten als dumme und eſelhafte Menſchen behandelten.

Unſere Schöngeiſter wiſſen ſich recht viel darauf, wenn ſie den Konſtantin herabſetzen, und den Julian erheben; dieſer hatte vielleicht einige gute Eigenſchaften, der andere ſeine Fehler — ja es ſollen ihm auch Verbrechen und Laſter anklleben — was thut das der Religion? — Aber was ſoll man von Julian, ihrem Orakel und Vorbilde denken? Er, der wie unſere Philoſophen im Chriſtenthume erzogen, und in den großen Wahrheiten deſſelben unterrichtet wurde, er zieht dieſen Wahrheiten den Unſinn der Aſtrologie und des Heidenthumes vor, wagt den Verſuch, durch eine raffinirte Verfolgung Götter wieder herzuſtellen, an die er nicht glaubte. Handelt ſo ein Weiſer, den der vielverſprechende Mantel der Weltweisheit umgibt?

Mit der Freiheit zu denken hat es die nämliche Beſchaffenheit, wie mit der politiſchen. Sie hat ihre Grenzen, außer denen nichts als Verwirrung und Anarchie herrſchen.

Der Menſch, der immer geneigt iſt darüber hinauszu-

gehen, bedarf wohl in einem richtigen Mittelpunkt zurückgehalten zu werden, der gleichweit von einer stupiden Unterjochung, und einer absoluten Unabhängigkeit entfernt ist.

Die Feinde der Religion sind auch die Feinde des Throns: sie sehen auf einer Seite nichts als Aberglaube, und auf der andern nichts als Unterdrückung; dieß ist jener Geist der Empörung, der alle ihre Schriften auszeichnet. Der Stolz will keinen Herrn über sich erkennen, und nagt an dem Zügel, der ihm lästigen Einhalt thut.

Eine flüchtige Kenntniß in der Philosophie, sagt Baco, führt zum Atheismus; das ist in der That wahr, der Halbgelehrte fühlt weder seine Schwäche, noch die Erhabenheit der Wahrheiten, die man ihm vorträgt; da er nicht im Stande ist, ein wenig entferntere Verhältnisse zu fassen, so verwirft er sie; — das ist wahrlich ein blödes Gesicht! —

Es gibt keine Ungereimtheit, ruft Cicero aus, die nicht von einem unserer Philosophen wäre auf die Bahn gebracht worden. Das nämliche könnten wir wohl jetzt in unsern Zeiten sagen. Sie wurden als ein Zuwachs des Verderbnisses aus Rom gejagt; die unsern sind auch heut zu Tag die Lobredner des persönlichen Interessens, des Luxus und aller Ausschweifungen.

Ist es nicht empörend, wenn man sieht, wie ein kleines, schwaches Geschöpf als der Mensch ist, ein kleiner Lichtstrahl, der kaum aus den groben Organen hervorleuchtet, mit Gott vernünftelt, von seinen Entscheidungen appellirt, und Lehrsätze verwirft, die nicht auf den Maaßstab seiner geringen Begriffe passen. Geh, verwandle dich in dein voriges Nichts, Staub! wie kannst du es wagen zu behaupten, daß der Punkt, der dein Wesen mißt, auch den Ewigen messen soll?

Mysterien empören den Unglaubigen; und die Natur führt ihn jeden Schritt auf unerforschliche Geheimnisse. Diese Millionen Welten im großen Schöpfungsraume, diese Sonnen, die in der Milchstraße aufgehäuft sind, Kometen, Planeten ꝛc. und der Zweck von allem dem — kennen wir

ihn wohl? Noch mehr — laßt uns die kleine Welt, uns selbst betrachten; kennen wir die Verbindung der drei Flüssigkeiten, wodurch der Körper belebt wird, den Nervensaft, der unsere Organe in Bewegung setzt, den Grund der Empfindung in den Thieren, die thierische und Pflanzenerzeugung? — — Welche Geheimnisse um uns herum! — Wenn uns nun die erschaffene Natur soviel Mysterien vorlegt, kann es uns noch unbegreiflich seyn, wenn wir in der Religion Geheimnisse finden, die, da sie geradezu Gott zum Gegenstande haben, nothwendig von einem unendlich höhern Range seyn müssen?

Was doch unsere Gegner für sonderbare Menschen sind! Geister des Widerspruchs, Wunderthiere der Leichtgläubigkeit und des Unglaubens: sie können die Mysterien der Religion nicht verdauen, und verdauen doch die Mysterien des Atheismus. Sie begreifen nicht, wie ein ewiger Gott seyn könne, und sie begreifen doch eine ewige Welt; sie wollen keine geistige Wesenheit zulassen, und geben ein thierisches Wesen zu; das denkt, das vernünftelt: sie wollen nicht, daß die Bekehrung der heidnischen Welt die Wirkung der Wunder sey, die die Prediger des Evangeliums gewirkt haben, und sie wollen, daß ganze Völker ihren Göttern, ihren Gebräuchen, ihren Ausschweifungen ohne Wunder sollen entsagt haben.

Die Wunder beweisen nichts. Konnte denn Gott nicht zu meiner Vernunft reden, und sie überzeugen, ohne die Ordnung der Natur zu stören, sagt der Ungläubige? Aber Gott redet mit ihm durch vielfältige Zeugnisse, die für die Religion sind; er redet mit ihm durch die Reinheit und Erhabenheit seiner Lehren, und setzt noch überdieß den Glanz seiner Wunder hinzu; wenn sich also der Ungläubige noch nicht ergibt, so liegt die Schuld nicht in Gott, weil er nicht mit ihm geredet hat, sondern in ihm selbst, weil er Gott nicht hört.

Alle Wunder läugnen, weil es auch untergeschobene gibt, heißt Gott eine Unbild anthun, und seine höchste Freiheit

mißkennen. Dieſen Weg hat er ſich auserſehen, um ſich den Menſchen anzukünden, um ſein Geſetz in einer und der andern Verbindung bekannt zu machen. Es ſtreitet nicht im geringſten mit ſeiner Unveränderlichkeit, denn da er der Natur Geſetze gab, hat er auch die Fälle vorausgeſehen, wo es für ihn glorreicher war, Abänderungen zu treffen.

Nach der neuen Philoſophie vermindert ſich die Zahl der Götter, nach dem Maße, in dem die Welt aufgeklärt iſt. Die Vielgötterei iſt die älteſte und allgemeinſte Religion; der Manichäismus hat dieſe Götter bis auf zween zuſammengeſchmolzen; in der Folge hat der Deismus nur einen Gott mehr erkennt, und endlich hat ein noch größeres Licht die Welt erleuchtet, auch dieſer Gott verſchwand, und man erkannte nichts mehr als die Natur. — Gewiß ein ſehr nettes und gar nicht weitſchichtiges Glaubensbekenntniß! —

Was kann man Vernünftiges mit Leuten reden, die das Daſein eines Gottes und die Geiſtigkeit der Seele läugnen? — Eine wunderbare Erfindung, ſagen ſie, um den Menſchen von ſeiner Geburt an bis zu ſeinem Tode durch die Furcht vor einer unſichtbaren Macht zu quälen. Mißkennt man einmal dieſe beiden Wahrheiten, ſo gibt es weder Religion, noch Moral, ja nicht einmal eine Vernunft mehr.

In dem neuen Syſtem muß die Philoſophie die Stelle der Gottheit auf Erden einnehmen. Sie iſt die Tochter der Natur, die Ausſpenderin ihrer Wohlthaten, ſie kläret die Menſchen auf und tröſtet ſie, ohne von ihnen einen Cultus zu fordern; ſie haßt ſonſt nichts als Tyrannei und Betrug, das heißt, den Altar und den Thron. Kann man ohne Herzensärger der Welt eine ſolche Gottheit vortragen hören?

Was iſt die Abſicht von allen dieſen Deklamationen? Gab es je auf der Erde nur ein einziges Volk, eine einzige Stadt, ja nur eine Familie von Philoſophen? Findet

[illegible] zween, die in allem einig sind? Dies ist die Ur-
[illegible] warum sie nichts als Federkriege erregt haben.
[illegible] Anbeter einer blinden Natur haben endlich die
[illegible] abgezogen. Bis jetzt waren sie mit der Vollkommen-
[illegible] christlichen Moral verstanden; nun aber geben sie
[illegible] erkennen, daß diese Moral es war, die sie wider
[illegible] Christenthum aufbrachte; sie, sagt einer ihrer Doktoren,
[illegible] eine barbarische Sittenlehre, weil sie Vergnügen in
[illegible] der Verbrechen setzt; sie ist unsinnig, weil sie die
[illegible] heiten der Liebe als die schwärzesten Thaten be-
[illegible] sie ist niedrig, weil sie uns aufträgt, die Erniedri-
[illegible] lieben — — — Wer sieht es nicht von weitem
[illegible] daß Stolz und Hang zur Wollust dem Autor alle
[illegible] Behauptungen in die Feder diktirt haben?
[illegible] man gutgesinnten Herzen einen Abscheu vor der
[illegible] ihrer Sätze einflößen, so braucht es nicht mehr,
[illegible] Glaube an die Existenz eines Gottes eines der
[illegible] Vorurtheile sey; daß der Atheismus das einzige
[illegible] das den Menschen frei und glücklich macht.
[illegible] der Natur). Der andere sagt, Seele und Geist
[illegible] als von der Eigenliebe erdichtete Worte; man
[illegible] für den Körper besorgt seyn, ehe man an eine
[illegible] könne; man müsse die Seele nur darum pfle-
[illegible] man dem Körper mehr Bequemlichkeiten ver-
[illegible] könne. (Abhandlung über das glückliche Leben).
[illegible] dem Buche, die Sitten, hat ein Sohn gegen seinen
[illegible] keine Pflicht, wenn dieser bei seiner Erzeugung
[illegible] als an sein Vergnügen gedacht hat. Das
[illegible] dem Geiste, sagt, es sei besser, man zerreiße
[illegible] Menschen alle Bande der Blutfreundschaft; daß
[illegible] lieben müsse, wenn es uns glücklich macht;
[illegible] Philosophie nur eine zeitliche Glückseligkeit
[illegible] Anderswo (Piron, von den Weisen) wird be-
[illegible] das scheußlichste Laster werde lobenswerth, wenn
[illegible] ungestraft thun kann.

Dieſe ſind die Grundſätze jener Menſchen, die ſich zu Schulmeiſtern der Welt aufwerfen; dieſes iſt ihre hölliſche Lehre, die ſie zur Reformation der Welt annehmen wollen. Gereicht es nicht der Religion zur größten Ehre, daß ſie nur ſolche Gegner hat?

Wo iſt der Blödſinnige, wo der Geiſtloſe, der, wenn er dieſe Grundſätze mit den Lehrern der Religion vergleichet, um die Wahl verlegen iſt, und nicht ſonnenklar ſieht, daß ein Menſch, der im Stande iſt eine ſo monſtröſe Moral auf die Welt zu bringen, des Lichts von oben zu ſeiner Leitung bedarf? —

Alle dieſe Syſteme der Gottloſigkeit, die man uns heut zu Tag vorträgt, ſind von den Alten entlehnt, und ſchon vor undenklichen Zeiten widerlegt worden. So verhält es ſich auch mit den Einwürfen gegen die Religion. Unſere Ungläubigen bringen nichts Neues mehr auf die Bahn; ſie ſind Plagiarii, die ſich alle Gewalt anthun, die Läſterungen zu erneuern, worüber die Religion vor Jahrhunderten ſchon geſiegt hat.

Die falſche Philoſophie in unſern Tagen iſt kein Syſtem; ſie lehret nicht; ſie macht den Verſtand verlegen; ſie gehet nicht, ſie wackelt; ſie handelt nicht, ſie erwartet. Die Religion klärt auf, und errichtet das herrlichſte Gebäude; der Unglaube verdunkelt und zerſtört; er duldet nichts um ſich als Schutt und Zerſtörung.

Ein unrichtiger Verſtand, zieht, wenn er die Weltgeſchichte durchgeht, bei dem Anblicke unreiner Gottesdienſte, womit die Erde angeſteckt war; bei dem Anblicke ſchändlicher Tyrannen, die die Menſchheit unterdrückt haben, die ungereimte Folgerung, dieſe Welt ſey ganz dem Raube und der Betrügerei preisgegeben, und es finde ſich im geringſten keine Vorſicht darin. Der Aufgeklärte aber begreift um ſo mehr die Nothwendigkeit einer Offenbarung, die die Menſchen von einer wie von der andern Geiſel rettet.

Die Ungläubigen behandeln den Glauben als Fanatismus, und geben ihrer Apoſtaſie durch den ſchönen Namen

Weisheit einen gefälligen Anstrich. Allein der Fanatismus, den die Religion verdammt, hat den Menschen weniger geschadet, als eine falsche Weisheit, die nichts anders zur Absicht hat, als sie durch einen verderblichen Egoismus zu isoliren.

Der Betrüger Mahomet, der mit gewaffneter Hand einige Horden irrender und abgöttischer Araber zur Erkenntniß eines einzigen Gottes, ihres Schöpfers führte, war noch ein Wohlthäter der Welt, wenn wir ihn mit jenen Missionären der Irreligion vergleichen, die alles einreißen, und nichts aufbauen.

Ein sehr siegreicher Beweis für den Glauben ist der Zustand der Blindheit, worein die Abtrünnigen verfallen. Man folge ihnen aufmerksam, und man wird finden, daß sie die Schöpfung, die Vorsicht, die Unsterblichkeit verwerfen. Gott ist ihnen nichts als ein Räthsel, die Sittenlehre ein Problem, alles stürzet sie in die tiefeste Nacht.

Wäre es möglich, daß das, was in sich selbst gut ist, bös wäre, so würde man den Menschen dadurch, daß man ihnen liebenswürdige Vorurtheile benähme, um ihnen an deren Stelle traurige und niederschlagende Wahrheiten aufzudringen, einen schlechten Dienst erweisen. Nun welch ein Verbrechen muß das seyn, wenn man ihnen ein Gesetz zu entreissen sucht, das allein im Stande ist sie glücklich zu machen, an dessen Stelle sie verhaßte Lügen annehmen sollen! —

Man lese die Schriften der alten Weisen, man wird nichts Tröstliches darin finden, und die heutigen haben vollends gar nichts, als was den gebeugten Menschen ganz in Verzweiflung stürzt. Welch ein Unterschied zwischen ihnen, und den Gefühlen, die die Religion einflößt! — Die heilige Schrift zeigt uns nur darum unsere Armseligkeit, um auch zugleich das Hülfsmittel dagegen zu gebrauchen.

Unsere Philosophen vergleichen Christus mit Zoroaster, Confucius, Sokrates, selbst mit Mahomet ꝛc. Eine schmähliche Parallele! Wer immer das Evangelium mit Ueber-

legung liest, der fühlt mit dem Genfer Philosophen, daß, wenn diese Männer von einigen Lichtstrahlen der Wahrheit erleuchtet waren, Christus das Licht selbst ist.

Was man auch immer für Beweise von der Menschwerdung Gottes den Ungläubigen vorlegen mag, so verwerfen sie sie alle, und der Gedanke, daß Gott sich mit einem Geschöpfe, als der Mensch ist, soll vereinigt haben, steht ihrem Glauben immer im Wege. Sie urtheilen von diesem Bunde nach der Verfassung ihres Herzens; man muß es freilich damit auf einen gewissen Grad der Reinheit gebracht haben, um ein solches Bündniß wünschen zu wollen, und seine Möglichkeit zu glauben.

Der Mensch, der von seiner Bestimmung keine Gewißheit hat, erfährt, daß die Macht, die ihn schuf, alle Herrlichkeit ihrer Gaben über einen auserkohrnen, von Ewigkeit schon voraus bestimmten Menschen, von dem sie die Schicksale der Welt abhängig gemacht hat, verbreiten wollte. Alle Denkmäler bezeugen seine Ankunft, seine Auferstehung und seine Glorie, zu Mitgenossen derselben er auch jene zu machen versprochen hat, die an ihn glauben. Welche Niederträchtigkeit kann nun den Menschen verleiten, einen so glorreichen Beruf von sich zu stoßen?

Der Ungläubige muß doch immer das Alterthum des jüdischen Volkes und der Verheißungen zugestehen, wovon es noch den Erfolg erwartet. Er muß nach dem Zeugnisse aller Geschichtschreiber zugeben, daß Jesus Christus gekommen ist, daß er seine Lehre ausgebreitet hat, daß er aufgeopfert ist worden, daß 39 Jahre nachher der Tempel zerstört, und das Volk zerstreut worden ist, so wie es Christus vorhergesagt hatte: daß das Evangelium über die größten Hindernisse und über Rom selbst gesiegt hat, und daß achtzehn Jahrhunderte es nicht erschüttern konnten. Wenn er diese Kette von Thatsachen, die alle auf einen und den nämlichen Zweck hinaus laufen, als ein Spiel des Zufalls ansehen sollte, so gehört er in die Klasse jener Unsinnigen,

die alles der zufälligen Zusammensetzung der Atomen zuschreiben.

Der Stolz, sagt der Ungläubige, hat den Menschen zu allen Zeiten bewogen, sich seine Götter nach seinem Ebenbilde zu schaffen; und diese Verwegenheit schreibt er der Religion zu. Eine gehäßige und unredliche Einwendung! Das Christenthum macht keinen Gott, der mit dem Menschen Aehnlichkeit hat, von dessen Bösartigkeit und Nichtigkeit es allenthalben redet. Der Mensch ist nach dem Ebenbilde Gottes erschaffen worden, und dieses entstaltete Bild wieder herzustellen, ist sein Zweck, sein Bestreben.

Der Mensch ist in keiner andern Absicht erschaffen worden, als in der, daß er in eine Art von Verbindung mit Gott treten soll; und zu diesem Ende geschah's, daß er mit Fähigkeiten begabt worden ist, die Gott allein vollenden kann. Der Ungläubige soll uns nun sagen, auf welche Art er dieses Bündniß errichtet wissen wollte: konnte wohl eine Verbindung zu Stande kommen, die unserm Zustande angemessener gewesen wäre, als jene Art, auf die sich die göttliche Weisheit in der Person Christi offenbarte?

Die Religion fällt und verliert ihren Kredit, sagen die Feinde derselben. Ja, sie fällt bei dem Haufen falscher Christen, die ihr abtrünnig werden, oder sie durch ihre Sitten entehren; allein so groß ihre Anzahl auch immer ist, so wird sie niemals jene göttlichen Aussprüche, die ihr ihre Dauer zusichern, überwältigen; die Heerde kann sich vermindern aber niemal gänzlich aufreiben.

Der größte Theil der Weltleute erklärt sich zwar nicht offenbar für die falsche Philosophie unserer Tage; aber sie neigen sich in der Stille auf ihre Seite, und verlassen sich auf die Anzahl ihrer Anhänger, um in einem Zweifel, der sie beruhigt, die Autorität der Mehrheit für sich zu haben.

Unsere Philosophen predigen die Duldung, und ziehen auf die ausgelassenste Art wieder die wahre Religion los; sie wollen, man soll alle Kultus begünstigen, und sie verfolgen mit höchster Erbitterung den katholischen Glauben. Die-

ser so große Haß ist ein Beweis mehr von der Wahrheit derselben. Der Geist der Lüge hat keinen andern Feind als sie.

Unsere Weisen wollten sich für ihren Theil eine besondere Religion machen, die verschieden wäre von der Religion des Volkes. Ist's ihnen also unwissend, daß das Volk Alles ist auf der Erde? Die Religion muß wie das Sonnenlicht alle Menschen ohne Unterschied erleuchten. Eine Religion, die nur für die Weisen ist, kann nicht vom gemeinschaftlichen Vater kommen.

Der Gerechte, sagt man heut zu Tage, ist Gott immer angenehm, welchem Kultus er auch ergeben seyn mag, allein — was verstehen sie unter dem Gerechten? Der Gerechte ist demüthig, keusch, nüchtern, wandelt unter den Augen eines Gottes, den er liebt — — — Ein solcher Mensch, weit entfernt, ein niederträchtiger, Abtrünniger des Evangeliums zu seyn, wird, wenn er es nur zum erstenmal gelesen hat, ein Christ.

Unsere Schöngeister scheinen der Vernunft einen Thron errichten zu wollen; aber es geschieht beinahe auf die Art, wie sie einen dem schönen Geschlechte aufrichten, um es herabzuwürdigen.

Wenn sie alle so aufrichtig wären, als sich einer von ihnen durch die Herausgabe seiner Bekenntnisse gezeigt hat, so würde man bei allen deutlich sehen, daß eine und die nämliche Reihe von Verirrungen sie zu den nämlichen Irrthümern verleitet hat.

Der Glaube ist eine Gabe Gottes, die mir fehlet, sagt der Ungläubige, der demuthsvoll darum bittet; der sich von dem irrdischen Lehm, der ihn beschwert, losmacht, und sich auf den Flügeln der Religion zu einem Gott emporhebt, der ihn zu sich ruft und erleuchten will.

Jeder Beweis der Unsterblichkeit, den der Mensch auffindet, ist ein Lichtfunke, der ihn entzücken muß; und das Band, das er zwischen diesem Dogma und der Religion wahrnimmt, muß die seligste Wonne in sein Herz flößen.

Hingegen der Gottlose betrübt sich darüber, und legt seinen Verstand auf die Folter, um dieses Licht auszulöschen oder wenigstens zu schwächen.

Alle diese gottlose Systeme verwirren die Begriffe, verderben das Herz, und überzeugen Niemanden, selbst ihre Urheber nicht. Es sind eitle Versuche verwegener Köpfe, die alle Kräfte anstrengen, böser zu werden, als sie können; allein in den letzten Augenblicken des Lebens entlarven sie sich alle; und Bayle, der am meisten unter ihnen verstund, hat bei Annäherung dieses kritischen Zeitpunktes eine Gegenerklärung gethan, die ihm endlich die Stärke der Wahrheit abrang.

Zur Zeit, als ein gottloses Heidenthum den größten Theil des Erdbodens bedeckte, hat wohl die Philosophie einige Weisen dahin vermögen können, sich von der Ansteckung abzusondern, und selbst den Wunsch zu hegen, daß ein Gott den Menschen unterrichten möchte; allein heut zu Tage, da ihre Wünsche erfüllt sind, und das Christenthum das reinste Licht verbreitet, darf der Philosoph sich vor dem Volke durch nichts als einen gereinigtern Glauben auszeichnen; und nur dem Verderbnisse der Menschheit müssen wir es zuschreiben, wenn sie aus Eigensinn in noch viel gefährlichere Ungereimtheiten, als das Heidenthum selbst ist, zurückfällt.

Gott.

Gott hat sich selbst genennet, der, der ist. Diese hohe Benennung erklärt in ihm die Nothwendigkeit der Existenz, und das Allumfassende seines Wesens.

Das unendliche Wesen kann von keinem der Geschaffenen begriffen werden, weder vom Engel, noch vom Menschen: aber Gott kann sich seinem Herzen fühlbar machen. Der Mensch ist da ihn zu lieben, und nicht, um ihn zu begreifen.

[redacted] dem Namen Gottes allein muß des Menschen

Herz vor Freude pochen. Von allen Wesen, womit die Hand Gottes diesen Erdkörper besetzt hat, ist er das einzige, das seinen Schöpfer kennt, und dieser Unterschied macht seine Superiorität aus.

Wer Gott verkennt, steigt von seiner Höhe zur Klasse blos sinnlicher Wesen herab; er macht sich den Thieren gleich, die ihn umgeben.

Alle Geschöpfe rufen dem Menschen zu: Wir sind wie du aus der Hand Gottes hervorgetreten, der uns gemacht hat, dir zu dienen, dich zu unterrichten und zu zwingen, daß du ihn liebst.

Der Name Gottes ist in sehr lesbaren Zügen auf dem Flügel einer Mücke geschrieben: überall ist er wiederholt, unter unsern Fußtritten, wie am Himmel.

Wenn es auch niemals einen wahrhaften Atheisten gegeben hat, wie viel Menschen sind doch nicht, die Gott nur als etwas ich weiß nicht was Dunkles und Fernes kennen, womit sie sich gar nicht abgeben. Dieses ist ein praktischer, sehr gemeiner Atheismus.

Welchen Begriff haben sich die Weisen aller Zeiten von Gott gemacht? — Eine knechtische Furcht vor einer unbekannten Macht; eine schwankende Idee von einem Gott, der der Nothwendigkeit, dem blinden Fatum unterworfen ist — dieß waren ihre Einsichten von Gott — und noch hat eine kleine Zahl Menschen keine bessere.

Das heißt noch nicht an Gott glauben, wenn man unter diesem Namen eine gewisse Macht, welche sie auch sey, zugibt, die, nachdem sie den Menschen mit einem Instinkt begnadet hat, dem sie ihn überläßt, einen gleichen Blick auf das Laster wie auf die Tugend wirft. Und doch — diese blinde Gottheit ist's, die sich noch die Menschen der heutigen Welt machen.

Der Ungerechte kann nichts anders als wünschen, daß Gott nicht sey. Dieß ist der Grund jenes Herzensatheismus, der, indem er den Namen Gottes bestehen läßt, seine Attributen zu vernichten sucht.

An Gott glauben, heißt einen höchsten Herrn erkennen, der alles durch seine Weisheit regiert, seine Geschöpfe liebt, mit Gegenliebe von ihnen fordert, der strafet und belohnet, mit jedem zutheilt, was ihm nach seinen Werken gebührt.

Der Gerechte glaubt nicht an Gott — er sieht ihn in der Natur, in der Gesellschaft, in sich selbst; er erkennt durchaus in den Mittelursachen seine Hand, die allein wahrhaft thätig ist.

Wesen der Wesen! die Welt will kaum deinen Namen aussprechen hören; sie spottet dessen, der dein Lob singet — und doch ist der Verstand dem Menschen nur zu diesem Ende gegeben worden. Wehe dem Menschen, der durch ein strafbares Stillschweigen sich weigert, zu diesem rühmlichen Dienste sich gebrauchen zu lassen! —

Gott ist ein Geist, der Glaube sagt es uns; aber ein Geist, der kein Verhältniß zu geschaffenen Geistern hat. Seine Art zu seyn, seine Vollkommenheiten sind ausser unserm Fassungsvermögen; und es gibt deren eine so unendliche Menge, daß wir nicht einmal die Existenz derselben wähnen.

Wir haben keine andere, als solche Ausdrücke, die wir vom Körperlichen entlehnen, wenn wir von Gott reden wollen: so sind die Benennung der Personen in Gott, sein Arm, seine Barmherzigkeit, sein Zorn ꝛc. lauter Redensarten aus unserer Natur hergenommen, deren sich Christus selbst bedient hat. Gott ist unendlich über diese Bilder erhaben; allein die körperliche Natur, obwohl sie uns seine Größe kund thut, breitet zwischen ihm und uns einen Schleier aus, der erst nach dem Tode zerrissen wird.

So wunderbar auch die Fruchtbarkeit der göttlichen Natur von außen ist, werden wir doch auch durch den Glauben belehrt, daß sie in ihrer Wesenheit noch viel höhere Wunder hervorbringe.

Die Dreifaltigkeit, jenes unaussprechliche Geheimniß, das in Gott, ohne die Einheit zu brechen, drei Subsistenzen unterscheidet, macht doch die Unbegreiflichkeit seiner

Natur um nichts schwerer. Wir können von Gott nichts wissen, als was ihm selbst gefällig ist uns davon zu offenbaren.

Gott ist heilig, denn er geht nicht aus seinem Selbst heraus, und alles, was er thut, thut er für sich: Universa propter semet ipsum. Die geschaffenen Geister können nicht anders zur Heiligung gelangen, als durch Annäherung zu diesem Mittelpunkte aller Realität. Das erschaffene Wesen, das sich in sich selbst verschließt, kann in sich nichts als Nichtigkeit und Elend antreffen.

Raum und Zeit messen Gott nicht aus, und können seiner Natur nicht anstehen, so wenig als Bewegung. Alles dieses ist nur der Materie eigenthümlich, und hat mit dem Unendlichen nichts gemein.

Die göttliche Natur ist die Welt der Geister. Einfache Wesen haben keine Theile, die sich mit jenen des Raums vertragen: Gott ist der Mittelpunkt, das Element von allem was denkt; und die menschliche Seele, obwohl sie mit dem Körper in Verbindung steht, hat kein anders Ort: In ipso vivimus.

Aber was ist so ein Wesen, das keinen Platz einnimmt, das einzig von aller Ewigkeit her besteht — ein ewig ruhendes Wesen? Warum hat es die Welt erschaffen? Warum so viele Uebel? — Lauter unverschämte Fragen, die die Menschen schon von jeher aufgeworfen haben, da sie Gott zu ihrer so eben anfangenden Existenz, zu ihrem Wiegenalter, herabwürdigten.

Warum immer Menschen zwischen Gott und Ich? Wozu eine Schrift? Hat Gott keine andere Mittel, uns seinen Willen kund zu thun? — Schrift und Rede sind die Mittel, die er zur Verbindung der Menschen angenommen hat, und folglich auch zur Bekanntmachung seines Gesetzes. Bete ihn an, Würmchen! höre ihn in deinem Herzen, und vernimm seinen Willen auf den Wegen, die dir seine Güte anzeigt.

Nein! Stolz ist es nicht, der den Menschen den Be-

griff einer Vorsehung und der Sorge, die Gott für ihn trägt, einflößte. Die Wirkung Gottes auf seine Geschöpfe ist unzertrennlich mit dem Begriffe von Gott verbunden — sie ist eine seiner wesentlichsten Attribute.

Da in Gott keine Fortschreitung statt hat, so ist der Augenblick der Schöpfung seinen Augen noch gegenwärtig. Sein Wille, seine Wirkung sind unveränderlich wie sein Wesen, und dauern in der Erhaltung dessen, was er hervorbringt, fort.

Gott, sagt man, läßt die causas secundarias handeln: Unsinniger! keine davon kann mit Erfolg wirken, wenn sie nicht durch ihn wirket; alles ist todt ohne seinem Arme, der allem, was ist, zu jeder Zeit und allenthalben, Leben und Bewegung gibt. Er erfüllt und durchdringt alles, und ist inniger in uns, als wir in uns selbst sind.

Gott ist zu groß, und der Mensch zu klein, als daß er sich damit abgeben sollte. Welch ein thörichtes Vorbringen des oberflächlichen Menschen! Das schlechteste Insekt kann sich ohne seine Mitwirkung nicht von der Stelle bewegen.

Die Haare auf eurem Haupte sind gezählt, sagt Christus; alles ist durch göttliche Anordnung eingeleitet, der Fall eines Kindes wie der Fall eines Reiches.

Der Mensch pflanzet, aber Gott bethauet: alles kömmt von ihm, und unsere Arbeit ist nur eine aufgelegte Bedingniß zum Gedeihen, die uns aber nie den Herrn des Weinberges verkennen lassen darf.

Gott macht aber alles mit uns. Die Vernunft sagt uns, daß das Geschöpf niemals unabhängig seyn kann; sie sagt uns auch anderer Seits, daß wir eine eigene Wirkung haben. Diese Wahrheiten scheinen sich nur darum zu widersprechen, weil wir weder wissen wie Gott wirket, noch unsere, uns eigenthümliche Wirkung kennen.

Der Wille Gottes bedarf zu seiner Erfüllung unsere Beistimmung nicht; aber er fordert unsern Beitritt, damit

wir uns dadurch einen Anspruch auf seine Belohnung erwerben.

Alles, was endet, ist in den Rathschlüssen Gottes nichts als ein Mittel, das er zu einem dauerhaften Zwecke geordnet hat. Das abwechselnde Gemälde dieser Welt, diese Folge von Scenen, die sich unaufhörlich erneuern, alles dieses wäre eitel und seiner Weisheit unwürdig, wenn diese Mittel nicht auf einen Zweck abzielten, der seinen unendlichen Vollkommenheiten entspricht.

Wir sind versichert, daß uns Gott liebt; es gehört zu seiner Wesenheit. Dieses Gefühl, tief unserm Herzen eingegraben, wird uns in allen Ständen des Lebens freudig erhalten.

Der wonnigte Begriff von der Gegenwart Gottes muß uns allenthalben folgen, wenn wir gute Menschen seyn wollen. Er ist die Schutzwache aller Tugenden, und kann allein alle Augenblicke unsers Lebens verschönern.

Wer Gott liebt, findet auch Gefallen daran, sich mit seinen Vollkommenheiten zu unterhalten; er gleicht einem Sohne, der die großen Besitzungen eines reichen Vaters durchläuft.

Gott zu lieben ist nicht nur ein Rath, sondern die natürlichste, die unumgänglichste, die liebenswürdigste aller Verbindlichkeiten. Es ist jene Liebe, die allein das Glück eines geistigen Wesens machen kann.

In der Zerstreuung, in der sich der Mensch freiwillig in Hinsicht auf Gott verweilt, besteht sein ganzes Verbrechen; denn wer wohl darüber nachdenkt, was das Wesen ist, das mit einem Hauche tausend Welten aus ihrem Nichts hervorzieht, wird nicht mehr die thörichte Keckheit haben, einem solchen Gebieter zu trotzen.

Allem trotzen, wenn man sich an Gott hält, ist Heldenmuth; Gott trotzen, ist Niedrigkeit, Undankbarkeit. Der Ruhm des Menschen liegt in seiner vollkommenen Unterwürfigkeit.

Nur eine Macht, nur eine Vaterwürde ist, von der

die andern alle abgeleitet werden; Gott iſt's, den wir in unſern Vätern, unſern Gebietern, unſern Königen ſehen müſſen.

Alles führt uns in Gott zur Anbetung; aber ſeine Güte nöthiget uns ihn zu lieben; ſie iſt in Rückſicht auf den Menſchen ſein herrlichſtes Attribut, ſo wie es auch das vortrefflichſte Attribut des Menſchen iſt, der aufhört ein Ebenbild Gottes zu ſeyn, wenn er nicht gut iſt.

Deus meus et omnia: Gott iſt alles; es iſt kein Verluſt dabei, wenn man alles für ihn verläßt, weil man alles in ihm im höchſten Grade der Vollkommenheit wieder findet.

Sich fähig gemacht haben, Gott zu lieben, dieß iſt des Menſchen Anſpruch auf Ruhm und Glück, und man thut darauf Verzicht, wenn man ſich von dem Geber alles Glücks entfernt.

Wozu ſo viele Schriften, die zum Beweiſe des Daſeyns Gottes geſchrieben ſind? — Wirklich geſchieht dem Menſchen damit eine Unbild, wenn man ihm eine Wahrheit beweiſen will, die wirklich ſchon zum gemeinen Menſchenſinne gehört. Das große Buch der Natur predigt dieſe Wahrheit ſo laut, daß der Gottloſe, der ſie läugnet, ſich ſelbſt ins Geſicht lügt.

Nicht darauf wetten, daß Gott iſt, hieße wetten, daß er nicht iſt. Dieſe Worte Paskals laufen auf die Rede Chriſtus hinaus: Wer nicht für mich iſt, iſt wider mich. Die Neutralität hierin iſt das größte Verbrechen.

Man muß Gott fürchten, aber ſo, wie ein gehorſames Kind in die Ungnade ſeines guten Vaters zu fallen fürchtet, nicht wie ein kriechender, böſer Knecht den Zorn ſeines harten Gebieters fürchtet.

Welch' eine erhabene Beſchäftigung iſt es um das Gebet! Mit Gott ſind wir nicht ſo daran, wie mit den Großen der Erde. Einen Großen bitten, heißt ſich an ein eben ſo ſchwaches und dürftiges Weſen wenden als man ſelbſt iſt. Zur Gottheit flehen; heißt zur Quelle alles

Reichthums gehen, mit der Gewißheit, auch das zu erhalten, was man vernünftig sucht.

Wie ist doch der Mensch zu bedauern, wenn er an das nicht denkt, was doch das einzige ist, das den Genüssen seines Lebens einigen Werth geben kann. Der Glanz des Himmels, der Schmelz der Fluren, der prächtige Staat der Natur, das so vielseitige Gemälde der Gesellschaft, die Freundschaft, die Liebe selbst, alle Annehmlichkeiten dieses Lebens erhalten einen größern Werth, wenn man sie aus der Hand Gottes empfängt, und wenn sie nicht den ganzen Raum des Herzens ausfüllen, so ist nichts anders Ursache, als weil der Wohlthäter sich selbst noch hergeben will.

Ein sicheres Mittel sich zu verirren ist gewiß dieses, wenn man im Physischen, im Moralischen, selbst im Politischen von Gott abgeht. Nothwendig sind zwischen dem Schöpfer und den Geschöpfen Verhältnisse, die die Ursache von dem Daseyn der Geschöpfe sind. Der Mensch wird ihrer nicht allzeit gewahr, aber nichts destoweniger existiren sie darum doch, und weil man sie nicht kennt, entstehen so viel armselige Räsonnement über den Gang dieser Welt.

Unsterblichkeit.

Gibt es nach diesem Seyn noch eine andere Art von Existenz? — In der That, die wichtigste Frage, die die armen Sterblichen beschäftigen kann. Auch dann, wenn die Negative gründlich erwiesen wäre, wär es noch niederträchtig sich dem Geize, der Schwelgerei und allen den Leidenschaften zu überlassen, die den Menschen erniedrigen. Wenn es aber nur zweifelhaft ist, so ist es thöricht gehandelt, um einen Augenblick viehischen Vergnügens eine Ewigkeit von Elend auf's Spiel zu setzen: — wie aber, wenn sogar die Affirmative sicher dargethan ist? — —

Ehe man weiß, von welcher, was immer für einer,

Religion man sey, muß man erst untersuchen, ob man fest an die Unsterblichkeit glaube, denn außerdem ist man nicht einmal ein Heide.

Alles, was anfing, muß auch enden — eine ungereimte Folgerung! Gott erschafft also Wesen, damit er sie einen Augenblick nachher wieder zerstören kann? Was durch einen Actus seines göttlichen Willens angefangen hat, kann nur durch einen gegentheiligen Actus sich enden.

Aus Gott den Urheber des Nichts machen, heißt ihn von seinem Throne stürzen. Von allem, was er erschaffen hat, kehrt keines in sein voriges Nichts zurück; ein zerstörender Wille streitet gegen seine Attribute.

Wenn ja ein Wesen vernichtet werden sollte, so ist es der Böse, der Verworfene, der verkehrte Engel; allein Gott urtheilt ganz anders davon. Es liegt nicht in seinem Plane etwas, das er seyn hieß, zu vernichten.

Gott ändert nach seinem Willen die Gestalten in der Materie sowohl, als die Neigungen in den Geistern, aber weder in der einen noch in der andern Natur wird etwas zerstört; nicht ein Atom geht verloren, um so weniger ein denkendes Wesen.

Gott setzt seinen Erzeugungen keine Gränzen, weder der Dauer, noch der Zahl nach, und so ungeheuer groß diese auch werden kann, so ist sie doch noch weit unter seiner höchsten Thätigkeit.

Das Nichts, das die Bösen anrufen, ist aus allen Chimären die thörichteste. Gott hat dem Menschen einen Charakter eingedrückt, den er sich vergebens auszulöschen bemüht: es ist ein Instinkt, dem er unmittelbar nachgeben muß — — alle Nationen, die wildesten Völker haben ein anderes Leben geglaubt, und glauben es noch. Man hat eher die Vorexistenz der Seelen als ihre Vernichtung geglaubt, und das scheußliche System, das den Menschen ein thierisches Ende, und den Thieren Menschenleben verheißt, wurde niemals als nur von Einigen angenommen, die der Abscheu der Menschheit waren.

Die Quelle, woraus die Verbrechen der Menschen strömen, ist das Vergessen der Unsterblichkeit. Wer sich öfters mit dem Gedanken an die Zukunft beschäftigt, wird, weit entfernt sich durch ein Verbrechen über seine Mitmenschen zu erheben, alle jene momentane Glücksgüter verachten, und nur ein einzig nothwendiges Ding sehen; alles übrige ist in seinen Augen schlecht und unwerth.

Unsterblichkeit ist das Band, das den Knoten in der physischen, bürgerlichen und moralischen Welt schlingt; sie antwortet uns auf alle Einwürfe, und rechtfertigt die Vorsehung über alle scheinbare Uebel dieser Unterwelt.

Alle Uebel, die die Menschheit verheeren, sind nur unbedeutende Zufälle, die die Materie unserer Körper modifiziren; die Seele, von diesen Verwüstungen ganz unabhängig, verläßt einen Körper, den sie nur als ein Darlehen besaß. Was liegt wohl daran, heute von dem geschieden zu werden, was man doch morgen gewiß verlassen muß?

Wenn Gott unser Seyn auf diesen dunkeln Traum des Lebens eingeschränkt hat, wenn der Mensch stirbt und vergeht wie die Thiere, so ist er durch nichts mehr von ihnen unterschieden als durch das Unglück. Dann ist der Mensch ein Geschöpf, das seinen Schöpfer entehrt; dieser Geist, der ihn im raschen Fluge hoch über alle Welten erhebt, dieses Verlangen und diese Furcht, die die Genüsse seines Lebens, seine Freiheit, sein Gewissen beunruhigen — alles schreit in ihm wider einen Gott, der ihn schlechter als seine Heerden behandelt hat.

Was ist dieses Spiel und diese Fortschreitung der Reiche, die übereinander stürzen, deren eines das andere stürzt, und auf den Trümmern des dritten sich wieder erhebt, diese Generationen, die ohne Wiederkehr in den Abgrund der Zeit versinken? Was soll diese momentane Parade der Wesen, wenn nichts bleibt, und das Nichts über die Universalität dieser unnützen Erzeugungen triumphirt? Könnte man eine solche Welt der höchsten Weisheit zuschreiben? —

Nein, sie ist selbst weit unter dem Begriffe, den man von einem weisen Menschen hat.

Dem, der nicht über dieses Leben hinaus sieht, ist der Gang dieser Welt ein unauflöslich Räthsel; wenn man aber das Leben als eine ganz kurze Nacht betrachtet, auf die ein Tag folgen muß, der niemals vergehen wird, so erstaunt man nicht mehr über diese scheinbare Unordnung.

Alles ist gut, weil der Mensch unsterblich ist, und die Zufälle, die in seinem Leben vorkommen, sind in der unendlichen Linie seiner Schicksale nichts; allein wenn sie hienieden sich endeten, wär alles Uebel, und könnte keinem andern als einem bösen Princip zugerechnet werden.

Alles Vorübergehende ist Nichts — — eine Gemeinrede, die aber nur der Mensch ganz versteht, den der Gedanke der Ewigkeit ganz einnimmt.

Ein Räsonnement, das für die Unsterblichkeit den Schluß macht, ist eine solche Wahrheit, ohne der alle andere fallen. Das Daseyn Gottes, jede Art von Gesetz, Moral, Religion, alles stürzt mit ihr zusammen; alles wird einem Wesen gleichgültig, das zum Nichts seine Zuflucht nimmt.

Wenn wir, mein Hund, meine Uhr und ich, drei Maschinen sind, gleich bestimmt bald in den Schmelztiegel der Natur geworfen zu werden, so ist persönliches Interesse unser höchstes Gesetz; der Mensch muß sich wie sein Hund des Beißens enthalten, aus Furcht, abgethan zu werden.

Tapfere Vertheidiger des Vaterlandes, wo eilt ihr hin, euer Blut für selbes zu vergießen? Edle Bürger, wozu opfert ihr so viele Nächte für sein Wohl auf? Was liegt euch am Vaterlande, an eurem König, an Gott selbst, wenn alles stirbt?

Die schrecklichen Folgen eines solchen Systems zeigen die Falschheit desselben; Wahrheit, Weisheit, Tugend, sind darin eitle Namen. Die Vernunft hat keine Rechte mehr, wenn der Mensch für die Zukunft enterbt ist, er sieht nur

unter der Herrschaft der Sinne; dieß ist aber auch der Gang der Anhänger dieses Systems.

Der Himmel der Himmeln, wovon die Schrift redet, ist jene heilige Stadt, wo sich die Auserwählten aller Zeiten in Christo, dem Haupt und obersten Priester dieser glorreichen Gesellschaft, mit allen Ordnungen himmlischer Wesen vereinigt einfinden.

Mit dieser materiellen Welt identifizirt sind wir wenig aufgelegt, die großen Wahrheiten zu fassen, die uns anders wohin rufen. Es gibt so hohe Wahrheiten, die ausser unserm engen Gesichtskreise liegen, daß Christus, als er sich einst mit einem Schriftgelehrten über die Wiedergeburt des Geistes — eine so erhabene Wahrheit — besprach, gesagt hat: Wenn ihr diese irdischen Dinge nicht begreifet: quomodo coelestia.

Nichts ist ungereimter, als von diesem Leben auf das andere schließen wollen. Wenn es mit diesem irdischen Leben etwas gemein hätte, so hätte es davon das Eckelhafte, das mit der Ewigkeit unverträglich ist.

Christus ist der erste vom Todte erweckte unter den Menschen. Die Auserwählten aller Jahrhunderte haben ihre Ueberbleibsel auf der Erde zurückgelassen, und dieser Verlust hat ihre Glückseligkeit gar nicht gestört. Gott fehlt es nicht an Mitteln das Glück seiner Geschöpfe in allen Zuständen zu machen, die es ihm gefällt sie durchwandern zu lassen.

Hier ist unsere Stadt nicht, sie ist viel höher. Unsere besondere Verbindungen und Freundschaften hienieden müssen auf Reisegefährten fallen. Wir mögen also wohl Acht haben, daß wir nicht jene unsere Freunde nennen, die uns von unserm Wege ableiten können.

Die Gesellschaft der Gerechten ist durch die gegenseitige Liebe, die sie in einem und dem nemlichen Glauben, in einem und demselben Verlangen, in gleicher Gnade und gleichem Zwecke vereinigt, ein Bild der Glückseligkeit: die Gesellschaft der Bösen ist ein Vorbild der Hölle, Haß, Eifer-

sucht, Verrätherei, Betrug und Begierlichkeit hetzen sie an, sich einander zu martern.

Die Zeit ist die Münze der Ewigkeit. Der Schöpfer theilt davon jedem ein gewisses Maaß zu; ist dieses Maaß erfüllt, so öffnet sich die Pforte der Ewigkeit, und der Gebrauch, den man davon gemacht hat, entscheidet unser Schicksal; diese Zeit mißbrauchen, heißt den Keim eines Engels ausreuten.

Zwei Auserwählte, deren einer auf einem Throne, der andere auf faulem Stroh gelebt hat, können zweien Reichen verglichen werden, wovon einer um einen Pfenning mehr als der andere erhalten hat. Man frage nun noch, warum Gott so viele tugendhafte Leute in Dürftigkeit schmachten läßt. —

Wenn wir zeitliche Wohlfahrt für eine Sache von Werth halten, und die Vorsehung einer Ungerechtigkeit beschuldigen, so vergessen wir, daß die Zeit eine Nulle ist.

Unsere Natur ist nicht nothwendig an Vergnügen und Schmerz gebunden, so, wie wir diese hienieden empfinden; der menschliche Geist kann auf eine unendliche Weise und selbst mit uns noch unbewußten Empfindungen affizirt werden.

Was kein Aug gesehen, kein Ohr gehört hat — ja dieses ist es, was den rohen Menschen niederschlägt, und den Aufgeklärten entflammt. Dieser fühlt die Ungenügsamkeit der Freuden hienieden, der andere hängt ganz an ihnen.

Worin wird sie aber bestehen diese Glorie, die Belohnung der Gerechten? — Sie wird die Herrlichkeit Gottes selbst seyn, die sich auch über sein Geschöpf verbreitet, und die ihre Strahlen auf dasselbe zurück wirft. Können wir uns von der Glückseligkeit Gottes einen Begriff machen? — Und doch kommen alle diese schwachen Bilder von ihm, die wir hienieden von höchster Glückseligkeit haben.

Der Weise sieht in den gegenwärtigen Gütern ein Unterpfand der künftigen; der Thörichte hängt mit der Unmäßigkeit eines Narren daran; die Erde ist sein Glückslos;

gleich dem Thiere ſteht ſein Auge immer abwärts, und iſt an dieſe Erde geheftet.

Damit man völlig an die Glückſeligkeit eines andern Lebens glaube, muß man ſchon in dieſer Welt durch eine glückliche Probezeit die Anfänge davon gekoſtet haben. Gott lieben, ſich über ihn mit der ganzen Natur unterhalten; die Menſchen lieben, und ihnen eine gleiche Glückſeligkeit wünſchen — iſt das Paradies hienieden, und faſt die Zuſicherung des andern.

Kein Menſch iſt ſo zerſtreut, daß er nicht in ſeinem Leben einige der glücklichen Augenblicke ſollte gehabt haben, wo die Gegenwart Gottes die Seele auf eine fühlbare Art berührt. Dieſe Augenblicke entſchlüpfen, und ſind ſelten, allein ſie ſind von einer ſolchen Art, daß, wenn ſie andauernd wären, alle Freuden der Erde ſo darüber verſchwänden, als die Nacht dem Lichte weicht.

Menſchen, die ſich mit der Unſterblichkeit ihrer Natur wenig befaßten, haben ſich dafür eine phantaſtiſche Unſterblichkeit erdacht, nemlich die Unſterblichkeit ihres Namens. Dieſe Narrheit hat Menſchen, die nicht einen Schritt zu ihrer wahren und ewigen Beſtimmung würden gethan haben, in den ſchwerſten Arbeiten andauernd erhalten.

Alle Spötteleien der Weltmenſchen halten das andere Leben nicht um einen Augenblick weiter entfernt; wir gränzen daran; was uns noch trennt, iſt ein Faden, den ein Hauch zerreißt.

Warum aber ewige Strafen von Gott, dem höchſt guten Weſen, wider ein ſo ſchwaches Geſchöpf als der Menſch iſt, verhängt? — O man muß vielmehr darüber erſtaunen, daß Gott den Menſchen um einen Augenblick, in dem er mit ſeiner Gnade mitwirkt, auf den höchſten Grad der Herrlichkeit hat erheben wollen.

Gott beſtraft weder das Unvermögen, noch die Unwiſſenheit. Der Menſch, der von ihm wich, hat ſich ſelbſt von ſeinem Glücke geſchieden. Er kann nicht anders als elend ſeyn, ohne einer andern Strafe zu gedenken.

Zu welcher von den beiden Ewigkeiten werden wir gehören? Eine schreckliche Frage, die Gott allein zu lösen weiß. Er weiß auch, was aus unserm Leben, aus unserm zeitlichen Glücke werden soll. Darum aber müssen wir nicht weniger für das eine, wie für das andere Sorge tragen.

Der Schüler des Evangeliums hat viel vor dem Schüler des Naturgesetzes voraus, wenn es auf die Frage von der Unsterblichkeit ankömmt. Er fußet sich nicht auf metaphysische Speculationen, sondern auf einen Grundsatz der alle Schwierigkeiten hebt. Er gründet sich auf den Willen des Schöpfers, der, weil er die Macht hatte unsere Seelen zu erschaffen, auch ihr Wesen erhalten kann, sie mögen denn ihrer Natur nach sterblich oder unsterblich seyn. Er wähnt nicht wie Sokrates, Plato ꝛc. ein anderes Leben; er sagt mit dem heiligen Paulus: Der äussere Mensch zerfällt, der innere wird erneuert.

Christenthum.

Es ist unstreitig, daß die physische Welt, worin eine so schöne Ordnung herrscht, unser Augenmerk verdiene; allein sie muß unsern Blick nicht einzig an sie fesseln. Die moralische Welt ist so sehr über die physische erhaben, als es der Geist über die Materie ist, und in ihm, in dem Geiste glänzt die Allmacht und Allgüte des höchsten Schiedrichters über Geist und Körper vorzüglich hervor.

Das göttliche Wort, das im Anfange die materielle Welt für den Menschen schuf und anordnete, hat in der Folge der Zeit ein noch viel größeres Wunder zu seinem Besten gewirkt; — es ist gekommen, die moralische Welt aus jenem chaotischen Zustande zu reissen, worein sie durch die Bösartigkeit des Menschen versenkt wurde; — es ist gekommen, um sein fast verlöschtes Bild wieder im Menschen herzustellen, und ein heiliges, eben so unveränderliches Bündniß, als sein Wort und Gott selbst ist, zu schließen.

Jesus Christus in seinem Vater, der Mensch in Jesus Christus und durch ihn von dem Geiste Gottes erfüllt, einzig von diesem Geiste lebend, alle Reichthümer der Gnade verschwenderisch über ihn ergossen — — dieses ist der große und tröstliche Gegenstand, den uns die Religion vorlegt. Die Aufnahme Jesu ist auch die unsrige; durch ihn ist der Mensch Eins mit Gott, und gewissermaßen vergöttlichet; darin, o Menschen, liegt die unaussprechliche Wirkung des neuen Bundes.

Wie klein und eitel sind doch alle die Titel, mit denen die Welt ihre Günstlinge schmücket, wenn wir sie mit dem Titel eines Christen vergleichen. Wer seine ganze Größe fühlt, eifert um keinen andern Titel mehr als um diesen, und hat vor allem einen Abscheu, was ihn ihm benehmen könnte; sein Herz denkt an nichts weniger als die Welt um jenen irdischen Tand zu beneiden, woran sie so sehr hängt, und fürchtet nichts, als was ihn zurückhalten, und von jenem herrlichen, glorreichen Zwecke, zu dem er einzig strebt, ableiten könnte.

Das Christenthum ist ein Gesetz der Reinheit — weit über menschliche Absichten erhaben; alle diese Rücksichten auf Ehre, Größe und Eigennutz verschwinden vor den großen Gegenständen, die das Christenthum uns vor Augen legt. Dieses, das Christenthum will, man solle dem Kaiser geben, was des Kaisers ist; aber es fordert von dem Herrscher die nemliche Selbstvernichtung, die es von dem letzten seiner Unterthanen fordert.

Das Bündniß Gottes mit dem Menschen beruht auf unverbrüchlichen Bedingnissen; wenn sich Gott zum Menschen herabläßt, so muß dieser hingegen sich zu Gott erheben lassen, sich an diese Erde festhalten, heißt dem Bunde entsagen, heißt, eigensinnig in dem tiefen Kerker bleiben wollen, wenn uns der Herr der Könige zu ihm nach Hof ruft, zu seiner Herrlichkeit einladet.

Was sonst für eine Religion als die christliche geht bis auf den letzten Tag der Welt zurück, fing an mit der Zeit

durch ein Bündniß, das ihr vorherging, das mehrere tausend Menschen bezeugten, die die Bewahrer ihrer Bücher waren, und ihre Apostel geworden sind, da sie doch ihre Feinde waren?

Die Religion mußte einigen Ehrsüchtigen zum Vorwande ihrer grausamen und schändlichen Unternehmungen dienen, womit sie Verwirrung und Unheil über die Erde verbreiteten. Diese Tollsinnigen haben ihre Heiligkeit geschändet, da sie unter ihrem Namen fochten, mit Waffen kämpften, die den Waffen der Religion, die nur Sanftmuth und Geduld sind, ganz entgegen waren.

Alle falsche Religionen haben von der wahren Religion einige Wahrheiten entlehnt, die sie mit Fabeln vermischten. Eben diese Vermengung gibt am besten die ganz verschiedene Gestalt des Grundes zu erkennen.

Der Mahometismus ist aus dem Juden- und Christenthume zusammengestückelt; sein Urheber hat einige Lügen daran geflickt, die er für tauglich hielt, die Einbildungskraft seiner Araber zu erhitzen, und hat sehr klug eine Leidenschaft geschont, die dieses Volk beherrschte, und ihn selbst meisterte.

Die Religion der Lamas, wozu sich die Tartarn bekennen, und die viel älter ist als der Mahometismus, hat mit diesen gemeinschaftlich die Herrschaft in Asien: ihr Gott Fo, sagt man, ist auf die Erde herabgestiegen, hat die Menschen durch Parabeln unterrichtet, und einen Stellvertreter zurückgelassen, der verschiedene Klassen der Lamas unter sich hat. Ist dies nicht eine handgreifliche Nachahmung unserer Hierarchie?

Was ist das nicht für eine verdammliche Politik, die den Völkern Ungereimtheiten predigen, und eine erhabnere Lehre für seine Führer zurückbehalten heißt! Dies war die Politik der Egyptier; ist's noch heut zu Tage der Gelehrten in China, der Braminen der Inder, und alle Weisen des Alterthums haben es eben so gemacht.

Plato, der einen Gott als Schöpfer erkannte, verbie-

tet, vor dem Volke davon zu reden. Unsere Religion läßt keinen so schändlichen Vorbehalt zu; die Armen werden in den erhabnen Mysterien derselben eingeweiht, wie die Herrscher der Erde.

Welchen Dank sind wir nicht bei dem Anblicke so vieler Völker, die in Finsterniß und Barbarei versenkt sind, der Gottheit schuldig, daß sie uns auf einem glücklichen Boden, in einer Region des Lichts, im Schooße einer Religion geboren werden ließ, die den Menschen auf den Wegen des Glückes und der Tugend zu der höchsten Bestimmung führt! Den Werth eines so ganz aus Gnaden zugestandenen Vorzuges nicht kennen, ist gewiß eine monströse Gefühllosigkeit: und aus diesem Vorzuge einen Grund wider die Religion ziehen, ist volles Maaß des schwärzesten Undanks.

Was wird aus so vielen Nationen, die des Glaubens beraubt sind? Steht es uns wohl zu, eine solche Frage aufzuwerfen? — Die Bestimmung der Menschen liegt im Busen Gottes verborgen: unsere Bestimmung kennen wir durch das Gesetz. Laßt uns vielmehr fragen, warum wir von dem Lichte, das wir erhalten haben, einen so schlechten Gebrauch machen?

Der Christ verdammt Niemanden; er fühlt den Werth des Glaubens; aber er urtheilt über seine Brüder nicht; er betet für sie, und zittert für sich selbst.

Die Wahrheit — angenommen, oder verkannt — befolgt, oder von sich gestoßen — wird einst das ewige Loos aller Sterblichen entscheiden.

Die Blindheit der Juden ist wie ihre Zerstreuung eine sichtbare Züchtigung. Von einer Seite sehen sie, daß dieser, aus ihrer Nation entsprossene und so unwürdig verkannte Jesus von allen Völkern angebetet wird; und von der andern sehen sie sich selbst ohne Gesetze, ohne eigener gesellschaftlicher Verfassung, ohne Tempel, alles so, wie es ihnen Christus vorhergekündigt hat: sollte ihnen nicht seine Herrlichkeit und ihre Schmach die Augen öffnen?

Die Prophezeihungen sind so pünktlich, daß sogar Porphir die Behauptung wagt, sie wären erst nach den Begebenheiten gemacht worden; und die Juden selbst haben es so überzeugend gefühlt, daß die durch diese Prophezeihungen angedeutete Zeit verstrichen ist, daß sie wieder alle, die die Jahre des Messias in Zweifel ziehen wollen, einen Bannfluch in ihren Kanon eingesetzt haben.

Wie wenig ist doch dieser — nach unsern gewöhnlichen Begriffen — mächtige und herrliche Befreier der Juden im Vergleiche mit jenem Fürsten des Friedens, dem Urheber aller Gerechtigkeit! — Allein die menschliche Begierlichkeit kennt keine andere als zeitliche Macht, und wird es niemals einsehen, daß eine einzige Tugend die Herrschaft der Welt aufwiegt.

Ist's nicht der Sohn dieses Handwerksmanns, den man Joseph nennt? sagten die Juden, wenn sie von Jesus sprachen. Dieß ist heut zu Tage noch die Sprache des eiteln Menschen; die Tugend im erniedrigten Zustande ist in seinen Augen nichts: der siegende Mahomet kömmt ihm größer vor als der leidende Messias.

Das jüdische Volk hat alle diese großen Reiche, von denen es gezüchtigt wurde, selbst jenes, das seinen Tempel und seine Staatsverfassung übern Haufen warf, wie Schattenbilder vorübergehen gesehn. Dieses kleine, ausgereutete, in Sclaverei verkaufte Volk hat alle diese Mächte überlebt, ohne sich mit einer derselben zu vermengen. Die Parsen, die man uns entgegensetzt, sind eine Handvoll alter Perser, die in einem Winkel Asiens, aus dem sie nie herauskamen, arm und unbekannt leben.

Die jüdische Nation, die jetzt zahlreicher ist als sie jemals war, hat sich allenthalben ausgebreitet, und trägt aller Orten ihre Bücher und ihre Hoffnungen mit sich herum.

Unsern starken Geistern sind die Reichthümer Salomons ein Mährchen, und sie glauben die Reichthümer des Crösus, eines Königs von einem weit kleinerem Staate.

Christus, vorhergesagt, in Vorbildern dargestellt, und

mit Anfang der Welt erwartet, ist gekommen sein Gesetz zu verkündigen; auferstanden, glorreich und angebetet, wird er kommen die Menschen nach diesem Gesetze zu richten; seine zweite Ankunft ist eben so gewiß und eine Folge der ersten; an dieser Ankunft hängt das Schicksal der Welt, die von und für ihn gemacht ist.

Das allgemeine Gericht ist der große Tag, um deßwegen alle andere geschaffen sind; er ist der Tag des Triumphs Jesu Christi und seiner Auserwählten, wo sich die Hoheit der Wege Gottes entfalten muß.

Die 40 Jahrhunderte, die vor der Ankunft des Messias verflossen waren, und alle, die noch bis auf den Tag seines Triumphes, der die Zeit beschließen wird, noch folgen können, was sind sie, als ein Punkt? Die Zwischenzeiten, die uns so lange dünken, und zu so vielen Einwürfen Anlaß geben, sind es nur in Bezug auf unsere kurze Dauer.

Alle diese große Gegenstände fallen uns wenig auf, weil uns, konzentrirt in den engen Kreis unsers gegenwärtigen Seyns, alles, was außer demselben liegt, Nichts scheint, und die Ewigkeit selbst kann in unsern Begriffen dieser unsichern Minute des Lebens nicht das Gleichgewicht halten.

Bis zur Erfüllung der Verheißungen ist das Judenthum der wahre Kultus, gewesen; es schließt sich an das Christenthum an, und ist, wie dieses, nur darum auf der ganzen Erde verbreitet, damit es von demselben ein unverdächtiges und immer fortdauerndes Zeugniß gebe.

Die christliche Religion ist die einzige, die alle Gegenden der Erde ausgewandert ist; noch ist in Asia und Afrika die Zahl der Christen merklich groß; Europa bekennt sich fast ganz zum Christenthum, so wie jene Länder des nördlich- und südlichen Amerika, die sich jetzt in einem polizirten Zustande befinden: sie ist die einzige, die das Kennzeichen der Allgemeinheit an sich hat, und es behält; was sie auch immer verliert, so gewinnt sie doch allzeit von einer Seite wieder, was sie auf einer andern zu verlieren scheint: ohne an ein Klima gebunden zu seyn, muß sie alle aufklären.

Die natürliche Religion führt zum Christianismus; allein wer das Evangelium verläßt, um sich dafür ans Naturgesetz zu halten, handelt unredlich; er zieht dieses dem Evangelium aus keiner andern Ursache vor, als weil er es so wankend und verunstaltet es ist, nach seinem Belieben, modifiziren kann; im Grunde genommen ist er jedem Gesetze und jeder Autorität feind.

Welch ein elender Tausch, da man an die Stelle unsers Glaubens jenen kalten Deismus setzt, der seine eben so undurchdringliche Mysterien, in seiner Reinheit seine eben so strenge Gesetze, und keine Zuflucht hat! Kennt man wohl als Deist den Uebergang vom Nichts zum Seyn besser? ist man besser unterrichtet, wie Gott durch seinen Willen allein erschaffe? wie er ohne einen Raum einzunehmen allgegenwärtig seyn könne ꝛc.? Ist man weniger gehalten, sich ganz zu Gott zu kehren, keusch, nüchtern, liebthätig zu seyn? — Allein — wo findet man diese wahren Deisten?

Die christliche Religion ist nicht entstanden, um das Joch des natürlichen Gesetzes zu erschweren. Mein Joch ist leicht, sagt der Urheber derselben, sie ist im Gegentheil darum eingeführt worden um das Gewicht der Pflichten zu erleichtern, die Natur und Vernunft dem Menschen auflegen. Die die Religion ist dem Menschen das, was dem Vogel die Flügel sind — ohne ihrem Beistande würde er schwerfällig auf der Erde kriechen.

Alle, sagt Bayle, die in Irreligion leben, sind nichts als Zweifler; so bald sie sich auf das Krankenlager geworfen sehen, wo die Irreligion nicht mehr gebräuchlich ist, ergreifen sie die sicherste Parthei, jene nämlich, wo sie nicht mehr Gefahr laufen, selbst noch angenommen, daß sie falsch wäre.

„Wenn ich ein Mirakel sähe, wollte ich glauben“: Welche Täuschung! Obwohl es auch unterschobene gab, so leuchten doch diese Zeichen der göttlichen Allmacht von Zeit zu Zeit hervor, und — man glaubt nicht daran; immer hat man seine Gründe, aus denen man sie für verdächtig

hält; wären die Wunder vielfältiger, so würde man noch weniger daran glauben. Von der Schöpfung an, die das erste Wunder ist, bis auf uns, sehen wir eine zahlreiche Folge von Wundern — und wem fallen sie auf?

Der Scepticismus der Philosophen ist nur dann vernünftig und anwendbar, wenn es um Gegenstände zu thun ist, die, weil sie für uns von keinem Gebrauche sind, für uns auch wenig Anzügliches haben: aber auf einen allgemeinen Zweifel über Moral und Religion hartnäckig bestehen, ist höchste Thorheit; man macht es jenem Fürsten nach, der aus Furcht vergiftet zu werden, Hungers starb.

Der Zweifler betrügt sich, wenn er sich durch sein System von aller Furcht zu befreien glaubt. Wenn für den Menschen nicht gewiß ist, so muß er die Erweislichkeit an die Stelle der Gewißheit annehmen; sie muß dann eben so, als es die Gewißheit thun würde, über seine Handlungen entscheiden. Nur geschwächt ist das Licht, aber nicht ausgelöscht.

Man zweifelt an der Religion, und verletzet alle Gesetze derselben; wenn man consequent handeln wollte, so müßte die Unrichtigkeit der Religion vollkommen dargethan seyn: so lang man noch in Zweifel steht, kann man sich vernünftiger Weise weder für diese, noch für jene Parthei erklären.

Unsere Philosophen sind unaufhörlich mit sich selbst in Widerspruch. Einer unter ihnen, der noch am meisten gesunden Menschenverstand äußerte, hält erst dem Glauben die erhabenste Lobrede, und lästert ihn gleich darauf wieder. Voltäre sagt, da er von dem moralischen Uebel redet, daß die Religion allein diesen Knoten gelöst habe, daß sie die einzige Zuflucht des Menschen in den Finsternissen sey, worin er ungewiß und furchtsam herumtappet; und in der Folge lästert er sie auf das schändlichste: wie soll man auf solche Räsonneurs bauen?

Der nämliche Geistesirrthum, der den unachtsamen Menschen verleitet, bei einiger Aehnlichkeit, die er zwischen ihm und dem Thiere findet, sogleich den Ausspruch zu thun,

daß er auch zu diesem Geschlechte gehöre, verrathen ihn auch von gewissen Zügen, die der wahren Religion wie den falschen Religionen gemein sind, den Schluß zu ziehen, daß alles einerlei sei.

Es gibt falsche Religionen: sind sie's alle alle? — Priester, die Betrüger sind; Orakel, die lügen: haben also auch die unsern die nämlichen Makeln an sich? — erdichtete Offenbarungen, falsche Wunder; der Irrthum hat seine Martyrer, seine Büßer: gehört also alles in eine Klasse? — Alles dieses verdient wohl reif überlegt und erforscht zu werden; allein es ist nicht so mühsam, wenn man ohne Bedenken alles verwirft.

Die Mysterien verwerfen, weil man sie nicht begreift, heißt, die Menschen versichern, daß Gott kein Geheimniß habe, wovon nicht auch zugleich der Mensch unterrichtet ist; daß es keine Wahrheit gibt, die der Vernunft verborgen seyn könnte; daß es widersinnig sey, daß das unendliche Wesen höhere Aussichten haben könne als das Geschaffene.

Niemals hätte der Mensch von sich selbst die Mysterien der Religion auch nur geahndet; unendlich ist der Raum zwischen ihnen und seinen Begriffen. Wem wär es wohl jemals eingefallen, daß die Kenntniß, die das höchste Wesen von sich selbst hat, eine zweite Person erzeuge, die unterschieden und doch eins mit ihm ist; daß aus ihrer wechselseitigen Liebe eine dritte Person entsprieße, die gleichfalls mit den beiden eines ist; daß die erzeugte Person Fleisch geworden ist, um den Menschen mit Gott zu vereinigen? — Ohne einer ausdrücklichen Offenbarung hätte der menschliche Geist keinen dieser Begriffe fassen können.

Nur meiner Vernunft zu gehorchen geschieht's, daß ich mich dem Glauben unterwerfe; wenn es einmal erwiesen ist, daß Gott geredet hat, so ist der Glaube keine Marter mehr für meine Vernunft, sondern er beruhigt sie.

Das Geheimniß des Kreuzes ist in den Augen der Ungläubigen eine Narrheit; aber der heilige Paulus erkennt dieß für eine Thorheit in den Augen der Welt. Die Ar-

gerniſſe, die man in der Kirche ſieht, empören die Ungläubigen, aber hat nicht Chriſtus ſelbſt erklärt, daß es Aergerniſſe geben muß? — Ihre Einwürfe ſind alle vorgeſehen worden, und wir können ſie für eben ſo viel Beweiſe anſehen.

Für wen können dieſe Bücher wohl geſchrieben ſeyn, die die Religion, die Vorſehung, die Unſterblichkeit angreifen? — Nur Laſterhaften zu Liebe können ſie verfaßt worden ſeyn; in dem ganzen Menſchengeſchlechte ſind ſie die einzigen, denen daran liegt, Wahrheiten verſtümmelt und zu Boden getreten zu ſehen, die aller, und der einzige Troſt guter Menſchen ſind.

Man hat alles aufgeboten, die letzten Kräfte angeſtrengt, kein Mittel unverſucht gelaſſen, um das Anſehen der Bücher Moſis zu ſchwächen: man hat in der Phyſik, in den Monumenten des Alterthums, in der Geſchichte nachgeforſcht, und etwas zu finden geſucht, das ihr Anſehen entkräften ſollte, Eitle Verſuche! Der Urſprung der Völker, ihre Traditionen, ſelbſt die Fabeln der Dichter deponiren dieſen Büchern zu Gutem.

Man hat es erwieſen, daß die chineſiſchen und indiſchen Alterthümer nicht bis auf Salomon zurückgehen; dieſe tauſende von Jahrhunderten, die man aus den alten Lavaſtücken, die in dem Innern der Erde gefunden wurden, ſchloß, heben ſich durch eben dergleichen Lavaſtücke auf, die man ober den Ruinen Herkulanums fand. Gleiche Beſchaffenheit hat es auch mit den andern Einwürfen: ſtatt eilf hundert Sternen hat das Teleskop eine unendliche Menge entdeckt; man hat eingeſehen, daß das Licht ein von der Sonne unterſchiedener Körper ſey; ja es iſt ſogar bewieſen worden, daß die Arche Noahs alle Landthiere faſſen konnte. Alle dieſe Witzeleien, die den Grund der heiligen Geſchichte nicht angriffen, konnten ihr nicht einmal den geringſten Schaden thun.

Die Verſchiedenheit der Ueberſetzungen unſerer Schrift erſtreckt ſich nur auf einige Punkte der Zeitrechnung, und

der Geschichte, die für die Sitten wenig interessant sind: was aber Dogma und Moral betrifft, findet man durchaus eine wunderbare Uebereinstimmung.

Unsere Schöngeister spaßen über das Verbrechen unserer Stammeltern; aber möchten sie uns doch sagen, auf welch eine andere Probe zwei Geschöpfe hätten können gestellt werden, die keine Nebenbuhler und keinen andern Reichthum hatten, als die Früchte der Erde? Sie halten diese Uebertretung für eine Kleinigkeit, so wie sie auch ihre Uebertretungen für etwas ganz gleichgültiges ansehen.

Mag man immer grübeln und vernünfteln! eine unendliche Fortschreitung von Menschen ist widersprechend; man muß immer auf eine Schöpfung zurückkommen, und so bald man die Schöpfung annimmt, gibt sich das Uebrige alles von selbst. Die göttliche Weisheit, die sich auf die Erde herabließ, um den Menschen zu unterrichten, ist nicht unglaublicher, als eben dieselbe, die sich zur Schöpfung des Menschen herabließ.

Allein warum glänzt die Wahrheit nicht mit einem Schimmer, der alle denkende Wesen hinreißt? Das heißt gerade so viel, als wollte man fragen, warum sich Gott nicht den Menschen in seiner ganzen Herrlichkeit zeigt? Er kann es zwar, und wird es auch einst thun, aber die Zeit ist noch nicht gekommen; das Leben des Glaubens ist ein Leben mit Licht und Dunkelheit vermischt.

Hienieden stehen wir in der Dämmerung, die uns bald den vollen Sonnenglanz eines schönen Tages verkündigt; in Erwartung, bis dieser Tag anbricht, müssen wir unterdessen bei dem Scheine der Fackel, mit der uns die Religion leuchtet, über die Gegenstände urtheilen, die uns umgeben.

Die Wahrheiten, die den Menschen leiten müssen, liegen vor ihm, so, daß er sich nach seinem freien Willen ihnen nähern, oder davon entfernen kann: alles ist so eingerichtet worden, daß die Ausübung seiner Freiheit nicht gehindert wird. Wenn auch Gott allen Werken der Natur einige fühlbare Kennzeichen seiner Gegenwart hienieden ein-

gedrückt hat, so fallen sie doch nur demjenigen auf, der gefaßt ist sie zu sehen.

Unsere Philosophen sehen den Glauben für ein Vorurtheil an, aber eben der Glaube verdammt alle Vorurtheile: — Eigenliebe, eitlen Ruhm, Vorurtheil der Geburt, Duell, falsche Ehre — keines verschont der Glaube.

Man sah den Glauben für nichts anders als das Antheil eines schwachen Geistes an. Aber man darf nur die großen Männer von einer wie von der andern Seite zählen; die Religion hat eine große Anzahl derselben aufzuweisen, denen ihre Feinde nur einige, mehr glänzende als solide Köpfe entgegen stellen können.

Die Welt enthält eine größere Anzahl von Indifferentisten als Ungläubigen. Diese bestreiten zwar die Wahrheiten der Religion nicht, aber sie hören die Geschichte des Evangeliums so kalt und untheilnehmend als die des Tacitus, und keine der erhabnen Wahrheiten, die in diesem Buche enthalten sind, macht auf sie Eindruck: diese Gefühllosigkeit ist ein viel elenderer Zustand als der Zweifel selbst.

Eine stupide Blindheit herrscht unter den Menschen; denn wenn man recht ernstlich darüber nachdächte, was der Mensch ist, wie er hieher gekommen ist, wie er sein Leben hier verlebt, welcher der Zweck dieser kurzen Erscheinungen ist, — gewiß, man würde sich nicht ereifern, und ein leeres Wortgezänk darüber führen.

Die die Religion verwerfen, setzen nichts anders an ihre Stelle, und haben recht; denn, in der That ist es unmöglich, sie durch etwas vernünftiges zu ersetzen, ohne sich nicht noch härtere Fessel anzulegen.

Um die christliche Religion zu verwerfen, müßte man zum Atheismus seine Zuflucht nehmen; und welch eine Zuflucht ist diese! Oder, was das nämliche ist, man müßte die Lehre Epikurs annehmen; denn wie könnte man eine Vorsehung anerkennen, und behaupten, daß sie gewollt habe, daß die vollkommenste Bahn, die erhabenste Tugend, die

herrlichſten Verheißungen — daß das göttliche Meiſterſtück das Werk des Betrugs ſey?

Die Religion zeigt uns einen Plan, wo alles auf das Vollkommenſte ineinander paßt, wo eins das andere hält; die Erbſünde, das moſaiſche Geſetz, die Gottheit Chriſti, ſeine Auferſtehung, die Gründung ſeiner Kirche: alle Lehrſätze ſtehen miteinander in Verbindung, und geſtalten mit der Moral einen Körper, wovon kein Theil abgeriſſen werden kann, ohne daß nicht das Ganze zu Grunde gerichtet wird. Man findet in dem Chriſtenthume wie in der Natur eine Einheit, die beiderſeits einen und denſelben Urheber entdeckt.

Der Geſchichtſchreiber Joſeph, ein Jude und Höfling, hat von Chriſtus nur im Vorbeigehen Meldung gethan, und war gezwungen, ihn zu bekennen, obwohl er weder an ihn, noch an die Propheten glaubte. Dieſe Stelle, wenn anders der Forſcher redlich zu Werke gehen will, muß ihm nicht weniger glaubwürdig ſeyn, als es den Feinden der Religion die beiden andern, wo er von dem Tode Johannis, genannt der Täufer, und dem Tode Jakobs, eines Bruders Chriſti redet.

Suetonius, Tacitus, Plinius, Lucian reden von den Chriſten, und beſtättigen das, was unſere Traditionen ſagen. Juſtinus, Laktantius, Origenes, Tertullian, und alle erſte Kirchenvolter nehmen die Heiden zu Zeugen ihrer Behauptungen, und wir ſehen, daß ſie in keinem von allen den Werken, die wir noch davon übrig haben, widerſprochen worden ſind.

Chalcides und Macrobius reden, der erſte von dem Sterne, der den Weiſen aus Morgenland erſchienen iſt, der zweite von dem Blutbade, das Herodes bei der Nachricht von dieſem Zeichen anrichtete. Phlegon und Thallus erwähnen der Finſterniſſe, die bei dem Tode Jeſu die Erde bedeckten — eine Begebenheit, die in öffentlichen Archiven aufgezeichnet wurde.

Julian gesteht es selbst in seinen Werken, daß er es unternommen habe, den Tempel wieder aufzubauen, und Ammian, gleichfalls ein Heide und sein Liebling, hinterläßt uns eine ausführliche Erzählung von den schrecklichen Phänomenen, die sich nach der Zerstörung der Fundamente der Wiedererbauung widersetzten; dieses findet man von den Rabinern selbst bestättigt.

Celsus, Porphyrius und Julian selbst gestehen uns die Wunder Jesu, die sie physikalischen Kenntnissen beilegen, die er sich in Egypten eigen gemacht haben konnte, und stellen seinen Wundern jene des Apollonius von Thyana entgegen. Man merke wohl; die dieses Zeugniß von Christo ablegen, sind seine Jünger nicht, seine Feinde sind es.

Der göttliche Urheber unsers Glaubens hat so vielfältige Zeugnisse für sich, daß man an seiner Sendung eben so wenig, als an seiner Existenz und an seinem Tode unter Tiber zweifeln kann, und unter allen menschlichen Kenntnissen gibt es nichts, das fester und triftiger erwiesen wäre.

Die Leiden des Gerechten, der sich hingibt um seine Brüder zu retten, sind unsern Begriffen widerlich: der Schuldige soll leiden, sagt man; aber steht es uns zu, der göttlichen Gerechtigkeit eine Vorschrift zu geben? Und kann Gott nicht, indem er die Selbstaufopferung des Gerechten krönet, seine Verdienste auch auf seine Nachfolger ausbreiten?

Kann wohl ein guter Gott Gefallen daran finden, wenn er seine Geschöpfe leiden sieht? — Ein eitler Einwurf! — Es liegt in der Ordnung der Dinge, daß ein verständiges und freies Geschöpf durch ein Opfer die Wonne verdiene, mit der sein Urheber es erfüllen will, und Christus hat sich selbst diesem Bedingniß unterworfen.

Die Leiden Jesu, der Märtyrer, der Büssenden, alles, was der Mensch hienieden leiden kann, hat mit der Herrlichkeit, mit der Gott einst diese geringen Beschwerlichkeiten vergüten wird, gar kein Verhältniß, ja man kann sie sogar als ein ganz freiwilliges Geschenk ansehen.

Das Christenthum, sagen die Weltleute, erfüllt die Seele mit traurigen Ideen; o ich wollte vielmehr sagen, daß es den Menschen tröstliche Gefühle, freudige Begriffe, erhabene Empfindungen einflößt. Kann es wohl eine traurigere Lage geben als die, in der sich ein Mensch befindet, der durch einen schrecklichen Tod einer noch fürchterlichern Zukunft entgegen geht, und das mitten durch tausend Leidenschaften, die ihn zerfleischen, und die das erzwungene Lachen des irreligiösen Menschen nicht verbergen kann?

Der Mensch, der keine Religion hat, ist mehr nicht als ein elendes, verächtliches Wesen; von sich selbst hat er keine andere als niedrige Gesinnungen, und alle seine Wünsche und Begierden sind auf diese Erde eingeschränkt, worauf er kriecht. Sobald einmal die Verkettung mit Gott unterbrochen ist, so ist der Mensch, wie der Waldmann, mehr nicht als eine Affenart, die vollkommener organisirt ist, und wirklich so weit setzt der heutige Epikuräismus den Menschen zurück; dieß ist's alles, was eine falsche Philosophie aus ihm macht.

Wenn die Seele nicht unsterblich ist, so sind alle Religionen falsch, und wenn alle Religionen falsch sind, so ist der Mensch nichts als ein unglückliches Geschöpf, mit dem Gott sein Spiel treibt, und das er dem Irrthum, dem Elende und den Launen des Glücks preisgibt; und was hat dieses Geschöpf zu erwarten? — Vernichtung!

Zweierlei Gattungen Leute reden gern von Religion; jene nämlich, die sie aus Anhänglichkeit lieben, und jene, die sie fürchten, um sich gegen ihre Drohungen zu verpanzern. Eine dritte Klasse von Menschen redet niemals davon, und das sind eben nicht die besten; die Religion ist für sie so gut als nichts, weil sie selbst für alle andere Menschen nichts sind.

Wer nicht die Religion zu seinem ersten und vorzüglichsten Augenmerk macht, hat so viel als gar keine. Der größte Theil der Menschen macht eine Sache des Wohlstandes daraus; sie wissen nicht, daß sie das einzige We-

sentliche, das einzig Wichtige ist, worauf alles andere abzwecken muß.

Da Gott seiner Wesenheit nach die Wahrheit ist, von der, als der einzigen Quelle alle bekannte Wahrheiten herfließen, und woher jede derselben abstammt, woran alle andere Wahrheiten hangen, so muß seine Religion nothwendig auf alles das, was der Mensch kennt, mehr oder weniger Bezug haben; Moral, Geschichte, Rechtsgelehrsamkeit, selbst Staatsklugheit nicht ausgenommen — über alles verbreitet die Religion Licht.

Sprachen, schöne Wissenschaften, Geschichte, selbst die Fabel, alles ist unter den Menschen ein Gegenstand des Studiums geworden, und der größte Theil weiß kaum, was er glaubt, oder glauben soll.

Die Religion will studirt seyn; man liebt sie nur darum nicht, weil man sie nicht kennt, und man will sie nicht kennen, weil man an Dingen hangt, die sie mißbilligt.

Die Vernunft läßt uns nur wähnen, daß die Seele, abgesondert vom Körper, seine Auflösung überlebe; die Religion aber belehrt uns, daß die Seele, zu dieser Vereinigung bestimmt, nach einer Zeit mit dem Körper wieder vereinigt werden müsse, um nimmermehr davon geschieden zu werden. Der Körper, so wie uns Gott einen zu geben versprochen hat, kann hienieden mit nichts verglichen werden, und wir haben keine andere als diese Weise zu urtheilen.

Diese Verheißungen sind zu vielversprechend, als daß man darauf glauben könnte, sagt der starke Geist; aber eben dieß bezeugt ihren Ursprung. Belohnungen eines Gottes müssen freilich über allen Begriff eines Menschen seyn.

Unsere Philosophen sind so gütig, die Materie auf einen so hohen Grad von Feinheit zu erheben, der, sagen sie, ihr das Denkensvermögen zu geben im Stande ist. Wir wollen nicht so weit gehen, wir wollen glauben, daß Gott die Materie auf einen solchen Grad der Unveränderlichkeit bringen kann, die alles Verderbniß unmöglich macht.

Wozu sollten uns Organe dienen, wenn sie keinen Gegenstand mehr haben? Wie ist es möglich, die Elemente unserer Körper zu sammeln? Wo soll man alle Menschen bei der Auferstehung hinstellen? Haben sie auch Raum genug? — Lauter eitle, nichtige Einwürfe! Wir haben zur Herstellung unserer Körper nicht einer und derselben Materie nöthig; denn sonst wären wir, in Rücksicht des Orts, nach 30 Jahren nicht mehr die nämlichen.

Der Lehrsatz, daß es in einem andern Leben Strafen gibt, die nur eine gewisse Zeit dauern, ist für die Menschen gewiß sehr tröstend: wie kann man es noch wagen, ihn zu bestreiten? Der Zustand dieser unserer Brüder, für die wir beten, ist weit über dem unsrigen; sie sind versichert, ein Gut, das wir hienieden noch verlieren können, gewiß zu zu erhalten.

Gott ist gut, sagt der Gottlose; er will mich nicht ewig unglücklich machen; allein ein guter Gott, so wie er ihn haben wollte, würde der Gönner des Lasters seyn: ein König, wenn er diesem Gotte glich, wär ärger als ein Tyrann.

Es ist eine Beleidigung, die man Gott zufügt, wenn man ihm eine Barmherzigkeit zueignet, die sich auf alle Schuldige erstreckt; seine Barmherzigkeit kann nicht darin bestehen, daß sie die Störer der Ordnung kröne, sondern darin, daß sie ihnen Mittel an Handen gibt, wieder auf die Wege der Ordnung zu kommen, von denen sie sich entfernt hatten. Das Gegentheil würde ihm seine Eigenschaften absprechen.

Die Klagen, die der Mensch bei dem Anblicke großer Ungerechtigkeiten führt, ist die Stimme der Natur, und liegt nicht in der Willkühr des Menschen; wenn nun in uns ein so unverkennbares Gefühl von Gerechtigkeit liegt, was muß die Gerechtigkeit eines Gottes seyn? — Wird er den Ehebruch, den Raub, den Todtschlag mit ewiger Seligkeit lohnen? —

Wie ärgerlich sind nicht alle diese Fragen, alle diese

Zänkereien über den Grad der Liebe, die wir Gott schuldig sind! — Urtheilt die profane Liebe auch so? Diese kennt kein Maaß; — und nur für Gott, der uns alle unendlich liebet, will man einen Maaßstab annehmen? Wenn der Mensch unbeschränkte Fähigkeiten hätte, so wären sie ein Opfer, das ganz Gott gewiedmet seyn müßte.

Der geliebte Gegenstand muß fast die einzige, und eine zur Gewohnheit gewordene Beschäftigung seyn, man muß sich mit Vergnügen damit unterhalten, lieben, was er liebt, sich ihm gefällig zu machen suchen, in allem nach seinem Willen handeln, dieß sind die Kennzeichen der Liebe, sie mag dann den Schöpfer oder das Geschöpf zum Gegenstande haben. Diese Empfindungen sind zwar unter den Menschen nicht selten; allein — für wen? — immer für das Geschöpf.

Ungezweifelt ist es Pflicht, den Urheber und Erhalter seines Wesens zu lieben; allein der Mensch, mit lauter materiellen Gegenständen umgeben, ist zu weit von Gott entfernt: seine Güte hat aber die unendliche Kluft dadurch ausgefällt, daß er uns Jesum Christum gab.

Christus ist dem Menschen Alles. Da er mit Gott von gleicher Wesenheit ist, so besitzt er auch die Vollkommenheiten, die von der Gottheit unzertrennbar sind, und nur in ihm können wir diese Vollkommenheiten beschauen: und da er auch mit dem Menschen einerlei Wesenheit hat, so besitzt er alle jene Vollkommenheiten, womit Gott ein Geschöpf bereichern kann, im höchsten Grade; man mag ihn unter einem Gesichtspunkte betrachten, unter welchem man will, so bleibt seine Kenntniß immer die erhabenste Wissenschaft des Menschen. Wehe dem Menschen, der alles weiß, und Christum nicht kennt.

Ich bin nicht von der Welt, sie kennt mich, sagt Christus. So sehr sein Herz von dem heiligen Feuer der Liebthätigkeit entflammt war, so ganz Liebe er war, schloß er doch die Welt von den Gnaden aus, um die er seinen

Vater hat. Kann man ohne Schaudern eine solche Ausschließung hören, wenn man an einer Welt hangt, über die die Wahrheit selbst einen so förmlichen Bannfluch gesprochen hat?

Die Philosophen beschweren sich darüber, daß eine göttliche Religion dem Menschen nichts, als selbst wieder einen Menschen darbietet; einen Mensch gewordenen Gott, Menschen zu Dienern seines Kultus, ein von Menschen geschriebenes Gesetz; — sie möchten gerne den Arm Gottes unverhüllt sehen. Gott weiß besser, was dem Menschen geziemt; er hat ihn die Würde seiner Natur wollen erkennen lassen, und hat, wenn er Engel zu ihm herabsendete, sie mit einem Körper bekleidet.

Die Diener des Altars hätten Engel seyn sollen, und sind nichts als Menschen gewesen. Schon vom Anfange der Kirche hat es schlechte Diener derselben gegeben, aber ungeachtet des allgemeinen Verderbnisses gibt es auch unter uns noch Diener des Altars, die der Apostelzeiten würdig sind, und wenn man von dieser Menschenklasse jene wegnimmt, die nur das Kleid davon tragen, so bleibt diese Klasse von Menschen immer noch die einzige, bei der man am meisten Einsicht und Tugend antrifft.

Wer behauptet, die Kirche wäre nicht mehr von jenem Geiste belebt, der zur Zeit der ersten Jahrhunderte in ihren Entscheidungen herrschte, oder hierin sich nur auf eine zukünftige Versammlung bewirft, der läugnet ihre wirkliche Existenz.

Es war unmittelbar nothwendig, daß die Kirche einen sichtbaren, unmangelhaften Richterstuhl bekam, einen höchsten Richter in Glaubenssachen. Die Unfehlbarkeit der Kirche in ihren Lehrsätzen, die die Sekten empört, ist ein Hauptdogma, worüber Christus selbst gesprochen hat; ohne dieses wanken die andern alle, und können sich nicht mehr in der Reinheit erhalten, in der sie seit 18 Jahrhunderten bestanden.

Als Luther und Kalvin wider Rom aufstunden, so

war's weder die Hochschätzung ihrer Person, noch die Festigkeit ihrer Gründe, was die damaligen Fürsten bewog, sie zu unterstützen: das Interesse allein war die Gottheit, bei der man sich Raths erholte.

Oft hat der Fanatismus durch ein Gemische von Narrheit und Ausschweifung die Heiligkeit der Religion geschändet. Man sah Odamiten nackt in ihren Tempeln beten; einen Posiel in Venedig ein Mädchen zur Schau herumführen, das er für den Messias des weiblichen Geschlechts ausgab; hier Mädchen mit Brandmalen, dort Weiber ans Kreuz geheftet ꝛc. Alle diese Abscheulichkeiten, die die Religion verflucht, sind ein Beweis, mit welcher Unerschütterlichkeit sie alles, was ihre Reinigkeit verletzt, verbannet.

Johann Huß, Servet ꝛc. haben sich lieber in die Flammen gestürzt, als daß sie von ihrer Meinung abgegangen wären; die Schüler Pythagoras hielten fünf Jahre ein unverbrüchliches Stillschweigen, und führten ein sehr strenges Leben; noch heut zu Tage unterwerfen sich die Talapoinen, die Faquirs Bußarten, wovor der Natur schaudert; die Religion allein macht wahre Märtyrer und wahre Büßer, denn sie allein hält den Menschen von aller eiteln Ehre ab.

Es ist Täuschung, wenn man all seine Religion nur in äußern Uebungen will bestehen lassen; sie sind nichts als die Rinde; und so wie der Baum, den man von seiner Rinde entblößen will, verdirbt, so verdirbt und verlöscht auch die Religion in dem Herzen, weil es ihr an Nahrung und fühlbarer Stütze fehlt.

Glauben, daß Christus unter uns gegenwärtig sey, und sich weigern, auf seinen Befehl sich ihm zu nähern, ist das Verbrechen eines Ausreißers: es geschieht nicht aus Ehrfurcht, sondern aus Gleichgültigkeit.

Welch eine schöne Einrichtung sind jene ordentliche Versammlungen in unsern Tempeln, wo der Hirt seine ihm anvertrauten Gläubigen über die Mittel unterrichtet, ihr Wesen zu vervollkommnen, und ihrem gemeinschaftlichen

Gebieter zu gefallen! Das heißt (wirklich, man kann es mit Wahrheit sagen) Tugend säen.

Wenn die Freuden der Welt rein wären, so wären die Tage, die zur Feier der Religion geheiligt sind, in der That Festtage, wo sich versammelte Familien erbauen könnten: allein diese Tage sind vielmehr einigen Leuten Trauertage, denn man versagt sich an solchen Tagen Vergnügungen, die man sich niemals gestatten sollte.

Die Einfachheit und Klarheit der christlichen Religion, wodurch sie dem ärmsten Bauer faßlich und brauchbar wird, ist genugsamer Beweis, daß sie Gott darum uns gegeben hat, damit sie das allgemeine Gesetz für das ganze menschliche Geschlecht seyn soll. Gott, der in der Natur wie in der Religion unbegreiflich ist, handelt in der einen wie in der andern auf die allereinfachste Art.

Man hat die Ungereimtheit so weit getrieben, daß man sogar zu behaupten wagte eine Gesellschaft von wahren Christen könne nicht bestehen, unterdessen man doch wollte, daß eine Gesellschaft von Atheisten bestehen könne. Wollte Gott, man sehe noch viele solcher wahrer Christen, die der Stolz der aufkeimenden Kirche waren, auf Erden! — In einer solchen Gesellschaft macht die Befehlhabersstelle eben so wenig stolz, als der Gehorsam erniedrigt; es ist ein Häuflein Brüder, deren einer der Obere, ein anderer Gärtner ist, wo aber alle unter einer Regel und von gleichem Geiste beseelt leben.

König, Bürger, Vater, Richter, Soldat ꝛc. alle diese Verhältnisse haben nur für den Menschen, der Religion hat, einen festen Grund: die Religion ist die einzige Stütze der Rechtschaffenheit, der Ehre und des wahren Muths.

Die Religion, die uns nur auf die ewige Glückseligkeit Rücksicht nehmen heißt, macht auch hienieden in diesem kurzen Leben unser Glück; alle ihre Gebote haben keinen andern Endzweck, als jenen Frieden der Seele zu erhalten, der allein den Menschen wahres Glück verschaffen kann.

Bald wird es keine Zeit mehr geben, der große Vor-

hang der Ewigkeit beginnt sich zu öffnen; die Religion bereitet uns zu diesem entscheidenden Augenblicke vor — zu einem Augenblicke, der für ihre getreuen Anhänger der glücklichste Zeitpunkt seyn wird.

Die dermalige Philosophisterei wird, wie alle unreine Secten, aufhören; anfangs ging sie mit Klugheit und Schonung zu Werke, aber bald hat sie sich durch ihre Keckheit, die von Zeit zu Zeit größer wurde, selbst verrathen; der Haufe Schriftsteller, die sie hervorbrachte, hat ihre verhaßten Grundsätze aufgedeckt, und das glänzende Kolorit, womit sie dieselben aufstutzten, hat die Ungereimtheit dieser Grundsätze nicht ganz verhehlen können; ihre Widersprüche dienten zur Aufklärung, und viele ihrer Schüler erröthen bei dem Gedanken, daß sie sich täuschen ließen, und das Spielwerk dieses Phanatismus waren.

O heilige Religion! nur um dich zu erkennen leuchtet uns die Fackel der Vernunft; aber möchte deine himmlische Klarheit das schwache Licht derselben erhöhen! — Es gibt sonst keine wahre Weisheit als die, die mit deinen Lehren einstimmig, den Menschen auf dem schlüpfrigen Wege, der ihn in sein wahres Vaterland führt, aufrecht haltet.

Verfolg dieſer Materie
über
Religion und Chriſtenthum.

Wenn der Ungläubige daraus, daß es falſche Religionen gibt, den Schluß zieht, daß ſie alle falſch ſind, ſo fehlt er ja ſchon wieder das erſte Geſetz der Kunſt zu denken.

Falſchheit ſetzt immer Wahrheit voraus, der ſie widerſpricht, oder von der ſie eine fehlerhafte Nachahmung iſt. Darum eben, weil es eine wahre Tugend, wahre Größe gibt, gibt es auch falſche Tugend und falſche Größe. Gleiche Beſchaffenheit hat es auch mit der Religion; wenn ſie in Rückſicht der Menſchen nicht auch in der Reihe der Konvenienzen ſtünde, ſo gäb es weder eine wahre, noch eine falſche Religion, und man würde unter allen Religionen ſo wenig unterſcheidende Züge finden, als unter den Bibern.

Der Lehrſatz von der Unſterblichkeit iſt ſo eng mit dem Lehrſatze von dem Daſeyn Gottes verbunden, daß man den einen nicht läugnen kann, ohne nicht auf eine gewiſſe Art den andern zu läugnen. In der That, kann man in Gott glauben, und dabei denken, daß ſo viele große Männer, die lieber ſterben als ſein Geſetz verletzen wollten, die, von ſeiner Schönheit bezaubert, ſich ihm ganz ergeben, und auf alles Verzicht gethan haben, um ihm allein zu dienen; daß auch heut zu Tag noch ſo viel große Seelen, die ſich, von einer Welt, die ſie nicht kennt, abgeſondert, und ganz von ſeiner Liebe voll, der Ausübung aller Tugenden heiligen, ungeachtet ihres lebhaften Verlangens und der Hoffnung, ihn einſt ewig ſchauen und lieben zu können, von ihm dem Nichts überlaſſen ſeyn ſolle? Eine ſolche Gottheit verdiente eher gehaßt als geliebt zu werden; und die Gottheit mit ſolchen Farben ſchildern, heißt ſie auf die haßvollſte Art läſtern.

Die Religion setzt nicht nur die Gewißheit eines künftigen Zustandes fest, und redet davon in solchen Ausdrücken, die diese Wahrheit auch dem einfältigsten Kopfe begreiflich machen, sondern sie stellt uns auch noch in der Person ihres Stifters eine Reihe demonstrativer Thatsachen dar, die die Sinne, die Einbildung und die Eigenliebe interessiren.

Der ununterbrochene Gang der Religion, die ungeachtet des Widerstandes des Menschen kühn über Jahrhunderte wegschritt, ist unserer Bewunderung wohl würdig. Nationen vereinigten sich das Gesetz Gottes und sein Volk zu zerstören; sie verschwuren sich dagegen, und richteten in allen Jahrhunderten das schrecklichste Blutbad unter demselben an. Es wurde gezüchtigt, dieses Volk, aber zahlreicher als es jemals war, trägt es sein Gesetz und seinen Fluch auf dem ganzen Erdrunde herum. Vergebens haben Nationen sich vereint, das Christenthum zu zernichten, vergebens würden sie sich auch heut zu Tage noch deßhalb vereinigen; alle diese Nationen verschwinden wie der Zeitpunkt ihres Seyns, aber das göttliche Gesetz dauert ewig, und seine wunderbare Erhaltung ist der kräftigste Beweis davon.

Es ist gewiß, daß Gott hienieden nur dem Menschen sichtbar ist, der ihn suchet; wenn er zu uns herabsteigt, so geschieht es unter der Gestalt eines demüthigen und unterdrückten Menschen, wodurch er dem eiteln Menschen ganz unkennbar wird; redet er in unserer Schrift, so geschieht es durch Parabeln, die der Jude nicht versteht; wenn seine Vorsicht handelt, so geschieht es mittels der zweiten Ursachen, über welche die Welt niemals hinaus sieht. Gott ist allenthalben gegenwärtig, in der Natur und in der Religion, aber allzeit hinter einem Schleier, den der Glaube allein zu durchdringen vermag.

Die Welt ist ein Vorbild, das vorübergeht, das alte Gesetz war ein Vorbild, das wir verschwinden sahen, selbst das Reich des Messias ist hienieden unvollkommen, und ein Bild in seiner Kirche. Mein Reich ist nicht von dieser Welt sagte Christus. Es liegt in der Anordnung Gottes,

das alles, was der Strom der Zeit mit sich fortreißt, in einen undurchdringlichen Schleier verhüllt, und mit Dunkelheit vermengt sei; nur einst am großen Tage der Ewigkeit wird alles Bildliche aufhören, und die Wahrheit, die die menschliche Schwäche nur manchmal durch eine kleine Spalte erblicken kann, sich unsern Augen in ihrem vollen Glanze darstellen.

Wenn sich der Mensch über die geheimnißvolle Dunkelheit beklagt, worein sich Gott verhüllt hat, so kann wahrlich keine andere Ursache zum Grunde liegen, als weil er seiner Seits ohne die geringste Bemühung zur Herrlichkeit Gottes gelangen möchte. Allein eben dieser Schleier, der unsern Augen die Gottheit verhüllt, ist der Grund unserer Verdienste; es war nothwendig, und dem Zustande der Prüfung, in den uns Gott hienieden versetzt hat, gemäß. Sobald diese Prüfung zu Ende ist, wird der Schleier zerrissen werden, der Mensch wird alsdann unwiderstehlich an die höchste Schönheit angezogen werden, und der Glaube wird einem klaren Sehen im hellsten Lichte Platz machen.

Etwas besonders Merkwürdiges ist, daß noch heut zu Tage keine andere als Abrahams Nachkommenschaft auf Erden den wahren Gott anbetet. Nemlich die Juden, entartete Kinder, die Muhamedaner, Kinder der Agar, und die Christen, die Söhne der Verheißung; die übrigen Nationen sind Abgötterer geblieben. Sieht man daraus nicht die buchstäbliche Erfüllung der Verheißungen, die Gott dem Vater der Gläubigen gab?

Wie hat Gott, da er den Menschen mit einem Verstande begabt, der alle Völker, selbst die im gröbsten Heidenthume lebenden, ein künftiges Leben einsehen, und einen Geber dieses Lebens erkennen ließ, zugeben können, daß diese Hauptwahrheiten mit so viel Fabeln verdunkelt und verunstaltet werden konnten? Zweifels ohne bleibt uns dieses Betragen Gottes gegen den Menschen unbegreiflich; allein unmöglich ist es, daß es nie auf dieser Erde einen Weg zur Aufklärung zu gelangen, gegeben haben soll, daß

kein Volk soll gewesen seyn, das im Besitze eines Lichtes gewesen wäre, das er auch andern Völkerschaften hätte mittheilen können.

Vergebens wendet man ein, daß es zu allen Zeiten Menschen gegeben habe, die, ganz in das Studium der Weltweisheit versenkt, den Aberglauben und Irrthum bestritten haben. Was fruchteten ihre Bemühungen? Was haben sie damit ausgerichtet? Was einer herstellte, hat der andere wieder eingerissen; da sie einander stets widersprachen, haben sie kein Volk aufgeklärt, und ihre Lehre, in einen kleinen Kreis eingeengt, konnte also auf die Masse des menschlichen Geschlechts keinen Einfluß haben.

Die Philosophie hat nur schwankende und ungewisse Sätze, gleich dem Geiste, der sie hervorbringt. Das menschliche Geschlecht bedarf eines sichern Führers. Nicht angenommener Wohlstand, nicht Konvenienzen, nicht guten Rath allein bedarf der Mensch, alles dieß würde er immer zu entkräften und unwirksam zu machen suchen, er muß unmittelbare Anordnungen, er muß eine Religion haben, die ihm befiehlt.

Unsere Philosophen setzen an die Stelle der Schöpfung eine allmälige, nothwendige Entwicklung der Materie, anstatt der Sündfluth nehmen sie einen allgemeinen Brand des Erdkörpers an, und eine leuchtende, phosphorische Materie für die Bekanntmachung des mosaischen Gesetzes; die Ebbe und Fluth erklärt ihnen den Durchgang durchs rothe Meer; sie wollen keine Wunder zugeben, und weder in der Natur, noch in dem Gange der verschiedenen Weltereignisse den Finger Gottes sehen: allein zu welch ungereimten Voraussetzungen muß man nicht seine Zuflucht nehmen, wenn man sich der Macht der Beweise entziehen will, die allenthalben den Finger Gottes darthun!

Es muß einen religiösen Kultus geben; denn er ist ein für jede Gesellschaft nothwendiges Band. Eher könnte eine Stadt die Sonne entbehren, sagt Plutarch, und wie

soll man denken können, daß Gott dem Menschen dieses so nothwendige Band zu geben unterlassen haben sollte?

Das falsche Räsonnement ihrer Widersacher ist kein geringer Beweis für die Religion, alles, was sie ihr entgegen setzen und unterschieben wollen, ist ihrem Lichte so sehr entgegen, daß man wirklich blind sein muß, wenn man sich dadurch bevortheilen läßt. Der Aufgeklärte, der ihre Schriften durchblättert, findet darinn Stärkung in seinem Glauben, und fühlt mehr als jemals die Nothwendigkeit desselben.

Wenn ein ganzes Korps von Beweisen, die dem Menschen hinreichen sein Urtheil zu determiniren, die Stütze dieser oder jener Wahrheit sind, so kann die Unmöglichkeit einige Einwürfe zu heben, die Gewißheit dieser Wahrheit um nichts mindern, denn sonst wäre gar nichts mehr gewiß. Wir sehen nichts auf eine so vollkommene Art, daß wir im Stande wären, alle Verhältnisse einer Sache auf einmal ins Gesicht zu fassen, und alle Schwierigkeiten zu heben, besonders, wenn es um metaphysische Wahrheiten zu thun ist, die uns die Religion vorträgt.

Ich bediene mich, um diesen Satz deutlicher zu machen, eines aus der Natur hergeholten Gleichnisses. So wie die Gegenstände, die von unserer Sonne beleuchtet werden, allzeit ihre Schattenseite haben; so hat hienieden auch jede Wahrheit ihre dunkle Seite. Wider die unerschütterlichsten, ausgemachtesten Wahrheiten, selbst in der Religion, lassen sich noch Einwürfe anbringen, aber dem ungeachtet strahlt dem Menschen so viel Licht von oben herab, daß er nicht zu entschuldigen ist, wenn er sich weigert diese Wahrheiten anzuerkennen. Nur im Himmel wird einst dieser Schatten verschwinden, und die Wahrheit im hellen Lichte, in ihrer ganzen Schönheit glänzen.

Von allen Geschichten, denen wir am meisten Glauben beimessen, hat keine zu ihrem Besten die Zeugnisse unserer Schrift aufzuweisen. Die Traditionen des Orients, der Araber, der Armenier, der Copten bestätigen die Wahr-

heit derselben. Die Vorsicht hat allerorten Monumente aufbewahrt, die ihr als Stützen zu Hülfe kommen: wie mehr Kenntnisse man sich erwirbt, desto mehr fühlt man die Stärke dieser Beweise; nur die Unwissenheit wirft alles untereinander.

Sind die Mysterien dunkel, so sind hingegen die Lehrsätze der Moral evident. Und doch — was macht man aus ihnen? Mit wie viel Spitzfindigkeiten sucht man ihnen nicht auszuweichen? Man hat vor dem, was sonnenklar vor Augen liegt, so wenig Ehrfurcht, wie vor dem, was dunkel ist.

Ich durchgehe die Jahrbücher der Welt, und sehe das menschliche Geschlecht während 4000 Jahren in dicke Finsternisse versenkt. Alte Traditionen kündigen einen Befreier an, der der Erde eine andere Gestalt geben wird. Christus kömmt, und die Erde gewinnt ein ganz anderes Ansehen. Nach durchkämpften drei Jahrhunderten siegt sein Gesetz über das Heidenthum, den Arrianismus, und über alle Welt, die sich dagegen verschworen hatte; ein Gott, Schöpfer, wird in allen großen Gesellschaften des Erdrunds angebetet, und der Götzendienst in einige wenig bekannte Gegenden eingezwängt; ist nun die Erkenntniß des wahren Gottes noch das Werk des Betrugs? —

Eitel und ganz unschädlich ist der Einwurf, daß man bei Völkern, die wenig civilisirt sind, nichts als einen rohen und höchst unvollkommenen Christianismus finde. Dieser Einwurf ist von gar keiner Bedeutenheit; man würde dadurch die Macht der Gnade verkennen, die allein wahre Christen macht. — Giebt es ein unvollkommners Christenthum, als das man in unsern verfeinerten und wollüstigen Städten findet? — Allein in jedem Lande, bei allen Nationen, wie auch in unsern Städten wird der Gerechte, der Christum kennt, ihn lieben, ihm folgen, und sein Glaube bewahrt ihn vor den herrschenden, akkreditirten und zur Gewohnheit gewordenen Lastern.

Die Geschichte Christi, die uns seine Jünger hinter-

laſſen haben, kann keineswegs in Verdacht gezogen werden, denn ſie haben ſie Leuten gewidmet, die ihre Zeitgenoſſen waren; das Zeugniß, das ſie von Chriſtus ablegten, iſt von Schriftſtellern beſtätigt und aufbewahrt worden, die, da man ſich von Jahrhundert zu Jahrhundert auf ſie berief; alle Verfälſchung unmöglich machten; die Reden Chriſti, die ſie auf uns übertragen, können unmöglich ihnen zugeeignet werden, denn man findet nichts, ſelbſt in den älteſten Schriften nichts, das damit in Vergleich kommen könnte.

Die Verkündigung des Evangeliums iſt nicht das Werk der Finſterniſſe geweſen, denn die Unwiſſenheit bei einem rohen und barbariſchen Volke Zutrauen und Anſehen ſich. Nein, Gott wollte, daß es in einem Jahrhunderte gepredigt werden ſollte, das durch ſeine Talente das glänzendſte, der Stolz und Ruhm der Welt iſt, damit gewiſſe große Begebenheiten, die es hervorzubringen beſtimmt war, noch auffallender und zuverläßiger wurden.

War wohl jemals nur ein Anſchein von Möglichkeit vorhanden, daß die Römer, berauſcht von ihrem Ruhme, voll Verachtung für eine Nation, wovon ſie einen großen Theil aufgemetzelt, und den Ueberreſt als Sklaven verkauft hatten, von eben dieſer unter ihre Füße getretenen Nation ein Geſetz annehmen würden? — War es glaublich, daß ſie bei dem Zurufe einiger, unter ihnen verſtreuten Juden, ihren Göttern entſagen würden, die ſie für die Stifter ihres Reiches hielten, um dafür — einen Juden anzubeten, den ſein eignes Volk verworfen hat? Und doch — iſt nicht die ganze Welt Zeuge von dieſer großen und ganz unglaublichen Revolution?

Wäre Chriſtus nichts als ein gewöhnlicher Menſch geweſen, wie es Tacitus ſagt, wie wäre es wohl jemals einem Menſchen beigefallen, ihn eben den Römern als Gott, den Schiedsrichter der Natur, der durch eigne Kraft wiedererſtanden iſt, verkündigen zu wollen? — Konnten ſich wohl die erſten Prediger des Evangeliums den ſchmeichel-

haften Gedanken beigehen lassen, daß sie den Beherrschern der Welt eine so höchstwunderbare Wahrheit überzeugend einpredigen würden, eine Wahrheit, die dem Vorurtheile dieser Nation so widerlich war, und die heut zu Tage noch unsere stolzen Köpfe dagegen empört?

Die mysteriösen Zeichen, die Christus eingeführt hat, seine Gegenwart zu bestätigen und seine Verdienste auf uns anzuwenden, haben ihre Wirksamkeit von seiner Allmacht. Unter diesen sichtbaren Zeichen liegt die unsichtbare Hand Gottes verborgen. In allen Sakramenten der Religion ist ein göttlicher Aktus verwebt, wodurch sich Gott dem Menschen mittheilt, für jedes derselben besondere Gnaden bereit hält, und über den Empfänger ausgießet.

Ich frage unsere starke Geister, ob der Mensch, der sich den Gesetzen Christi und seiner Kirche unterwirft, ihnen nachdenkt, sie beobachtet, und auch unter den Seinigen auf ihre Befolgung hält; der Mensch, der wachet, betet, fastet, demüthig seine Fehler bekennt, und sich bessert — der endlich, der als guter Gläubiger in der Erwartung künftiger Güter lebt, und seine Familie nach eben diesen Grundsätzen auferzieht, ob ein solcher Mensch nicht ein ruhigers und glücklichers Leben führt, als ein anderer, dessen Seele stets mit Eigennutz oder Vergnügen beschäftigt ist; denn dieser lebt immer in schwankender Ungewißheit; fürchterlich ist ihm der Gedanke an das Ende seines Lebens, und an das, was darauf erfolgen wird. Doch — ich will ihre Antwort nicht erwarten, sie mögen's sich selbst geben.

Das Christenthum erhöht den Menschen auf eine Stufe, wo er unter dem Glauben zu einer unbegreiflichen Macht gelangt; es bietet seinem Anbeter einen Gott-Menschen dar; dieser Gott macht sein Geschöpf zum Mitgenossen seiner erhabensten Operationen; der Mensch ist es, der als Verkündiger seines Worts, dem Menschen seine Sünden erläßt, der ein zweiter Schöpfer, das Himmelbrod zu seiner Nahrung schafft, der den Menschen mit einem heiligen, ewig unverlöschlichen Charakter bezeichnet ꝛc.; — ein

Amt, das nicht einmal den Engeln anvertraut wurde; es war aber der Natur der Sache angemeſſen, daß es dem Menſchen übertragen wurde, zu dem ſich ſein Gott herabzulaſſen würdigte.

Aus der Vorſehung und Allwiſſenheit Gottes hat man die Folge gezogen, daß Gott nicht ſolche Weſen hätte erſchaffen ſollen, von denen er zum voraus wußte, daß ſie unglücklich werden würden; daß es leichter ſey, dem Uebel zuvorzukommen, als das geſchehene Uebel zu vergüten — — welche elende Konſequenzen! Hat ſie nicht unſere Unwiſſenheit erzeugt? — — Einerſeits ſehen wir das Uebel in der Welt; von einer andern die unbezweifelte Gewißheit von der Allgüte Gottes. Wenn wir dieſe ſo hetrogene Wahrheiten nicht zuſammen reimen können, ſo ſind ſie doch darum nicht minder wahr, verlieren nicht das geringſte an ihrer Stärke; genug ſey es uns, daß wir wiſſen, daß der Menſch frei iſt, und daß ſelbſt der Mißbrauch, den er von ſeiner Freiheit macht, in den Rathſchlüſſen Gottes zum Guten und zu ſeiner Ehre gereicht.

Mit Grunde ſagt man; Gott iſt unbegreiflich; — und ſchließt daraus, daß er nicht der Gegenſtand unſers Denkens, unſerer Betrachtungen ſeyn müſſe: — ein verdammter Schluß! — Laßt uns unaufhörlich davon reden, ſeine Attribute entdecken ſich uns genug in der Natur und der Religion. Muß man denn ein Weſen begreifen, damit man ſich damit beſchäftigen könne? — Wenn das iſt, ſo dürfen wir von keinem reden, denn die Natur der Körper iſt uns ſo wenig bekannt, als ſelbſt die Natur der Gottheit.

Es iſt ſchon mit in den Plan der Schöpfung verwebt worden, und der veränderlichen Natur der Materie ganz angemeſſen, daß dieſe ſichtbare Welt nur eine Vorbereitung zu einer anderen Ordnung der Dinge ſey. Es liegt ſo wenig in der Natur dieſer Welt, daß ſie immer dieſe bleiben könne, die ſie iſt, als es in der Natur des Menſchen liegt, unveränderlich zu ſeyn; da ſie für den Menſchen ge-

macht ist, so ist sie auch wie dieser der Veränderung unterworfen.

Die wunderbare Oekonomie der Religion ist das Hauptziel von jenem Theile der Schöpfung, die der Mensch kennt; alles richtet sich darnach; sie löset davon den Knoten, der, wenn wir nicht die Religion zu Hülfe nehmen, dem Menschen unauflöslich bleibt.

O altitudo! Nur darum, weil die Menschen niemal dieses Wort in seinem ganzen Umfange dachten, weil es niemal in seiner ganzen Stärke aus ihrem Munde kam, nur darum haben sie sich einen schwankenden Begriff von einem ihnen ähnlichen Gotte gemacht, der sich nicht zu seinem Geschöpfe herablassen könnte. Gott ist mit sich selbst verschwenderisch, er ergießt sich in die geistigen Wesen (Intelligenzen) und nur um dieses sanften Wohlwollens wegen hat er sie erschaffen.

Was immer die Religion vorträgt, so wunderbar es uns auch sein mag, hat die Vernunft gefühlt, und gut befunden. Gott ist ein Ocean von Größe und Reichthümern, der noch alles das, was uns der Glauben von ihm sagt, weit übertrifft.

Die Religion lehrt uns, daß der Mensch, zur Glückseligkeit geboren, nach einem in Unschuld verlebten Probejahre umstaltet werden müsse, wie sein Oberhaupt und Vorbild; der Gottlose schreit uns von einer anderen Seite zu, der Mensch sei nichts als ein elendes Wesen, das eine Zeitlang das Spielwerk seiner Begierden ist, und hernach in sein Nichts zurückkehrt, aus dem es nie hätte hervorgezogen werden sollen: — welches nun von diesen beiden Systemen stimmt am ehesten mit dem Begriffe überein, den uns die Vernunft vom Schöpfer giebt? —

Der stolze, für sich eingenommene und einbilderische Philosoph will, was Gott gethan hat, oder hätte thun können, seinem Urtheile unterwerfen, und hat, durch einen sonderbaren Widerspruch, von sich selbst einen so niedrigen Begriff, das er auch durch die stärksten Beweise nicht üb-

zeugt werden kann, daß Gott sich ihm habe mittheilen können.

Wenn man die ganze Natur überschaut, sie im Großen und einzeln betrachtet, ihre ganze Ordnung ins Aug faßt, und darin bemerkt, was Gott alles für den Menschen gethan hat, so erstaunt man nicht mehr darüber, daß Gott für ein Geschöpf, für das er allenthalben so viele Liebe äußert, in der Ordnung der Gnade die größten Dinge gewirkt habe.

Aber die Religion, sagt der Ungläubige, erfüllt den Geist des Menschen mit Schrecken, flößt ihm eine Furcht ein, die sein ganzes Erdenleben vergiftet. — O er betrügt sich! Die kindliche Furcht des Gerechten foltert sein Herz nicht, sie ist balsamischer Trost für ihn in den Stürmen der Leidenschaften; Schrecken ist nur für den Menschen, der ohne Führer auf einem unsichern Wege zu einem noch ungewissern Ziele schreitet.

Warum findet man die wahre Religion mit so vielerley Arten falschen Kultus vermengt? — Warum giebt es in ihr selbst so viele Spaltungen, so viele Mißbräuche? Diese Fragen über die Wege Gottes sind so wenig zu lösen, als diese uns unerklärbar sind; allein sie können über das, was uns sonnenklar vor Augen liegt, kein Dunkel verbreiten. Die Religion ist nicht vermengt, sie hat nur unterscheidende Charaktere, und der Mensch, der sie einmal kennt, begeht ein unverzeihliches Verbrechen, wenn er sie nicht liebt, und die Pflichten erfüllt, die sie ihm vorschreibt.

Die Ungläubigen geben es zu, daß die Religion nothwendig ist, um das Volk im Zaum zu halten, und daß sie von allen Stiftern menschlicher Gesellschaften eingeführt und gehandhabt worden ist, um dem um sich reißenden Strome der Leidenschaften Einhalt zu thun; verrathen sie sich denn nicht durch dieses Geständniß?

Wenn dieser Zaum dem Menschen nothwendig ist, um seine Freiheit in den ihr anständigen Grenzen zu erhalten, kann man denn noch zweifeln, daß der Schöpfer der Mensch-

heit, und der ursprüngliche Stifter aller menschlichen Gesellschaften sich nicht dieses so kräftigen Mittels, dieser so mächtigen Triebfeder soll bedient haben? — Alles verkündigt es uns, daß er es wirklich gethan hat, und alle diese verschiedene Systeme, die die Häupter der Nationen erdacht haben, sind nichts, als verunstaltete Kopien einer Religion, die dem Menschen ursprünglich gegeben wurde.

Gott bedient sich der Leidenschaften und politischen Absichten der Menschen zu Erfüllung seiner Befehle, allein manchmal zeigt er ihnen durch Thaten, die ganz außer den Grenzen ihrer Macht sind, offenbar seinen Arm, der sie wirkte. Man muß nicht alle Wunder glauben, weil es in den falschen Religionen und sogar auch in der wahren viel unterschobene giebt; allein wenn große Wirkungen, die alsobald darauf folgten, und die Wahrheit unterstützen helfen, Zeugniß davon ablegen, so ist es Verbrechen, wenn man ihnen nicht glauben beimißt.

Der vernünftige Katholik zweifelt allerdings an der Aechtheit eines Wunderwerks, wovon auf einmal der Pöbel spricht, und mißt ihm vollends gar keinen Glauben bei, wenn solche Umstände dabei erzählt werden, die das Faktum lächerlich machen, und es so darstellen, daß es der Würde der Gottheit nicht angemessen ist; allein er glaubt doch dem gelehrten Augustin, der Zeuge der Heilung eines Blinden war, die auf die Annäherung des Leibes eines Märtyrers erfolgte — ein Wunder, das der Wuth der Kaiserin Einhalt that.

Wer hätte wohl jemal nach der Schlacht bei Aktium, die den August zum Beherrscher der Welt machte, geglaubt, daß diese große Begebenheit, und die sobald darauf erfolgende Zerstückelung dieses Reichs in so genauer Verbindung mit dem Kinde eines armen Handwerksmanns aus einem Städtchen in Judäa stunden, und als minder wichtig, dieser großen Begebenheit untergeordnet waren? Aber der Mensch, der Christum recht studirt hat, begreift ganz wohl, daß alles auf ihn abzielet, für und durch den alles gemacht ist.

Alle falsche Religionen, die einst waren, oder noch in der Welt herrschen, sind von Häuptern der Nationen eingeführt, durch ihre Macht erhalten, und durch Politik genährt worden. Das Christenthum allein stützte sich auf nichts als den Arm Gottes; sein Stifter, der nicht eine Hufe Landes besaß, der nicht so viel hatte, wo sein Haupt ruhen konnte, hat sich unter allen Nationen ein Volk ausersehen, und sich zur Bildung desselben nur solcher Menschen bedient, die ohne Ansehen, ohne Macht, Opfer der Wahrheit wie ihr Meister, der ganzen wider sie verschwornen Welt nichts als Dulden entgegengesetzt haben.

Wer uns das Christenthum als eine verächtliche Sekte schildert, die nur den Pöbel verführen konnte, und die Konstantins Politik in Schutz nahm, wird zum schändlichen Verräther an der Wahrheit. Schon anfangs hat es sich die ersten Männer des Staats, Priester, Senatoren ꝛc. unterwürfig gemacht. Die Palläste waren mit Christen bevölkert, und die Armeen bestunden größtentheils aus ihnen; als Konstantin das Christenthum annahm, konnte seine Bekehrung nichts anders mehr leisten, als daß er mit dem Hofe eine Parthei ausmachte, worauf sich diese neue Lehre fußen konnte.

Alle Nationen haben in ihren Göttern nichts als Gebieter gesehen; das alte Gesetz zeigt dem Volke einen Herrn, dessen Name fürchterlich und heilig ist: Christus allein stellt uns in Gott einen zärtlichen und barmherzigen Vater vor; dieses war dem Gesetze der Gnade vorbehalten.

Was hat denn der Glaube für Früchte gebracht, sagt der Mensch, der ihn nicht hat? sind die Menschen durch den Glauben besser geworden? — Ja ganz gewiß! Der Glaube, der an die Stelle jener ausschweifenden schändlichen Feste des Heidenthums reinen Kultus setzte, hat den Menschen auf die Wege der Ordnung zurückgeführt, und die Zahl der Gerechten vermehrt.

Die Feinde der Religion sind wider sie eingenommen, weil sie sehen, daß sich Gott von der ganzen verderbten Masse

des Menschengeschlechts nur einen kleinen Theil vorbehalten hat; allein das ist eine Folge von der Freiheit, die Gott dem Menschen gelassen hat. Christus ist nicht gekommen, die Menschen mit Gewalt an sich zu reißen, sondern sie einzuladen. Ja noch mehr, der Einwurf, den der Philosoph dem Christenthume wegen der kleinen Anzahl wahrer Christen macht, trifft ihn selbst; da die Zahl der Philosophen ohne Vergleich kleiner ist als die Zahl der wahren Christen, so könnte man ja hinwieder auch fragen, warum Gott zulasse, daß so wenig Menschen aufgeklärt sind?

Man schlage den Alkoran auf, den Vedam der Indianer, die Bücher der Chinesen, und man wird manche moralische Wahrheiten darin finden, den kostbaren Ueberrest der alten Traditionen; aber alles findet man darin mit lächerlichen Fabeln vermischt, die von Beweisen und Zeugnissen entblößt sind, auf die sie sich stützen sollen; der Christianism allein hat eine Reihe gründlicher Schriftsteller aufzuweisen, die uns von der Gewißheit der Thatsachen versichern, und ein ganzes Volk, das Zeugniß davon gibt.

Alle Einwürfe und Schwierigkeiten, die man gegen die Religion vorbringt, damit man der Folgeleistung derselben sich überheben möge, verrathen, daß sich die Seele in der schlimmsten Lage befindet.

Das Gesetz Gottes ist auch für sich selbst ohne aller Hinsicht auf Belohnung liebenswürdig; es befiehlt dem Menschen glücklich zu seyn; wie nun — braucht man so viele Beweise und Gründe um ein solches Gesetz anzunehmen?

Gott lieben — — durch dieses Wort allein versteht man schon den höchsten Grad von Gerechtigkeit und Glücke, dessen immer der Mensch fähig ist; dem der Gott liebt, kann man nichts weiter mehr befehlen. Liebet Gott, und thut übrigens, was ihr wollt, sagt der Doktor der Gnade.

Was will man mit all den Fragen, die man über die Uneigennützigkeit der Liebe aufwirft, die wir Gott schuldig sind? — Gott ist nothwendig und seiner Wesenheit nach

das Gut, wornach alle geiſtige Weſen trachten müſſen; ſeine Liebe iſt alſo unzertrennlich von unſerm Glücke.

Allein, wie ſoll man etwas lieben, das man nicht kennt? Kennen wir Gott, ſagen die Weltleute? — Unachtſamer und undankbarer Menſch! — gibt ſich dir Gott nicht genug durch den Reichthum deiner Erndte, durch die Vermehrung deiner Heerde, durch alle die Geſchenke zu erkennen, womit er unaufhörlich dich und deine Familie überſchüttet? — Wir wiſſen nichts von ſeiner Natur, aber wiſſen wir mehr von der Natur der Gegenſtände, die wir um uns herum ſehen, kennen wir unſere eigene Natur beſſer?

Aus jenem Ausſpruche des Glaubens, daß außer Chriſtus kein Heil iſt, muß man eben nicht ſchließen, daß alle Menſchen, die ohne ihn zu kennen, gelebt haben, verworfen ſind: Chriſtus ſagt ja ſelbſt, daß es mehrere Wohnungen in dem Hauſe ſeines Vaters gibt. Wahr iſt es, wer nicht an Kindesſtatt iſt aufgenommen worden, hat kein Recht zur Erbſchaft, und kann nicht an Kindes Stelle treten; allein er kann doch belohnt werden, wie des Vaters Diener.

Der Menſch iſt zu beklagen und hülflos, der Chriſtum nicht gekannt hat; allein der, der das unſchätzbare Glück gehabt hat, ihn zu kennen, mit ihm vereinigt zu ſeyn, handelt als ein Verzweifelter, wenn er ſeinem Bunde entſagt. Es iſt unmöglich, daß einer ſolchen Handlung nicht viele Treuloſigkeiten vorausgegangen ſind, wovon dieſer ſchreckliche Meineid die Strafe iſt.

Es iſt nicht nur der Vernunft gemäß ſich dem Glauben zu unterwerfen, ſondern ſogar Bedürfniß des Menſchen; ohne dem Glauben würde der Menſch ewig in einer tiefen Nacht verſenkt bleiben, und dieſe Welt wäre dann für ihn mehr nicht als ein Myſterium, das er nicht viel weniger durchdringen würde als alle andere Geheimniſſe, die ihm die Religion zu glauben befiehlt.

Es iſt gleich thöricht, alles, und nichts glauben, alles, und nichts bewundern; aber das letztere kann nur eine ganz vernichtete Seele thun.

Gott wirkt durch die geringfügigsten Mittel die größten Dinge, und hat, wie Christus sagt, die Schwachen ausersehen, um die Starken zu überwerfen und zu beschämen; was die Orakel des alten Heidenthums nicht vermochten, das thut auf sein Geheiß ein armer und verachteter Missionär — er entreißt die Menschen dem Irrthume und der Lüge.

O wie falsch und unrichtig ist die Wage des Menschen! Was er erhebt, verwirft und erniedrigt Gott. Der größte Theil jener Helden, die die Bewunderung der Welt sind, der größte Theil jener Genieen, die in Künsten und Wissenschaften glänzten, und als ein Phänomen der Größe des menschlichen Geistes angestaunt wurden, sind verächtlich und Nichts in seinen Augen, und der geringe, ungeachtete Stifter eines Zufluchtorts für verlassene hülflose Kinder — Geschöpfe der menschlichen Schwäche und Opfer des Vorurtheils und der Stiefmütterlichkeit des Staats — ist groß vor dem Herrn, und das glückliche Werkzeug seiner Vorsehung, seiner Allliebe.

Wenn man zu der Erhabenheit der Lehrsätze und der Moral des Evangeliums auch noch den Umstand hinzufügt, daß sich ihr so viele große Männer unterworfen haben, daß dieser Lehre, dieser Moral ein Justinus, ein Laktantius, ein Tertullianus ꝛc. beigetreten sind, von denen wir noch die Apologien besitzen — wie, soll man sich nicht auch hinreißen lassen? Soll man einem so anziehenden Beispiele widerstehen können? — Versetzen wir uns in jene ersten Zeiten zurück, wo die Geschichte Christi, sein Leben, seine Wunder, seine heilige Lehre noch frisch im Gedächtnisse waren, und laßt uns denn forschen, ob ein anderer Beweggrund als die Wahrheit solche Leute vermögen konnte, dieser Lehre die größten Opfer zu bringen?

Man muß den ganzen Plan der Religion ins Gesicht fassen, wenn man vernünftig, und nicht einseitig darüber urtheilen will. Ein schwacher, irriger Verstand hält sich bei einer Kleinigkeit auf, die in seinen Augen zur größten

Schwierigkeit erwachst, und die, von der rechten Seite und an ihrem Orte besehen, allgemeine Bewunderung erweckt.

Ganze Gesellschaften von der schändlichsten Ausschweifung zum Heroismus der Tugend übergehen zu sehen, ist eine Erscheinung, die bei dem Entstehen des Christenthums nicht so selten war; dieses Wunder ist freilich heut zu Tage nicht mehr gemein; allein auch unter uns sieht man von Zeit zu Zeit einzelne Menschen ihr unordentliches Leben verlassen, und ein frommes, christliches anfangen, ihre Laster mit Tugenden und Sitten des wahren Christen vertauschen. Die Welt schreibt diese Veränderung menschlichen Beweggründen zu, aber in den Augen des Aufgeklärten ist sie ein eben so großes Wunder, als die Erweckung eines Todten.

Wie viele Revolutionen und Begebenheiten haben sich nicht in der Nacht der Zeiten verloren — Revolutionen, Begebenheiten, die uns eben so unbekannt sind, als jene, die sich vor der Sündfluth ereigneten! Nach Moses sind die Griechen und Römer die einzigen, denen wir die noch wenigen historischen Denkmäler verdanken, die auf uns gekommen sind; die griechisch und lateinische sind noch heut zu Tage unsere Kirchensprachen, und in der einen wie in der andern haben wir eine zahlreiche Folge von Schriftstellern, geistlich und weltlichen, die uns die Thaten bezeugen, die das Reich Christi vorbereitet haben, und auch nachher geschahen.

Ein schätzbares Pfand, das dem allgemeinen Umsturze der Völker entkam, und von der Vorsicht besonders erhalten scheint, um unserm Glauben zur Stütze zu dienen.

Mehrere haben sich für Inspirirte ausgegeben. Sokrates, Numa Pompilius, Mahomet hatten dieses einnehmende Vorurtheil für sich; und was folgt daraus? — Muß man hieraus schließen, daß es niemals Inspirirte gab, und nie hat geben können? — Eine ungereimte Folgerung! Die Thätigkeit Gottes erstreckt sich über die Geister sowohl als über die Körper; er wirkt auf diese wie auf jene.

Wenn man die Ewigkeit in Erwägung zieht, die uns der Glaube voraussagt; wenn man durch den Glauben belehrt wird, daß Gott den Menschen aus keiner andern Absicht, zu keinem andern Zwecke erschaffen hat, als zu einer ewigen Vereinigung mit Gott; daß mit dieser Vereinigung wirklich schon in der Person Christi der Anfang ist gemacht worden, so muß man wahrlich nicht mehr über die Erhabenheit dieser Wahrheiten, die so ganz der Güte der Gottheit würdig sind, erstaunen, nein, sie setzen den menschlichen Geist nicht mehr in Verwunderung; aber was ihn ganz zu Boden wirft, was ihn in stummes, ewiges Staunen versenkt, das ist die Undurchdringlichkeit der Rathschlüsse Gottes, der zugibt, daß sich der größte Theil der Sterblichen, die entweder nichts von alle dem wissen, oder diese Wahrheiten verkennen, bloß thierischen Gelüsten überläßt.

Der Mensch, von den fortdauernden Wohlthaten des Schöpfers wohl überzeugt, seufzet, daß er so wenig im Stande ist, ihn so zu ehren, wie es sein Herz ihm sagt; aber, was der Mensch nicht für sich allein kann, das vermag die Kirche zu thun. Sein heißester Wunsch, sein eifrigstes Bestreben sey es also, sich mit ihr zu vereinigen, um den gemeinschaftlichen Wohlthäter zu preisen, und er ist sicher, daß er so, in dieser Vereinigung, Gott wohlgefällig seyn, und alles erhalten wird, was er in Christus Namen von ihm erbittet.

Die Menschheit Christi muß der Gegenstand unserer Neigungen seyn, zu ihm muß unser Herz sich erhöhen; sie ist das Band, das Himmel und Erde vereinigt, Zeit und Ewigkeit; sie ist die Quelle all unserer Hoffnungen, und sie bürgt uns für Erfüllung derselben.

Was ist wohl jene causa primaria einer irrigen Philosophie, jenes kalte und taube Wesen, das nicht liebt und nicht geliebt werden will? Wie sehr ist der Gott, den uns das Evangelium verkündigt, davon unterschieden! Er liebt mich, und verdient hinwieder alle Anhänglichkeit meines Herzens.

Gott iſt die Seele unſerer Seele. Entweicht ſie ſich von ihm abwendet, iſt ſie ohne Leben und Licht; in ſeiner Gegenwart aber, von ihm erfüllt, findet ſie ſich im Stande, den Gipfel aller Größe hinanzuſtimmen, ihre Wünſche veredeln ſich, ihre Antriebe ſind erhaben, und ihre Kräfte verzweigen ſich zu den herrlichſten Thaten.

Das heißt noch nicht ein Chriſt ſeyn, wenn man obenhin und ohne Unterſuchung eine Glaubensformel unterſchreibt; ein Chriſt ſeyn, heißt Chriſtum ſich zum Vorbilde nehmen, ihn zur Richtſchnur ſeiner Denkungsart, ſeiner Begierden, und all ſeiner Neigungen.

Das chriſtliche Leben fordert von uns Opfer, aber ſie ſind leicht zu entrichten, und erwecken im Herzen ein unausſprechliches Gefühl von Seligkeit: alles, was dem geliebten Gegenſtande angehört, iſt unſerm Herzen werth; ich berufe mich hierüber auf den Ausſpruch aller, die jemals von dieſem edeln, großen Gefühle durchdrungen waren, das doch unter den Menſchen nicht ſogar ſelten iſt, das ſie aber meiſtens übel anwenden.

Wenn uns Chriſtus befiehlt ihm nachzufolgen, und ſein Kreuz zu tragen, ſo ſetzt er auch zugleich hinzu, daß ſein Joch ſüß iſt; darum, weil er dem, der es trägt, beihilft, und ihn unterſtützt. Aber — welch ein Unterſchied zwiſchen dieſem, und den Leiden der Welt! Weit davon, daß uns die Welt Beiſtand leiſtete, erſchwert ſie uns ihr Joch; ſie lächelt nur dem Glücklichen, ſie macht die Laſt, die ſie unſern Schultern auflegt, drückender, anſtatt uns zu erleichtern, und man erträgt ſie um ſo härter, da man kein Verdienſt dabei hat, keine Belohnung dafür erwarten darf.

Unſere heutige Weltmenſchen haben ſich ſelbſt ein Chriſtenthum gemacht, das allen ihren Neigungen anpaßt. Ein Gebot, das ihnen entgegen iſt, hört in ihren Augen auf ein Gebot zu ſeyn, und es iſt viel, wenn ſie ihm noch die Ehre laſſen, es für einen guten Rath, für einen frommen Wunſch anzuſehen, wovon man aber in der Geſellſchaft keinen Gebrauch machen kann, und den ſie folglich in's

Kloſter verweiſen. Man ſage ihnen ja nichts von einer Aufopferung; ihr ganz gemächliches Gläubchen ſchmiegt ſich allen ihren Gelüſten an, und verbietet ihnen nur ſolche Handlungen, die die Welt mit Schande und Schmach belegt. So ein zugeſchnittenes, mitigirtes Chriſtenthum verräth gewiß einen äußerſt ſchwachen Glauben.

Chriſtus iſt gekommen, ein Geſetz der Liebe einzuführen, damit wir freudig ſeine Gebote befolgen. Er hat dieſem Geſetze Räthe beigefügt, die, ſo hart ſie auch ſcheinen, uns das ſicherſte Mittel zu Erfüllung des Geſetzes an Handen geben, indem ſie alles auf die Seite ſchaffen, was uns zu Uebertretung deſſelben verleiten könnte.

Die Weltweiſen aller Jahrhunderte haben mit dem ſtattlichſten Wortgepränge von der Vereinigung der Seele mit dem allgemeinen Princip geredet: aber keine Religion hat dem Menſchen die Mittel angeboten, den Weg angezeigt, wie er zu dieſer ſo erwünſchlichen Vereinigung gelangen ſollte — keine, als die chriſtliche Religion geſteht dem Menſchen das Vorrecht zu, Einswerdung mit Gott zu wünſchen, zu erwarten; und keine wie die chriſtliche Religion öffnet dem Menſchen die Bahn zu dieſer Vereinigung.

In unſern Brüdern Gott dienen — dieß iſt das einzig wahre Vergnügen des Menſchen, das ſeiner würdig iſt, nicht der Stolz, mit dem der gleißende Wohlthäter auf ſeine Geſchöpfe herabſieht, von denen er Dank und Erwiederung fordert; die chriſtliche Liebe zürnt nicht auf Undankbare, ſie will ſich nicht Menſchen verbindlich machen, ſondern Gott, und der iſt ihre Belohnung.

Das Geſetz Gottes iſt allein die höchſte Macht, vor der ſich alle andere beugen müſſen, und die ſich keiner andern unterwirft; ſie iſt unveränderlich wie ihr Urheber, ſie bleibt ſich in allen Jahrhunderten und unter allen Himmelsſtrichen gleich. Politik, Staatsintereſſe — alles verſchwindet vor ihr.

Die Erforſchung unſerer Mängel und Schwächen, die

uns die Religion vorzunehmen befiehlt, ist sehr geschickt uns zu beschämen, und über unsern Zustand bestürzt zu machen: aber eben diese Beschämung, eben diese Bestürzung ist das dienlichste Heilmittel für unsere Schwächen. O was ist das für ein Gebieter, der aus keiner andern Absicht ein edelmüthiges, zutrauungsvolles Geständniß von uns fordert, als um uns zu verzeihen, um uns zu begnadigen! —

Nicht das Bekenntniß seiner Vergehungen, sondern die Verheimlichung derselben erniedrigt den Menschen. Der Mensch, der davon befreit zu werden, der von den Uebeln, die ihm ankleben, getheilt zu werden wünscht, hat einen großen Vorschritt zu seinem Heile gethan, und bald wird er unter die Gerechten gezählt werden.

Eure Herzen zerreißt, nicht eure Kleider; fastet, wachet und betet. Wenn die Religion dem Menschen so wider ihn selbst bewaffnet, so sichert sie dem Geiste die Herrschaft zu, die er über die Sinne haben soll; es ist eine heilsame Gewaltthätigkeit, die den Menschen zur Ordnung zurückbringt, seine Fehler gutmacht, und ihn von der Dienstbarkeit des Körpers befreit.

Wie rührend sind nicht die Gebete, die die Kirche zu ihrem Oberhaupte schicket! wie edel sind ihre Anrufungen, wie gerecht ihre Bitten! Sie spricht darin niemals vom Zeitlichen als nur in Bezug auf das Geistige; man entdecket leicht den Geist, der sie beseelet.

Wie wichtig ist der Augenblick, wo sich uns der Vorhang der Ewigkeit öffnen wird, wo wir ihre Tiefen ergründen werden; warum bemüht sich unsere Einbildung immer diesen Augenblick zu verschieben! —

Man erröthet vor den Menschen über Christum, und getraut sich nicht, weil man sich vor ihrem Urtheile und Spott fürchtet, sein Gesetz zu erfüllen — dieß ist eine Gattung von Apostasie, die in der Welt sehr gemein geworden ist; das heißt der Gottlosigkeit den Triumph befördern helfen, indem man zum Anwachse ihrer Parthey beiträgt. Was hätte der, der sich nicht den Spötteleien einer verächtlichen

Welt zu trotzen getraut, in dem Falle gethan, wo er, wie die ersten Christen, einem tausendfachen Tode hätte trotzen müssen?

Eine Andacht ohne guter Werke ist wahrer Fanatismus; die Religion ist unzertrennlich mit der Sittenlehre verbunden, und alle Menschen, die die Religion mit fehlerhaften Gewohnheiten, mit ihrer Sinnlichkeit, ihrer Selbstliebe, ihrem Eigennutze ꝛc. verketten, entehren sie. Der Mensch ist schwach und hinfällig — er strauchelt und fällt; allein man muß unter leichten Fehlern — Fehlern der Unbesonnenheit und menschlichen Schwäche, wovon ihn das beschämende Bewußtsein alsobald zur Besserung führt, und jener habituellen Reihe schwerer Vergehungen, worüber er weder Schmerz empfindet, noch jemals Lust bezeigt, sich zu bessern, wohl einen Unterschied machen.

In Trübsal und Elend nehmen die Menschen ihre Zuflucht zur Religion, und sie haben Recht, sie finden wahren, dauerhaften Trost in derselben; allein, in glücklichen Umständen, in ihrem Wohlergehen, sind sie derselben noch mehr benöthigt, und man kann sogar mit Recht sagen, daß nur der Mensch, der Religion hat, sein Glück zu genießen weiß. Der Mißbrauch, den die Menschen gemeiniglich von ihrer Wohlfahrt machen, macht ihnen ihr Glück unschmackhaft und gefährlich; denn es entwickelt in dem verkehrten Menschen alle Leidenschaften, die ihn beunruhigen; die Leichtigkeit, die ihm das Glück verschafft, sie zu befriedigen, stürzt ihn in ein Leben von Ausschweifung und unersättlichen Hange nach Wollust, die sein Unglück sind, und wofür ihn die Religion bewahrt hätte.

Die Glücklichen der Welt, die immer so begierig nach zeitlichen Gütern trachten, sehen andere Menschen, die diesen die geistlichen Güter vorziehen, als Schwachköpfe, als arme Betrogene an; sie gäben gerne alle Herrlichkeit des Himmels für einen Flitterstahl der Herrlichkeit der Welt hin, und sehen mitleidig diejenigen an, die stets bereit sind,

der Welt zu entſagen. — O ſie ſelbſt verdienen Mitleiden, ſie ſind zu bedauern! denn iſt das nicht der Handel eines Unſinnigen, der für einen vergänglichen Gegenſtand eine Ewigkeit darbietet?

Es mangelt mir die Gnade, ſagt der Weltmenſch; aber wo ſoll ſie ihn denn finden? Bei Luſtgelagen, beim Spiele, in den Armen der Wolluſt; iſt er denn nicht immerdar an ſolchen Orten, wo ſich die Gnade verliert?

Mag doch der Menſch ohne Religion immer in dem Gewühle der Welt, im Zirkel der Leidenſchaften herumtaumeln, und ſeinen Geiſt abſtumpfen, daß er unfähig zur Erkenntniß der Wahrheit wird; mag er ſich durch das Opiat der Sinnlichkeit einſchläfern, er erwacht doch zu einem Augenblick, der ihm ſein Elend in ſeiner ganzen Größe zeigt; alle Zeitperioden tragen dazu bei, ihn unglücklich zu machen; die Vergangenheit malt ihm mit fürchterlichen Zügen ſein unordentliches, ſchändliches Leben vor; die Gegenwart verſchafft ihm auf einen Augenblick Beſchäftigung ſeiner Sinne, die er aber immer zu wiederholen genöthigt wird, um nicht in den jämmerlichſten Zuſtand der Traurigkeit und Verlaſſenheit zu verfallen; er gleicht dem Kräuſel, den man, ſo bald er zu ſinken anfängt, wieder aufs neue herumtreiben muß; die Zukunft beunruhigt und martert ihn. Unterdeſſen ſieht der Chriſt in dem Vergangenen nichts als verziehene Vergehungen, Gnade und Verſöhnung, in der Gegenwart himmliſchen Beiſtand; der ihn unterſtützet und aufrecht hält; in der Zukunft verheißene Belohnungen; der Eine zittert bei dem geringſten Stoße, den Andern erſchüttert ſelbſt der Einſturz der Welten nicht.

Wenn ein Diener des Allerhöchſten uns im Namen deſſelben und an ſeiner Stelle Vorwürfe über unſere Vergehungen macht, und Verzeihung dafür anbietet, wenn er, mit dem Evangelium in der Hand, uns einen Frieden verkündiget, der mit dem Blute eines Gottes geſiegelt wurde, kann noch die Perſon des Dieners der Gottheit und ſeine Weiſe zu reden ein Gegenſtand unſerer Kritik ſeyn? Soll

nicht die einfältigste Darstellung so großer Dinge, die auf einer beständigen und ununterbrochenen Tradition beruht, unsere ganze Aufmerksamkeit unwiderstehlich an sich reißen, und unsere Herzen entflammen?

Das Wort Gottes ist das tägliche Brod, wovon wir uns Tag für Tag nähren müssen, entweder durch eigenes Lesen, oder mittels des Vortrags unserer Hirten; es ist der Seele so wesentlich, als nothwendig der Körper materielle Nahrung bedarf, und der Abgang derselben verursacht eine Schwäche, die, wenn sie andauert, selbst tödtlich wird.

Wenn, um gerecht zu seyn, nicht mehr erfordert würde, als was die Welt ein ehrlicher Mann seyn nennt, so hätte uns Christus betrogen, da er so eine geringe Zahl der Auserwählten machte; allein welch ein Unterschied ist zwischen dem Wege, den er uns vorzeichnet, und dem, den diese Leute von Ehre gehen! —

Was der Religion in der Welt einen übeln Ruf macht, ist nicht etwas mangelhaftes in derselben, nichts, das man ihr zur Last legen könnte, nur eine Anzahl Gleisner ist's, die sich der Religion zur Maske bedienen, und die aus einem pharisäischen Eifer unablässig wider eine Welt deklamiren, die, so verdorben sie auch immer ist, doch niemals so böse ist, als sie sind.

Wir leben nicht mehr in den Zeiten eines Decius, eines Diokletians, wohl aber in den Zeiten eines Julians. Eine abtrünnige Welt liebkoset uns, um uns zu Theilnehmern ihrer Irrthümer zu machen, wir haben nicht gegen die Schneide ihrer Schwerter, nicht gegen die Spitzen ihrer Dolche zu kämpfen, sondern gegen ihre Witzeleien, ihre Scherze, ihre Spitzfindigkeiten, ihre Verführungskunst, und die Verfolgung ist um so gefährlicher, als sie sanft und fein ist.

Die Bekehrung des Weltmenschen ist eine wahrhafte Abschwörung der Welt; er muß einer Welt trotzen, die weit davon, daß sie seine edelmüthige Rückkehr bewundern sollte, nichts als eine Verrätherei, ein feiges Davonlaufen

in dieſer Handlung ſieht, welches ſie beleidigt, und das ſie der Kleingeiſtigkeit zuſchreibt.

Stolz und der Geiſt der Unabhängigkeit — ja das iſt der Keim des Unglaubens. Dieſer Stolz, dieſer Geiſt der Unabhängigkeit, der nur den Pöbel zur Unterwürfigkeit geboren glaubt, dieſer verbreitet unter dem Namen Philoſophie ſo viele Läſterungen; er frägt die Gottheit, will ihre Rathſchlüſſe ergründen, und durch die ſcheinbare Unordnung dieſer Welt verkennt er eine Vorſehung, derer Weisheit nicht in ſeinem Geſichtskreiſe liegt.

Der Menſch, der alle ſeine Blicke, alle ſeine Ausſichten auf dieſes Erdenleben einſchränkt, raubt ſeinem Weſen die urſprüngliche Größe; er hat auf dieſes ſichtbare Univerſum keine andere als nur mehr momentane Beziehungen, und vollends keine mit ſeinem Urheber.

Sind die Vergnügen des Geiſtes ſchon ſo erhaben über alle körperliche Wollüſte, man urtheile, welche Superiorität über alle Freuden der Welt die Vergnügen haben müſſen, die uns die Religion verſchafft. Dieß iſt nicht ein Argument gegen das andere, das die Frömmigkeit der Welt entgegen ſetzt, ſondern Vergnügen gegen Vergnügen.

Die Religion iſt eine Feindin aller Intrigue, aller Kabale, aller Gewaltthätigkeit: Geduld und Liebthätigkeit ſind ihre einzigen Waffen, und wenn ihr manchmal die Böſen mit ihren Leidenſchaften gedient haben, ſo waren ihr dieſe Dienſte nicht gefällig; haben keinen Werth vor ihr, und ſie verachtet und verdammt die Urheber derſelben.

Man ſah in verſchiedenen Gegenden einige Sektirer ihre Kinder erdroſſeln, ſie in Brunnen werfen, damit ſie den Unterricht, den man ihnen geben wollte, nicht erhalten konnten. Der wahre Chriſt, der zur Zeit der Verfolgung lebt, muntert ſeine Kinder durch tröſtlichen Zuſpruch zum Tode auf, aber er wagt weder auf ihr Leben einen Angriff, noch auf das Leben der Tyrannen. Der Eifer iſt muthvoll, aber der Fanatismus iſt barbariſch und wüthend.

Man kann wirklich ohne Empörung des Herzens die

Geschichte nicht lesen, die uns sagt, wie man in manchen Ländern unsere Mitbrüder, die Juden, behandelt hat. Man findet in der Geschichte Frankreichs, daß sie an gewissen Festtagen öffentlich Ohrfeigen aushalten mußten, und daß an einem Ostertage ein Vikomte von Rochefurd einem dieser Unglücklichen einen so gewaltigen Backenstreich gab, daß ihm die Augen aus dem Kopfe heraustraten, und der arme Mensch auf der Stelle seinen Geist aufgab. So eine Barbarei, die unter dem geheiligten Namen der Religion verübt wird, ist die Schande der Menschheit.

Was mußten sich wohl jene ungläubige Völker Asiens, von Afrika und Amerika denken, wenn sie unsere Europäer, die ihnen eine Religion der Sanftmuth und des Friedens predigten, Grausamkeiten verüben sahen, die selbst den wildesten Barbarn schaudern machen? — Was müssen wir selbst von dem christlichen Europa denken, das sich allen Lastern überläßt? — Was müssen wir von uns selbst denken? — Nicht, daß die Religion falsch, sondern, daß der Mensch böse ist, und daß der, der sich öffentlich zu einer heiligen Religion bekennt, und dabei mit ihr sein Spiel treibt, den höchsten Grad der schwärzesten Bosheit erreicht hat.

Was Cicero von der Philosophie sagt, läßt sich mit noch mehr Grunde von der Religion sagen. In der Stadt und auf dem Lande, in der Einsamkeit und in Gesellschaft, zu Haus und auf der Reise, allenthalben ist sie eine nützliche Gefährtin; sie verschönert unsere Jugend, gewährt uns im reifern Alter glückliche Früchte, hält uns fest gegen die Stöße des Schicksals, und entflammt noch unsere Hoffnung, und mildert die Kälte im hohen Alter.

Vorliebe, Hartnäckigkeit, und Begierlichkeit verblenden den Menschen so sehr, daß man sogar manche, die Verstand haben, auf einen schlimmen Rechtshandel, der sie ruinirt, eigensinnig beharren sieht; und eben so geht es auch mit den Ungläubigen, sie verfallen in eine Blindheit, die für sie noch trauriger ist, sie sind auf abgeschmackte und gottlose

Systeme erpicht, durch die sie sich zu Grunde richten, und schwören, wenn ihnen auch die unläugbarsten Beweise der Wahrheit vor Augen liegen, doch aus Hartnäckigkeit und Vorliebe zu ihren Meinungen, zur Fahne der Lüge.

Nein, Stolz ist es nicht, der den Menschen glauben heißt, daß Gott sich zu ihm herablassen, und der Schöpfer mit dem Geschöpfe sich verkörpern konnte, indem dieser Gott dem Menschen die tiefeste Demuth und eine gänzliche Vernichtung anbefiehlt; dies ist nicht die Lehre des Stolzes.

Wenn der Mensch ein Ebenbild Gottes ist, so ist es der Christ auf eine noch eigenthümlichere Art. Wenn sich Gott mit dem Menschen vereiniget, wie sehr hat der Mensch Ursache, für sich selbst Achtung zu hegen, wie sehr muß er Sorge tragen, daß er seinen Werth nicht verkennt! — Worte, Blicke, jeder Schritt, den er thut, alles muß dahin zielen, sein Urbild zu verherrlichen, und jeder Gebrauch seiner Fähigkeiten, der ihn von diesem großen Zwecke ableitet, ist Entheiligung.

Mit den einfachsten und gemeinsten Dingen hat Christus die größten Wirkungen verbunden; eine Bespritzung mit Wasser verändert den Menschen, und macht aus ihm einen neuen Menschen; gemeines Brod vereinigt ihn mit seinem Gott, eine Salbung mit Oel gibt ihm eine übermenschliche Stärke; alles dieß empört die Vernunft der Ungläubigen. Allein das nemliche Wort, das alle Wesen aus ihrem Nichts hervorgerufen hat, läßt sie auch, wenn es ihm gefällig ist, übernatürliche Wirkungen hervorbringen.

Wenn uns die Religinn versichert, daß der Mensch, der in einem Zustande der Unvollkommenheit stirbt, noch nicht ganz verloren ist, und in einem andern Leben noch gereinigt werden kann — wie kann man sich noch wider eine Wahrheit auflehnen, die so sehr mit der Güte Gottes übereinkömmt? Die Mißbräuche, die sich mit eingeschlichen haben, können dieser Wahrheit nichts von ihrer Stärke und Lauterkeit rauben. Welche Wonne für ein fühlbares Herz, wenn es sich in Stand gesetzt sieht, Brüder, die eine Zeit-

lang von ihm getrennt sind, zu trösten, und durch sein Gebet um Gnade für sie, sich selbst der Gnade des Allvaters würdig zu machen!

Vergeblich preiset man die Gastfreiheit des Muselmanns. Alle falsche Religionen, und selbst die Philosophie vermehren, indem sie die Leidenschaften, und besonders die Wollust, die verderblichste aus allen, in Schutz nehmen, die Bedürfnisse des Reichen, und verhärten ihn. Die wahre Religion allein ist ein verständiges Gesetz der Liebthätigkeit; daran, an diesem Kennzeichen, wollte sein Urheber, daß man es erkennen sollte. Christus Lehre, die Feindin aller Leidenschaften, findet in dem, was sie ihnen entzieht, einen zuverlässigen Fond zur Unterstützung und Beihülfe unglücklicher Brüder.

Wenn die Feinde des Christenthums seine Fortschritte der Verführung der Liebthätigkeit zuschreiben, so ist dieß der rühmlichste Vorwurf, den sie jemals dem Christenthume machen können, und eben dieser Vorwurf beweiset seine Göttlichkeit. Hatten wohl die Philosophen vor Einführung des Christenthums so etwas gelehrt? Julian, ihr Coriphäus, beweiset ihnen dieß sehr wohl durch das Beispiel der Christen, das er ihnen vorstellt; und wenn unsere heutigen Philosophen Menschenliebe und Wohlthätigkeit predigen, so haben sie es, wie so viele andere Wahrheiten, der Religion zu verdanken, von der sie dieselben, selbst da sie sie verläumden, entlehnen.

Die Religion ist kein dunkles, unverständliches Problem, das man leicht unaufgelöst lassen kann; da sie dem Gange unsers Lebens zur Richtschnur dienen muß, so wird vor allem erfordert, daß man sich dadurch, daß man die Wolken zerstreue, die die Leidenschaften erheben, wohl davon überzeuge. Wehe dem, der nicht darin das Werk eines Gottes erkennt, der den Menschen gestaltete; der Tod wird ihn bald davon überzeugen.

Alle Geschöpfe verkündigen dem Menschen das Daseyn eines Gottes, aber er erhält von ihnen nur einen abgezo-

genen Begriff von einem allmächtigen Wesen, das sein Blick nie erreicht. In Christus sind uns alle seine liebenswürdigen Attribute fühlbar gemacht worden; durch diesen allein also erlangen wir das Vermögen Gott in diesem Leben zu erkennen, um uns mit ihm in einem andern zu vereinen.

Wir können uns zwar keinen Begriff machen von der ewigen Erzeugung des Worts im Schoose seines Vaters, keinen von der ewigen Fortschreitung ihrer Liebe; aber der Begriff, den uns die Philosophen von der Gottheit gaben, ist ohne Offenbarung ganz verworren und dunkel, und wir müßten eben so, wie es einst die Athenienser gemacht haben, einen Altar dem Deo incognito aufbauen.

Wenn die unerschaffene Weisheit auf die Erde herabgestiegen ist, um den Menschen zu unterrichten, so hat sie ihm auch über seinen künftigen Zustand Auskunft geben müssen. Christus hat die Menschen nicht nur über diesen Hauptpunkt unterrichtet, sondern auch das, was er ihnen verkündigte, in eigener Person wirklich gemacht.

Ich bin die Auferstehung und das Leben: — Worte, die der stolzeste Sterbliche nie hervorzubringen wagte, und die der demuthvolleste, der unterwürfigste aller Menschen im festen Tone der ewigen Wahrheit gesagt hat: — sein Triumph und die Anbetung des Menschengeschlechts haben diese Worte bewährt.

Wenn die ewige Wahrheit zu dem Menschen gekommen ist, so muß die Erhabenheit des Unterrichts, den sie ihm gab, immer der unumstößlichste Beweis von dem Ursprunge seyn, woher der Mensch diesen Unterricht erhielt. Sie hat dem Menschen eine himmlische Lehre, einen reinen Kultus, eine Vorschrift zu beten, in die Sinne fallende Zeichen, die unserer Natur so nothwendig sind, kurz alle Hilfsmittel mitbringen müssen, die die Gegenstände ihrer Sendung und zur Vervollkommnung ihres Geschöpfes tauglich waren.

Nichts beweist so augenscheinlich, daß Christus das wahre Licht ist, als die dicken Finsternisse, worin das menschliche Geschlecht vor seiner Ankunft verhüllt war, und die

niedrigen Begriffe, die sich die Menschen vom Schöpfer machten. Der Zustand, worin sich noch diejenigen befinden, die sein Licht nicht erhielten, oder es verkennen, ist ein handgreiflicher Beweis davon.

Wie, man soll in Christus nicht eine Größe anerkennen, die alles, was die Menschen groß nennen, zurück läßt? Bezeugen nicht alle Ereignisse, die seine Ankunft vorbereiteten, alle Wunder, die dieselbe begleiteten, alle große Veränderungen, die darauf erfolgt sind, alle Jahrhunderte, jene sowohl, die vor dem verflossen waren, als jene, die seitdem bis auf unsere Tage fortrollten — bezeugen sie nicht den Gesandten eines Gottes?

Unter welcher Gestalt sollte denn der Messias erschienen seyn? Hätte er, wie Cyrus, Reiche umstürzen sollen? Sollte es ein Engel gewesen seyn, der, mit dem Blitze in der Hand, die Menschen unter das Joch seines Willens gebeugt hätte? Ausser dem, daß dieses der Freiheit des Menschen entgegen gewesen wäre, so wären weder diese seine Siege, noch seine Wunder der nachkommenden Generation auffallend gewesen. Christus hat mit einem, weniger auffallenden, sanftern Glanze, mit Wundern seiner Güte, mit einer lichtvollen Moral, das Universum unterjocht, und ein weit dauerhafteres Reich gestiftet, als je der mächtigste Monarch der Welt errichtet hatte, noch je einer errichten wird.

Daß Gottes Güte der Menschheit ein Oberhaupt geschenkt habe, daß sie aus einem dunkeln, verachteten Stande dieses Oberhaupt gewählt habe; daß dieses, nachdem es den Menschen den erhabensten Unterricht ertheilt hatte, ist aufgeopfert, und dann verherrlichet worden, daß es jene, die ihm nachfolgen, zu Theilnehmern seiner Herrlichkeit mache. — Dieses glaubten um die Zeit, als sich diese Begebenheit zugetragen hatte, die größten Männer, und alle Denkmäler liefern uns Zeugnisse davon; und dieses hat sich der Ungläubige in Kopf gesetzt für Fabel zu halten, nur allein

darum Erdichtung zu nennen, weil es wider die Niedrigkeit seiner Begriffe streitet.

Die Menschheit Jesu hat die Schuld der Menschen abbezahlt, und ihre Verbrechen vergütet: unendlich war diese Schuld; aber durch seine Vereinigung mit dem Worte hat die Menschheit in Jesu ein Verdienst erlangt, das im Stande war für tausend Welten Genugthuung zu leisten.

Ein allmächtiger Gott hat sich mit der Menschheit vereinigt, um einen Theil derselben zu retten .... Dieser Gedanke empört den Afterweisen. Dieß hieße, nach seinem Sinne, zu einem geringfügigen Endzwecke die größten Mittel gebrauchen. Unsinniger! das Heil eines verständigen und freien Geschöpfes ist ein Gott würdigerer Zweck, als der vergängliche Schimmer aller Königreiche der Erde.

Aber daß sich Christus seinen Richtern, ja dem Kaiser selbst nicht in seiner ganzen Herrlichkeit gezeigt hat... Dies ist der Ausruf des eiteln Menschen, dies ist der Gang des menschlichen Stolzes, aber nicht der Weg des Gottmenschen. Warum zeigt er sich nicht heut zu Tage noch den Feinden seines Glaubens? Er würde sie in Staunen und Schrecken versetzen, aber ihren Sinn, ihr Herz nicht umwenden. Er wird sich einst mitten unter Donner und Blitzen zeigen; zittern wird der Böse — aber sich nicht bekehren.

Wenn sich heut zu Tage Gott in seiner ganzen Majestät uns zeigte, so könnten ja unsere Nachkommen noch an dieser Begebenheit zweifeln, und nach einem Jahrtausend die Welt sie vollends läugnen. Dies ist gerade der Fall, worin wir uns gegenwärtig in Rücksicht der Wunder befinden, die unsere Voreltern gesehen haben, wenn wir so vielfältigen Zeugnissen, die für die Wunder sind, keinen Glauben beimessen wollen.

Allenthalben finden wir in der Schrift die wiederholte Zusicherung, daß der Messias Israel von seiner Schmach erlösen, sein Volk reinigen, und es in der Gerechtigkeit herstellen wird. Und die Juden haben noch was anders

verlangt? — Es verhielt sich mit ihnen gerade so, wie mit unsern heutigen Christen, die sich äußerst wenig um einen König bekümmern würden, dessen Sendung sonst nichts zum Gegenstande hätte, als das Reich der Tugend zu errichten.

Die unzähligen Wunder, die Christus in den drei Jahren seines Predigtamtes gewirket hat, sind weder Zeichen am Himmel, wie sie die Juden von ihm begehrten, noch Thaten des Stolzes und glänzende Züge der Ruhmsucht; — es sind lauter Handlungen des väterlichen Wohlwollens, und zärtlicher Menschenliebe. Christus hat die Armen gespeiset, die Kranken geheilet, Todte erwecket, und sie ihrer traurenden Familie wieder gegeben, die Sünden erlassen, und von allem hat er sich selbst nichts zugeeignet. Alles geschah zur Verherrlichung dessen, der ihn gesandt hatte, nichts zu seiner eignen Ehre; er und die Seinigen haben für ihre Mühe keine andere Früchte eingeärndet, als den Haß der Bösen, Verfolgung und Tod.

Hier liegt .... so heißt die gewöhnliche Aufschrift aller Grabhügel, unter denen alle Menschengröße erlischt. Er ist nicht mehr hier .... ist die Aufschrift auf dem Grabe Christi, des einzig Glorreichen, aus dem das Leben wieder hervortrat.

Alle Thatsachen, die sowohl von geistlichen als weltlichen Schriftstellern bezeugt worden sind, alle Errichtungen der Kirchen, die Standhaftigkeit und Reinheit der ersten Christen, alles wird dem ein unauflöslich Räthsel, ein Gemische von Widersprüchen, der die Auferstehung läugnet; sie ist das Band, woran alles gekettet ist; sie allein gibt uns den Grund von allen diesen moralischen Phänomen an.

Die Ankunft Christi auf die Erde, die Revolution, die darauf erfolgte, die römische Macht, die davon die Vorbereitung war — — — — alles dies stellt uns ein majestätisches Gemälde dar, das einzig in der Weltgeschichte ist, ein Schauspiel, das, wie die Schrift sagt, Engeln und Menschen gegeben wurde — ein Schauspiel, das vollkom-

men gemacht war, jeden gesunden und vorurtheilfreien Menschenverstand zu überzeugen.

Christus ist unter mehrern Brüdern der Erstgeborne; wir müssen auferstehen, wie er, am letzten Tage der Zeit, und dieser Zwischenraum ist der Glückseligkeit der Gerechten nicht im geringsten nachtheilig. Für eine Seele, die in Gott ruhet, gibt es weder Zeit, noch Aufschub, sie ist im Genusse von allem.

Christus hat über den Tod gesiegt, und durch ihn siegen auch jene, die ihm folgen; dem, den der Tod mit Christus wieder vereinigt, ist er willkommen und süß.

Mit Christus seyn — mit ihm herrschen! — Kann man sich einen größern Begriff von der Glückseligkeit des Gerechten machen? — Sie begreift alles in sich, alles was Seligkeit ist, alles was dazu gehört; so ein Reich ist der vollständigste Inbegriff aller menschlichen Macht.

Wer kann mich eines Vergehens beschuldigen? sagte Christus. Hätte er sich nicht an einem andern Orte den Sohn Gottes genennt, so würde er es durch diese einzige Rede deutlich genug gesagt haben. Welcher Sterbliche konnte dies jemals von sich sagen, ohne nicht sich selbst gröblich ins Gesicht zu lügen?

Wie soll man nicht Christum lieben; wenn man über seine Reden nachdenkt, über seine zärtliche Liebe zu den Menschen, über die wiederholten Bitten, die er an seinen Vater stellte — über die Bitte, daß alles gemein sey zwischen ihm und uns; über sein sanftes Mitleiden, und seine brennende Liebe, die ihn für uns entflammt? Die Ursache, daß die Welt so gleichgültig, so kalt dabei ist, ist gewiß keine andere, als weil man sich niemals mit einer ernsten Betrachtung über diesen göttlichen Meister beschäftigt.

Welche heiße Liebe Christus seinen Jüngern eingeflößt habe, findet man in den Briefen, die wir von ihnen besitzen. Alles ist verächtlich und Nichts in ihren Augen; ihr Blick hing nur an dem Meister; mit ihm sterben ist ihre größte Freude; alle ersten Christen brannten von dem nem-

lichen Feuer; hätten sie sich je so ganz vergessen, so ganz ihr Selbst verläugnen können, wenn sie nicht eine vollkommene Ueberzeugung dazu gebracht hätte?

Wie lichtvoll sind die Parabeln, durch die die Wahrheit uns hat unterrichten wollen! welch ein tiefer Sinn liegt in dem Gleichnisse vom Sämann, im verlornen Sohne in den Hochzeitgästen!

Wie zärtlich und wie erhaben ist das letzte Gespräch, das Christus noch kurz vor seinem Tode mit seinen Aposteln hielt! Man kann es in dem Evangelisten Johannes niemals lesen, ohne nicht eben so wie er von Liebe zu seinem Meister entflammt zu werden. Nicht mehr Diener, Freunde sind's, die er zu Theilnehmern seines großen Geschäfts macht; jeder Commentar über diese Worte würde das Große, das darin liegt, verringern, würde ihre Stärke schwächen.

Warum konnte ein Gott, der auf die Erde herabstieg, nicht die ganze Menschheit aufklären und heilig machen? Man kann mit eben so viel Grund fragen, warum läßt Gott zu, der den Menschen mit einer Vernunft, um ihn zu leiten, begabt hat, daß diese Vernunft den Menschen so oft irre führt? — Gott verschafft dem Menschen die Mittel, aber der Mensch hat die Freiheit sich ihrer zu bedienen, oder sie von sich zu werfen.

Unsere heilige Schrift ist ein Buch, das jedem denkenden Kopfe Genüge thut. Interessante Facta in der Geschichte der Patriarchen und des Volks Gottes, eine erhabne Poesie in den Psalmen, hohe Philosophie in den Büchern der Weisheit, Beredsamkeit, lebhafte und große Bilder in den Propheten, die Evangelien, die die Wahrheit selbst angab, leuchten mit einem mehr als menschlichem Lichte. Die Schriften der Aposteln schildern uns die Geschichte der aufkeimenden Kirche, und ihr liebvoller und lebendiger Unterricht, den sie den ersten Gläubigen gab, hat eine Salbung an sich, die den Geist aufkläret, und das Herz rührt; dieses ist das einzige unentbehrliche Buch eines Christen.

Wunder sind die Sprache des Allerhöchsten, die allen

Menschen des Erdbodens gleich-verständlich ist, und darum hat er sie mit in seinen Plan verwebt; darum liegen sie in der Ordnung seiner Vorsicht, damit sie ihn in großen Begebenheiten kund thun.

Der Gang dieser Welt ist eine immerwährende Offenbarung; allein der Mensch, den diese Fortdauer von Wundern eingeschläfert hat, bedarf eines auffallenden Zuges, der ihn aus dieser Stumpfheit des Gefühls reißt.

Das Ende von achtzehn Jahrhunderten ist nicht der Zeitpunkt, die Wunder zu bestreiten, die seit der Einführung des Christenthums gewirkt worden sind; man hätte es bei den Zeitgenossen thun müssen, damals, als sich die Begebenheit zutrug, hätte man sie für falsch erklären müssen; allein da dieses die größten Feinde des Christenthums zu selber Zeit nicht im Stande waren, sind wir von ihrer Wahrheit versichert.

Bei dem, dessen Glaube unerschütterlich ist, sind die Wunder nicht mehr nöthig. Wer glaubt, bedarf keiner sinnlichen Ueberzeugung; denn das Zeugniß der Sinne trägt nichts mehr zum wahren Glauben bei.

Wenn der Menschen-Sohn kommen wird, die Welt zu richten, wird er Glauben unter den Kindern der Erde finden? — Die Wahrheit selbst hat die Abnahme des Glaubens klar voraus gesagt. Gottlosigkeit, Irreligion, die in der Welt herrschen, sind also ein Beweis der für die Religion spricht, so, wie die Verstockung der Juden.

Die Religion hat zweierlei Arten von Beweisen für sich, die sich gegenseitig einander unterstützen; die einen sind die Thatsachen, und alles trifft zusammen, um sie auf die sieghafteste Weise zu bestätigen; und dann jene Beweise, die sie aus ihrem eignen Grunde zieht, und die ganz dazu da sind, jederzeit, und jedem schlichten Menschensinne besonders aufzufallen.

Man erstaunt über die Römer, die jeden Kultus duldeten; und nur wider das Christenthum allein loszogen. Die Ursache davon konnte keine andere sein, als weil es

in seiner Ausbreitung Riesenschritte machte, weil die Tempel der Götter öde stunden, dieß brachte die Obrigkeiten auf, reizte die Priester, und erbitterte das Volk; die besten Kaiser wurden zu Edikten, die man mit aller Strenge vollzog, bewogen, und zu Verfolgern gemacht; man schaudert, wenn man liest, welche Grausamkeiten gegen die ersten Christen verübt wurden. Nero, Decius, Domitian erdachten Martern und Todesarten, bei deren Anblicke die Natur zurück schaudert; es schien, als wäre die Hölle los geworden, und hätte nichts unversucht gelassen, die Altäre des Heidenthums zu erhalten; und doch — diese schrecklichen Tage — Tage der blutigsten Verfolgung sind die schönsten Tage der Kirche gewesen.

Ein menschlicher Kaiser, der die Christen unaufhaltsam dem Märtyrertode in die Arme laufen sah, rief aus: Unglückliche! habt ihr denn keine Stricke, seht ihr keine Felsenspitzen, wenn ihr sterben wollt? Er sah diese allgemeine Hingebung für schwarzen Fanatismus an. Noch heut zu Tage denkt die Welt von dem Abbruche an irdischem Vergnügen, und den Opfern nicht besser, die eine eifrige Seele der Religion bringt.

Die Religion schreibt es dem Menschen nicht als ein Gesetz vor, daß er sein Hab und Gut, sein Amt, sein Haus, seine Familie ꝛc. verlassen soll; und wenn auch einige christliche Helden, die ein Uebermaß von Liebe hinriß, Opfer brachten, die ihnen die Religion nicht auflegte, so muß man so was für besondere außerordentliche Wege ansehen, die uns ermuntern und auffrischen müssen, wenigstens das zu thun, was die Religion von uns fordert.

Marc-Aurel, da er einst mit einem Günstlinge von der Anhänglichkeit der Christen an ihre Religion sprach, betrachtete sie als Narren: sie beten sogar für ihre Henker, sagte der Höfling; wenn das ist, antwortete der Kaiser, so habe ich unrecht; ihre Religion muß also sehr heilig sein.

Man bedenke, welche Hindernisse sich dem aufkeimenden Christenthume entgegen stellten, mit welchen Wider-

wärtigkeiten es schon aller Anfangs zu kämpfen hatte, und man wird gestehen müssen, daß seine Einführung und Fortpflanzung das größte Wunderwerk ist. Die Römer, die damals Gebieter der Welt, und ganz von ihrer Größe, von ihrem Ruhme berauscht waren, die so eben die jüdische Nation zu Grunde gerichtet hatten, diese Römer sahen in den, aus dem Judenthume entsprungenen Christen, nichts als eine verächtliche Sekte, der sie den schändlichsten Aberglauben aufbürdeten. Christus war der Gegenstand ihrer Spöttereien, die Mysterien wurden auf den Schaubühnen lächerlich gemacht, der Name Christ war allen Ohren verhaßt, der Pöbel dürstete nach dem Blute der Christen, und das Kreuz war damals lange Zeit, was bei uns der Galgen ist. Kaum schien diese Verfolgungswuth ausgetobt zu haben, und das Christenthum anzufangen, etwas Ruhe zu genießen, als der Arrianismus sich wider dasselbe erhob, den die Kaiser schützten, und er richtete ein größeres Blutbad an, als je das Heidenthum angerichtet hatte. Gott hat es aber so gewollt, daß seine Religion über die Bosheit, und das Widerstreben aller Menschen triumphiren mußte.

Hätte es Gott gewollt, so wäre seine Religion ohne Widerspruch auf der ganzen Erde von allen Menschen angenommen worden, allein es lag in seinen weisesten Rathschlüssen, daß der Gläubige sich den nämlichen Prüfungen unterziehen sollte, die sein Meister aushielt, und daß er auf dem nämlichen Kampfplatze streiten und siegen sollte.

Es ist ein auffallendes Wunder, daß sich das Christenthum auf den Ruinen des Heidenthums, das so sehr den Leidenschaften schmeichelte, empor hob, aber nicht weniger groß, nicht weniger auffallend ist auch das Wunder, daß sich das Christenthum auch heut zu Tage noch mitten unter dem allgemeinen Verderbnisse erhält. Die Weltmenschen, die alle Gebote desselben verletzen, behalten doch einen solchen Begriff von seiner Reinigkeit, daß sie die ersten sind, die dagegen eifern würden, wenn man die Sittenlehre des Christenthums mildern wollte.

Der Mensch, das Kind des Schmerzens, kündigt seine Ankunft durch Aechzen und Weinen an, dieß sind die ersten Anzeigen, die er von seinem Daseyn giebt: sein Leben ist mit physisch- und moralischen Mühseligkeiten besät, sein Alter damit überhäuft, und der Tod erfüllt das Maaß derselben. Wie schön ist nicht diese Religion — wie wohl kömmt sie nicht dem Menschen zu statten, die ihn leiden lehrt, und aus diesen Leiden all seine Freude, Ehre und Glück schöpfen! — —

Der Weise, der in falschen Religionen sieht, daß ganze Völker einen Gott erkennen, und ihn, obwohl durch Ritus, die seiner unwürdig sind, zu verehren suchen, bedauert sie, und erkennt daraus mehr als jemals die Nothwendigkeit einer Offenbarung.

Ich weiß es nicht, und bin auch nicht so kühn, daß ich es zu untersuchen wage, welche Verfügung Gott mit einem Indianer trifft, der sich aus Andacht unter dem Wagen seines Idols zerkuirschen läßt; oder wie er den Talapoin ansieht, der sich mit Ketten lastet, und seinen Körper zerschneidet; allein ich bin bestens überzeugt, daß Gott dem Menschen nichts Böses zubereitet, der ihn allem vorzieht, und sich ihn zum Vorbild der Liebe nimmt, welche der göttliche Stifter des Christenthums seinem Vater bezeugte.

Eine gewisse, falsche Gelehrsamkeit hat mehrere unter unsern Gelehrten, wie die chinesischen, zu einem verfeinerten Atheismus verleitet, sie drehen sich auf verschiedenen Umwegen um eine ewige Welt herum. Sie stoßen sich an der Schöpfung der Materie, die Gott aus Nichts sein hieß. Es bleibt uns kein Mittelweg offen; entweder müssen wir diese Schöpfung zulassen, oder keine andere Gottheit als die Materie erkennen.

Nicht nur in Büchern, in der Vernunft selbst muß der Mensch den Weg finden, den er gehen soll. Ich kann nicht lesen, sagt der Ungläubige; aber er betrügt sich. Der Mensch findet in sich selbst nichts als Irrthum und Unwissenheit; in die Gesellschaft hat Gott den kostbaren

Reichthum von Wahrheiten hinterlegt, die ihn leiten müſſen; Gott hat ein Miniſterium eingeſetzt, das von ihm den Auftrag hat, dieſe Wahrheiten zu verbreiten, und von dieſen Dienern der Gottheit muß der Menſch lernen, was Gott für ihn gethan hat, und was er ihm ſchuldig iſt.

Wenn unſere Philoſophen der Religion den Vorwurf machen, daß ſie das, was das Leben erträglich mache, in die Reihe der Verbrechen ſetze, ſo geben ſie ja die Niedrigkeit ihrer Denkungsart völlig blos, und ſagen es rein heraus, welcher der Grund ihrer Abneigung iſt. Was ſind das für Menſchen, die nur ſchändliche Vergnügungen werth halten, die zugleich von Religion und Vernunft verdammt ſind!

Was liegt an den Dogmen, wenn man nur der Sittenlehre des Chriſtenthums getreu iſt? — Eine heut zu Tag ſehr gewöhnliche Rede. Unſere Dogmen ſind nicht der bloßen Spekulation allein wegen da, ſie ſind eben ſowohl praktiſch, und die Grundpfeiler der Sittenlehre: Chriſtus, arm, gedemüthigt, leidend, iſt ein Beiſpiel, das er uns zur Nachfolge aufſtellte.

Ein Engländer hat behauptet, daß die Gewißheit der Thatſachen in dem Maaße abnehme, als ſich die Zeit ihrer Ereigniß immer mehr und mehr in die unermäßliche Ferne der Vergangenheit verliert. Bald ſind es ſchon zweitauſend Jahre, daß die Fakta, auf die ſich die Religion ſtützet, geſchehen ſind, ſagt man; — alſo — — Was muß daraus ſchließen? — — Chriſtus aber iſt unvergänglich; noch heut zu Tag haben wir ſeine Lehre und ſein Werk vor Augen; er ſelbſt wandelt noch unter uns; die Wahrheit dauert ewig, und wirft noch heut zu Tage den nemlichen Glanz von ſich, der der Welt die Augen öffnete.

Wir wiſſen nicht, was Gott für die Engel, noch für ſeine andere Geſchöpfe gethan hat; aber wir haben Beweiſe, daß der Menſch beſonders der Gegenſtand ſeines Wohlgefallens iſt. Alles, alles kann der Menſch von der Güte eines Herrſchers hoffen, der ſich gewürdigt hat, ein [illegible] Bündniß mit ihm zu ſtiften.

Die Vereinigung Gottes mit dem Menschen, die durch Christum zu Stande kam, wird uns durch vielfältige Zeugnisse bestätigt, und selbst durch die Natur der Wahrheiten erwiesen, die der Gegenstand seiner Sendung waren. Anstatt nun, daß man bei dem wäre stehen geblieben, was er uns selbst davon hat sagen wollen, hat eine spitzfindige Schulphilosophie Systemen zusammengeschmiedet, die die Menschen trennten, Mißverständnisse verursachten, und die große Familie der Christen durch elende Schulzänkereien zerrütteten; der Eine wollte nur eine Natur, nur einen Willen, ꝛc. daraus entstund Haß, Mord, flammende Verfolgung; diese Raserei, die besonders unter den Griechen herrschte, hat ihren Thron den Barbarn in die Hände gespielt.

Die allgemeine Verachtung, die auf die jüdische Nation fällt, ist Zweifes ohne eine Strafe; aber der wahre Christ sieht den Zustand dieses Volkes mit einem ganz andern Auge an; er haßt nicht Brüder, über die ihn seines Vater Wahl erhoben hat, und von denen ihm das Licht kömmt, das ihn erleuchtet; — nein, er betet für sie, und erwartet den Zeitpunkt, wo diese Nation, aus ihrer Blindheit gerissen, dem ganzen Universum den Messias bekannt machen muß.

Wir bedienen uns unserer Künste, unserer Poesie, unserer Musik, wir nehmen unsere Reichthümer zu Hülfe, um dem Kultus, mit dem wir die Gottheit verehren, einen gewissen Glanz zu geben, ihn — wenigst nach menschlichen Begriffen — so viel uns möglich ist, des höchsten Wesens würdig zu machen; allein wir wollen damit nichts weniger als behaupten, daß wir durch diese Armseligkeiten, durch diese geringe Mittel die Ehre Gottes vermehren, sondern wir verwenden nur einen Theil von dem, was uns Gott gibt, ihm unsere Bereitwilligkeit zu zeigen, seine höchste Alleinherrschaft anzuerkennen, und uns stets zur Ehrfurcht und Dankbarkeit aufzumuntern.

Schwache Geister werden wider die Religion eingenommen, wenn sie sehen, daß ihre erhabensten Mysterien von

unwürdigen Dienern gefeiert werden; allein sie bedenken nicht, daß die Religion vom Menschen ganz unabhängig ist. Wer nicht glaubt, geht verloren, aber er ertheilt doch die nämlichen Gnaden, wie der, der alle Tugenden in sich vereinigt.

Die Schrift ist voll erhabner Wahrheiten, deren Umfang und Anwendung die Kirche bestimmt; allein Fanatismus und Aberglaube ziehen irrige Folgen daraus, wodurch sich der Ungläubige täuschen und wider die Religion einnehmen läßt.

Welch ein reiches, kostbares Geschenke macht uns Christus nicht in dem Abendmale! Er erfüllt hiemit buchstäblich seine Verheißung, bei uns zu sein, bis ans Ende der Zeiten. Der Ungläubige stößt sich an der Gegenwar eines Gottes unter so wenig Anschein, in einer so geringen Gestalt: aber er würde ihn eben so wenig in der Außenhülle eines armen, verachteten, und von seinen Zeitgenossen verschmähten Menschen erkennt haben; nur der Glaube macht, daß wir ihn in diesen beiden Zuständen erkennen.

Wer nicht schon bei der simpeln Erklärung der christlichen Sittenlehre sein Leben darnach einzurichten wünscht, dem ist es nicht mehr nöthig ihre Beweise zu studieren, denn sie können nur von einem Menschen gefühlt werden, der eines guten Willens ist; in den Augen dessen, der schon viel Anlage zum Bösen und ein verdorbenes Herz hat, siegen die schwächsten Einwürfe über die stärksten Beweise.

Die Reichthümer der Kirche bestehen nicht in den zeitlichen Besitzungen, um die man sie beneidet, und die allen Unfällen der Zeit ausgesetzt sind. Die Kirchen in Asien, die einst so reich waren; sind heut zu Tage arm, wie die afrikanischen. Ihre wahren Reichthümer bestehen in den Verdiensten ihres Oberhaupts, und in den Werken aller Gerechten; dieses ist der unverletzliche, keinem Unfall der Zeit unterworfene Fond — ein allgemeines Gut, worauf jeder Gläubige Anspruch machen, woran jeder Theil nehmen kann; allein um sich dieses Anspruchs würdig zu machen,

muß ein jeder selbst durch gute Werke beitragen, und diesen Fond erhöhen helfen.

Von jeher bestund auf der Erde ein Häuflein von Auserwählten, unter denen sich die Erkanntniß und der Kultus des wahren Gottes unverfälscht erhalten hat. Diese Gesellschaft, die sich nun über den ganzen Erdboden ausgebreitet hat, scheint mit jenen, die den wahren Gott verkennen, vermengt worden zu sein; demungeachtet besteht sie aber doch, und wird sich mitten unter dieser Maße von Ungläubigen rein erhalten.

Sechzehn Jahrhunderte nach der Schöpfung verschlimmern sich die Menschen so sehr, daß nur eine einzige Familie der Erhaltung würdig war. Ungeachtet dieser schrecklichen Züchtigung, wovon wir noch die Spuren auf der ganzen Erde sehen, kehrten die Menschen schon wieder zu ihren Ausschweifungen zurück, kaum daß noch die Erde neuerdings bevölkert war. Gott erkohr sich ein Volk, dem er ein Gesetz gibt, das der Herold eines andern ist. Dieses Volk überläßt sich der Abgötterei, wird zu widerholten malen dafür bestraft, und, als der Erlöser ankömmt, hat es schon den Geist dieses Gesetzes verloren. Christus kömmt, und bringt der Welt seine Gnade, er setzt seine Kirche ein, errichtet ein neues Reich — das Reich der Gerechtigkeit tritt in vollem Glanze auf, und die ersten Christen geben uns einen Anblick der erhabensten Tugenden; allein von Jahrhundert zu Jahrhundert erkaltet der Eifer, die Heerde nimmt ab, und wird verfolgt, und das Laster sproßt allenthalben hervor: — hier haben wir in wenig Zeilen die traurige Geschichte des menschlichen Geschlechts.

Der Mensch, der ganz seines Selbsts voll ist, der die Demuth flieht, der eine Beschimpfung für Niederträchtigkeit ansieht — kann dieser Christum, den armen, demuthvollen, verachteten lieben? — Weit entfernt, ihn zum Muster zu nehmen, fürchtet er nichts so sehr, als ihm zu gleichen.

Wie eitel die Ehre der Welt vor Gott sei, ist das, daß sie so selten das Antheil seiner Freunde ist, ein sicht-

barer Beweis. Sein auserwähltes Volk war, nach einer kurzen schimmernden Epoche unter Salomon, fast immer im traurigsten Zustande der Unterdrückung: sein Christus, der Gegenstand seines Wohlgefallens, wurde von seiner eigenen Nation verworfen und aufgeopfert: seine Kirche war immer das Spiel der Verfolgung und der Widersprüche: seine liebsten Auserwählten sind kaum unter den Menschen bekannt, und herrschen weder durch ihre Anzahl, noch durch ihre Macht auf der Erde, indessen die Bösen im Genusse von allem sind, und die Erde mit ihrem Namen erfüllen.

Der Ungläubige, der wider den Mann von Religion loszieht, behandelt ihn als einen Fanatiker, denn in seinen Augen ist auch die reinste Religion Aberglauben, und die Treue ihrer Bekenner Fanatismus. Aber — o wie schön ist dieser Fanatismus der Liebthätigkeit und einer vollkommenen Ergebung; wie edel und groß ist der Fanatismus eines Herzens, das sich ganz einem Gebieter hingibt, mit dem wir nach wenigen Augenblicken uns auf ewig vereinigen werden! —

Alles, was des Menschen Gefühl und Gedankenvermögen fassen kann, alles was in dieses Gebiet gehört, muß auf den Urheber des Gefühls und Denkens zurückgehen. Unsere Schrift ist voll majestätischer Bilder, die von erschaffenen Wesen entlehnt sind, um uns mit diesen Zügen seine göttlichen Vollkommenheiten zu malen. Seht, dieß ist das einzig wahre Erhabene, das uns Gott näher bringt; alles übrige ist eitel und leer.

Kein Mensch hat Gott gesehen, sagt Christus; aber durch die Fleischwerdung seines Worts hat er sich uns sichtbar gemacht. Wer mich sieht, sieht meinen Vater, sagt der Gottmensch, das vollkommne Ebenbild der Güte Gottes; sie strahlt in ihm so hell hervor, daß es unmöglich ist, sie zu verkennen. Also wird uns nicht Furcht, sondern Liebe anbefohlen.

Man höre unsere gemeine Fischer, unsere Landleute reden und urtheilen; die Rohheit ihres Geistes empört:

und solcher Menschen hat sich Christus bedient, die Welt zu erobern. Sie haben geleistet, was alle Weise nicht zu Stande bringen konnten, sie haben die Vorurtheile zerstört, die Menschen in ihren Begriffen über Reichthum und Größe aufgeklärt, sie haben die Altäre, die den Leidenschaften erbaut waren, eingerissen, und das Universum den strengen Gesetzen des Evangeliums unterworfen, und eine Hierarchie gestiftet, die über alle Widerwärtigkeiten siegte, und so lange dauern wird als die Welt, indessen daß der göttliche Plato nicht eine Handvoll Menschen unter die Gesetze seiner Republik brachte.

Wer einmal tief genug in die Wahrheiten der Religion gedrungen ist, wer die Vorurtheile abgelegt, die Wolken zerstäubt hat, die ihm die Evidenz derselben verbargen, und ihm die Anschaulichkeit raubten, der ist aufgelegt, dieses himmlische Geschenke zu empfangen, ohne dem alle Ueberzeugung fruchtlos ist. Dann wird der Glaube, den der Ungläubige für Enthusiasmus hält, die Finsternisse zerstreuen, die seine Seele umgaben, und sie mit Licht erfüllen; er allein ists, wie die Schrift sagt, der die Welt überwinden, und die Falschheit und Täuschung derselben darthun kann.

Unsere Ungläubige sind es meistens darum, weil sie nicht untersuchen. Ein Dichter — der erklärte Feind des Christenthums — wagte es in unsern Zeiten Witzeleien und Abentheuer seiner Einbildungskraft für Beweise hinzugeben, und sie haben sie auch dafür angenommen. Dieß ist der Gang des blinden und eiteln Menschen.

Was ist denn dies von der Religion verheißene Paradies, wo man unaufhörlich Hosianna singt — — Immer bewundern kann nur ein Thor — — Diese Lästerung erlaubte sich eben der nämliche Dichter, und — man nahm sie für einen wichtigen Einwurf an. Wo ist die Geistesgröße unserer großen Geister? Stellt nicht dieser Sophist Gott jenen Helden zur

Seite, die man hienieden besingt, die unmächtige und gebrechliche Wesen sind wie wir? — Er nimmt das Hosianna Singen der Verklärten in einem so sinnlichen Verstande, als man ein Gassenlied singt, und stellt den Gegenstand einer ewigen, unerschöpflichen Bewunderung einem armseligen Machwerk der Menschen an die Seite, die es eine Zeitlang anstaunen, weil es ihnen noch an höherem Sinne, an Receptivität geistigerer Gefühle fehlt.

Es gibt einen Beweis, den man den Weltleuten nicht beibringen kann — den Beweis durch das Gefühl. Möchten sie sich doch so weit herablassen, jene Kleingeister, die sie Andächtler nennen, zu besuchen, und alle würden ihnen einmüthig sagen, daß sie in der Andacht Trost und Süßigkeit gefunden haben, die weit alle zeitliche Glückseligkeit, die ihnen die Welt verschaffen könnte, zurück lassen.

Irreligion muß allzeit traurige Folgen nach sich ziehen. Wenn sie dem Menschen alle Furcht benehmen könnte, so würde sie ihm auch zugleich eines der schätzbarsten Güter — die Hoffnung rauben.

Wie soll der Mensch, der sich den Thieren gleich hält, eine Religion glauben? — Der ist gewiß weit entfernt zu glauben, daß Gott sich mit dem Menschen vereinigt, daß er ihn an Kindesstatt angenommen und zum Erben einer ewigen Glückseligkeit bestimmt habe, der mit seinem Hunde oder einer Schnecke von gleicher Natur zu sein glaubt.

Was würde man von einem Menschen denken, der jenes reiche und polizirte Volk, unter dem er geboren wurde, auf einmal verließ, um mit wilden Völkern ein blos thierisches Leben zuzubringen? Aber noch tiefer setzt sich der Mensch herab, der den Glauben von sich wirft, nachdem er ihn schon erkannt hat.

Mit dem Wollüstling von Freuden reden, die dem Menschen die Vereinigung mit Gott gewährt, ist gerade soviel; als wollte man mit einem rohen und besoffenen Bauern von dem Vergnügen reden, das man in der höhern Mathematik findet.

Ehe man noch anfängt die Beweise für die Religion zu untersuchen, stößt uns schon ein für sie sehr günstiges Vorurtheil auf — das Leben ihrer Widersacher.

Der Unglaube, sagte einst jemand, ist manchmal der Fehler eines Thoren, und Leichtgläubigkeit die Schwäche des Verständigen. Die Ursache liegt darin, daß der letztere tief ins Reich der Möglichkeiten sieht, und der andere nichts, als was ihm zu seinen Füßen liegt.

Aus Gottes Händen muß man die Güter der Natur und der Gesellschaft erhalten, wenn man sie rein genießen will.

Der Mensch, der ohne Gottesfurcht und Sitten dahinlebt, findet in der Natur nichts als Widerwärtigkeiten, die ihn unwillig machen; in der Gesellschaft geheime, verkappte Feinde, von denen er alles befürchtet; selbst in jenem Geschlechte, das geschaffen ist, die Rauheit seines Charakters zu mildern, und ihn zum sanften, gefälligen Gesellschafter zu machen, selbst in diesem Geschlechte sieht er nichts als Gegenstände eines vergänglichen Vergnügens, daran er es bald satt kriegt.

Man ist in der Welt weit entfernt, sich über das Böse zu betrüben, man scherzt darüber, und macht es mit Freuden bekannt. Ein ärgerlicher Vorfall, eine schändliche Niederträchtigkeit, ein Bruch zwischen einem Ehepaar sind die Tagsneuigkeiten, die man sich im lustigsten Tone erzählt.

O wie weit sind wir noch von jenem Durste nach Gerechtigkeit entfernt, der in uns das Verlangen erweckt, in der Ordnung zu sein, und auch unsere Mitmenschen die Wege der Ordnung gehen zu sehn.

Ueber denn sinnlichen Menschen triumphirt der Tod; der geistige Mensch aber siegt über den Tod; da er nur über die Sinne Macht hat, so läßt ihm der Weise, der niemals seinen Sinnen geschmeichelt hat, gern diese Beute.

O mors, utinam virtus te fola daret! — So hat

ein Heide den Tod betrachtet, hat ihn für Belohnung angesehen; was soll nun der Christ sagen? —

Der Weise will im Besitze seiner Seele seyn; der unsinnige Thor fürchtet sich vor der seinigen; nur den Leib will er sehen, und zittert vor dem Gedanken, daß er ihn überleben soll.

Der erste Schritt zur Weisheit ist gethan, wenn man den Thorheiten entsagt, die das Gängelband des großen Haufens sind; man muß der Welt den Rücken kehren.

Die Zukunft, die den Gottlosen so sehr erschreckt, beunruhigt den Gerechten nicht im geringsten; denn — überlebt die Seele den Körper, so ist der Sieg sein; ist sie vergänglich wie dieser, so hat er nichts zu fürchten, nichts dabei zu verlieren. Was für den Guten ein Gegenstand seiner Wünsche ist, ist für den Bösen das Schlimmste, was er erwarten kann.

Es ist meine Freude unter den Menschenkindern zu wohnen, sagte die ewige Weisheit durch den Mund Salomons. Welch eine herrliche Gesellschaft für den Menschen! — Allein auch seiner Seits muß er sichs zur höchsten Wonne machen, die Weisheit zur Gefährtin seines Lebens zu haben; gewiß — sie weicht von ihm, wenn er ihr die Armseligkeiten einer nichtigen Welt vorzieht.

Nicht vielfältiges Arbeiten und heftige Anstrengung, nicht Opfer, die das Vermögen des Menschen übersteigen, fordert die Religion von uns, sie will nur, daß wir uns einander lieben sollen, wie Gott uns liebt. — O wie süß ist dieses Gebot! wenn es gehalten würde, würde er nicht die Erde zum Paradies machen — müßte nicht diese Erde — jetzt das Thal der Zähren — ein Ort der Glückseligkeit werden, die uns zu einer viel vollkommnern vorbereitete?

Menschen, die die Mißbräuche, womit die Leidenschaften der Menschen die Religion verunstaltet haben, zum Vorwand nehmen, um sich dawider aufzulehnen, handeln nicht redlich. Diese Mißbräuche, die, obwohl sie sich auch von Jahrhundert zu Jahrhundert vermehrten, doch der

Würde und Stärke der Religion nichts rauben konnten, beweisen genug, daß sie nicht Menschenwerk ist.

Der Ungläubige pranget mit dem Namen, Deist, aber er ist eines so wenig als das andere. Erkennt er einen Gott, so folgt unmittelbar daraus, daß er diesen allem andern vorzuziehen gehalten ist, daß er seine Brüder alle ohne Ausnahme lieben muß; es ist seine Pflicht das Irrdische zu verachten, und nach himmlischen Dingen zu streben; sein Glaube an Gott verbindet ihn zur Keuschheit, zur Mäßigkeit, zu allem, was Dem gefällig sein kann, in dessen Händen sein Schicksal liegt. Findet er aber auch alles dieß in ihm selbst? Der Christ findet dieses in seinem Innern nur durch seine Vereinigung mit Christus, als worin seine ganze und einzige Stärke liegt.

Die ewige Wahrheit, die im Himmel thront, ist die lebendige Quelle, woraus alle geistige Wesen ihr Antheil von Licht schöpfen. Die Religion ist jenes unschätzbare Verhältniß, wo uns alles das Licht, das sich aus ihr ausfließend über diese Erde verbreitet, aufbewahrt wird, und zu ihr — zu dieser Eigenthümerin des göttlichen Lichts muß der Weise sowohl als der Unwissende sich wenden, wenn er über das, was er ist und was er sein soll, belehret werden will.

Allein — so wie der Gegenstand unserer Leidenschaften um so mehr die Oberhand über uns gewinnt, wenn wir uns unaufhörlich damit abgeben, und er unsere tägliche Beschäftigung wird, eben so verhält es sich auch mit den Wahrheiten der Religion; durch oft wiederholte Betrachtung derselben gewinnt man sie lieb. Auf diese Art keimt im Menschen diese edle Leidenschaft, die Liebe zu himmlischen Dingen, auf, und die göttliche Gabe des Glaubens wird dieses Werk in seiner Seele vollenden, und ihm eine unerschütterliche Dauer geben.

Aechte Philoſophie fühlt gar wohl, wie ſehr ſie dieſer Hülfe bedarf, und der traurige Zuſtand, in den ſich jene, denen ſie mangelt, verſetzt finden, beweiſet es zur Genüge.

Wahre Philoſophie iſt gleichweit von hartnäckiger Zweifelſucht und blinder Leichtgläubigkeit entfernt, und geht mit kühnem, feſtem Schritte zwiſchen dieſen beiden Klippen; ſie läßt nichts zu, wovon ſie nicht vorher die Beweiſe genau abgewogen hat; wenn aber zu den Einſichten, die ihr die Vernunft verſchaffte, der Glaube noch neue hinzufügt, ſo empfängt ſie ſelbe von ihm mit Entzücken. Vernunft und Glaube ſind ſich verſchwiſtert; ſie ſind von gleichem Urſprunge, eines leitet zum andern, und ſie widerſprechen nie einander. Nicht ſie — unſere Leidenſchaften und Vorurtheile widerſprechen unaufhörlich der Vernunft wie dem Glauben; heißen wir ſie ſtillſchweigen, damit wir uns ganz der Betrachtung der Wahrheit widmen können, die des Weiſen Nahrung und Wonne iſt. Die Vernunft wird uns von der Kenntniß Gottes und ſeiner Eigenſchaften zur Kenntniß unſerer Seele und ihrer Unſterblichkeit führen; daher entſpringen von ſich ſelbſt Pflichten und Religion: dieſe Begriffe haben einen ſolchen Verband unter ſich, der eine wahrhafte Demonſtration ausmacht.

Allererſt öffnet ſich uns das große Buch der Natur; es iſt eine natürliche Offenbarung, die auch mit dem Unachtſamſten in der verſtändlichſten Sprache redet. Dieſes majeſtätiſche Bild, darin alle Theile eine ſo wundervolle Uebereinſtimmung haben, reißt mit Gewalt den Geiſt zur Bewunderung hin, und das Herz zur Liebe; wie weiter man in der Phyſik kömmt, wie tiefer man in's Einzelne der Natur dringt, deſto mehr wird der Geiſt betroffen, er ſtaunt voll heiliger Ehrfurcht, und im Herzen lodert die Flamme der heiligſten Liebe.

Weg dann mit einer finſtern Philoſophie, die in der Natur nichts als ein Spiel der Molekuln ſieht, die Leben und Bewegung haben! weg mit allen den traurigen Syſtemen, die zwar den Namen von Gott beibehalten, ihm aber

die Attribute rauben, die ihn liebenswürdig machen! — Seine Thätigkeit ist ewig wie sein Wesen; auch nach der Schöpfung der Welt hat er seine Hand nicht von ihr abgezogen; diese gibt allen beseelten Wesen, die er auf die Welt gesetzt hat, das Leben; seine Vorsicht verschafft ihnen das Nöthige; seine Gegenwart verschönert alles, was wir hienieden sehen, und macht es schätzbar.

Wenn nun der Mensch von den Gegenständen der Natur zu sich selbst zurückkehrt, findet er da nicht noch deutlichere Züge von der Weisheit und Güte des Schöpfers? — Größer als das ganze Universum (denn durch sein Denkensvermögen umfaßt er alle Orte und alle Zeiten) ist er das einzige Wesen hienieden, das seinen Urheber kennt, das sich zu ihm erheben, und ihm Liebe um Liebe geben kann; er, der Mensch, trifft in seinem Selbst ein schwaches Bild der göttlichen Vollkommenheiten an, und dieser Zusammenhang, dieses Verhältniß zwischen ihm und seinem Schöpfer macht den herrlichen Bund zwischen beiden; überschüttet mit den Gaben Gottes fühlt er noch, daß sein Herz nicht ausgefüllt ist, wenn er nicht den Urheber aller dieser Geschenke selbst besitzt.

Es ist wahr, der Mensch hat einen organisirten Körper erhalten, wie der der Thiere ist; allein die grobe Materie dieser Außenhülle setzt ihn noch nicht in die Klasse der Thiere, Gott hat ihm ein so entscheidendes Siegel aufgedrückt, daß nur die Niedrigkeit des tiefsten herabgewürdigten Menschen dieses Siegel verkennen kann und den Rang, den er vor allen übrigen Erdgeschöpfen besitzet.

So bald der Mensch seine Würde fühlt, so bald er die Geschenke Gottes erkennt, die das kostbare Unterpfand für seine Unsterblichkeit sind, so vergrößert sich seine Seele, seine Begierden veredeln sich, ein unsterbliches Wesen darf keine andere als unsterbliche Plane entwerfen, wie es selbst ist; nicht die Erde allein, sondern sogar die materielle Decke derselben, das Universum, alles Endliche ist seiner unwürdig.

Alsdann begreift der Mensch, daß er durch seinen Gehorsam und Treue zu seinem eigenen und dem Wohle seiner Nebenmenschen mitwirken muß; alsdann fühlt er, daß die erste seiner Pflichten Anbetung ist, der Cultus, den er seinem Urheber erzeigt, und dieser Cultus muß der Ordnung der Gesellschaft, für die er geboren ist, angemessen seyn.

Da Gott das höchste Oberhaupt der gesellschaftlichen Verfassung ist, da die Religion auf gemeinsame Gesetze und Verhältnisse gegründet ist, so muß sie allen Gliedern der Gesellschaft die nämlichen Mittel an Handen geben, um in selbigen die Gefühle zu unterhalten, die sie dem allgemeinen Wohlthäter schuldig sind.

Man kann also, ohne nicht ein Thor zu heißen, nicht alle Religionen für Lügen ansehen, denen die Politik Glauben und Ansehen verschaffte; die Altäre sind so alt, als die Welt ist, und schon in ihren Wiegejahren brachte sie der Gottheit Opfer.

Was muß aber dieß für ein Cultus seyn, und welche Art von Anbetung fordert die Gottheit vom Menschen? Hierüber wird der Mensch vergeblich seine Vernunft befragen, und eben so wenig Ausschluß erhält er auch aus den Schriften der Weisen aller Zeiten; das Widersinnige und der Kampf ihrer Meinungen beweiset ihm stets mehr, wie wenig Gewalt die Vernunft über diese wichtige Materie hat.

Man hört allenthalben von einem Naturgesetze reden, das allgemein herrschen und den Menschen leiten soll; aber man findet es nirgends eingeführt. Hier plündern nomadische Raubvölker die Carravanen; da unterhält man so viel Beischläferinnen, als man ernähren kann; dort befördert man den Abortus und den Tod der Kinder; man setzt sie Hunden und wilden Thieren zur Beute aus; andere verzehren das Fleisch ihrer Feinde; bei den polizirtesten Völkern mordert man sich der Ehre wegen ꝛc. — Es bleibt uns nur die Gewißheit übrig, daß dieses Gesetz, dessen Autorität alle Menschen einhellig reklamiren, bestanden hat,

aber daß man es jetzt in allen Gesellschaften verunstaltet antrifft.

Wir können also nun nichts anders, als uns bei den Nationen und ihren Archiven Raths erholen, um zu erfahren, ob sich Gott nicht bei einigen derselben habe kund machen lassen.

Alle Nationen behaupten den Cultus, zu dem sie sich öffentlich bekennen, vom Himmel erhalten zu haben, alle berufen sich zur Stütze ihrer Behauptung auf Wunder, Orakel und Märtyrer ꝛc.; einige davon auf Schriften und Traditionen, von denen ihre Priester Auslegung und Sinn besitzen; wenn ich aber die Lehre und den Ritus der meisten dieser Völker detaillire, so finde ich, daß der Name Gottes auf das Unsinnigste darin entehrt ist, und es scheint, daß die polizirtesten Völker am meisten diesen heiligen Namen mißbraucht haben.

In den ersten Zeiten haben die Egyptier die nichtswürdigsten Gegenstände mit diesem Namen geheiligt, und ihr hieroglyphischer Sinn, den eine geringe Zahl der Eingeweihten kannte, rettete die Nation keineswegs von der gröbsten Abgötterei. Babylon hatte einen Cultus der öffentlichen Schändung eingeführt, der hienach auf Thyrus, Sidon überging, und in allen den schönen Gegenden des Orients sich ausbreitete.

Das blühende, weise Griechenland hat diesen unreinen Cultus angenommen; die Künste, die hier zu einem hohen Grade der Vollkommenheit gestiegen waren, dienten der Abgötterei; die Dichtkunst war die Schöpferin einer für die Sinne gemachten Mythologie, und einer Religion, die ganz in Festgelagen bestund, und eine solche Liturgie gefiel diesen Völkern sowohl, daß man zu Athen einen, der von intellektuellen Dingen redete, wie einen Atheisten bestrafte.

Bei minder polizirten und weniger wollüstigen Völkern gab es Ausschweifungen einer andern Gattung. Die Gallier, die Teutonen, die Cartaginenser brachten ihren Göttern Menschen zum Opfer; die Väter verbrannten ihre Kinder,

als das angenehmste Rauchwerk, womit sie diese schreckliche Gottheiten beräuchern konnten. Diese Wuth war allen Völkern gemein. Was hätten sie mehr thun können, wenn Teufeln die Gegenstände ihrer Anbetung gewesen wären?

Rom, die Königin der Nationen, hat diese Ausschweifungen noch höher getrieben. Die Unflättigkeiten des Theaters, die Kämpfe der Fechter machten einen Theil ihrer Religions-Feste aus; die Feste der Cybele waren Mysterien der Wollust. Diese Hauptstadt der Welt wird, da sie alle Götter der von ihr besiegten Nationen naturalisirt, die Hauptstadt des Götzendienstes; der einzige Gott der Juden hatte keinen Altar in Rom.

Wir wollen hier einen Augenblick stehen bleiben, um zu betrachten, wie sehr die Wege der Welt und die Wege Gottes einander entgegen gesetzt sind. Von den großen und mächtigen Reichen, die die Erde mit ihrem und dem Namen von Männern erfüllten, die sich in allen Fächern den höchsten Ruhm erwarben, sind alle diese berühmten Völker in die gröbste Abgötterei versunken. Ein kleiner Strich der Erde, der von allen Nationen verachtet und in der Weltgeschichte vergessen wurde, genießt allein den unschätzbaren Vortheil, daß er von dem wahren Gotte und seinem Cultus Kenntniß hat; in seinen Büchern findet man die wichtigsten Wahrheiten aufgezeichnet, und im Schooße dieses aufbewahrten und alleranfangs von andern abgesonderten Volkes tritt der vorhergesagte Christus auf, er kömmt, um den Menschen die erhabensten Hoffnungen zu verkünden, die je ein menschliches Herz fassen konnte.

Welch eine wunderbare Veränderung bewirkt nicht nach 4000 Jahren, während welchen die dickeste Finsterniß die Erde deckte, die Ankunft dieses armen und aufgeopferten Messias! Die Wahrheit, die bis dahin in einem engen Winkel von Palästina eingeschlossenen war, wird den Nationen verkündigt, und der Augenblick, in dem sie ihnen zu leuchten beginnt, ist der Zeitpunkt, der den Fall des Volkes herbeibringt, das sie verkannte. Das Heidenthum fällt mit

dem glänzenden Prunke seiner Götter, und das zerstreute Judenvolk wird der Herold der Beweise für das Christenthum.

Sechs Jahrhunderte nach Einführung des Christenthums entflammt der Prophet der Araber sein ganzes Volk mit seinem Enthusiasmus, und führt seine Religion ein, die er im Namen des Allmächtigen predigt. Durch das Glück der Waffen erhält er die größten Vortheile, und sein Cultus setzt sich in einem Lande fest, wo die gröbsten Irrthümer herrschten.

Ungeachtet des glücklichen Fortganges des Christenthumes und des gewaltsamen Einfalls des Mahometismus gibt es doch noch heidnische Völker; die wilden Nationen von Afrika und Amerika erkennen ein großes Oberhaupt, das sie unter verschiedenen Gestalten versinnlichen und verehren: allein dieses Heidenthum ist himmelweit von dem glänzenden und siegreichen Heidenthum der Griechen und Römer unterschieden, das die Erde mit Ausgelassenheit und gottlosen Festen überhäufte, nein es ist ein roher, der Wildheit der Nation angemessener Cultus, worin man den Begriff vom Schöpfer in der Dunkelheit lächerlicher Fabeln verhüllt findet, die immer mehr die Nothwendigkeit einer Offenbarung erweisen, damit der Mensch seine Begriffe über diesen großen Gegenstand fixiren kann.

Gäb es nur eine einzige Religion auf der Erde, so hätten wir keine Untersuchung mehr nöthig; aber die Gottheit, die den Menschen seinen eigenen Gedanken überließ, hat es anders geschehen lassen. Es steht uns nicht zu, Rechenschaft von ihr zu fordern, warum sie dieses Uebel zuließ, unsere Pflicht ist nur, unter all diesen Religionen und Gottesverehrungen nachzusuchen, ob sie nicht einer derselben ihr Siegel aufgedrückt hat.

Es ist unmöglich, daß nicht unter allen den verschiedenen Arten die Gottheit zu verehren eine seyn soll, die ihr angenehm ist; wollte man daraus, daß es falsche Religionen auf der Erde gibt, schließen, daß sie alle falsch sind

so wäre es eben so ungereimt, als wenn man daher, weil Lüge und Laster auf dem Erdboden herrschen, schließen wollte, daß es weder Wahrheit noch Tugend gibt.

Dieses nun vorausgesetzt, so bleiben uns nur zwei Partheien zu ergreifen übrig; entweder sind Gott alle Cultus gleich angenehm, oder es ist einer darunter, der der Gottheit der würdigste ist, und ihren Beifall hat. Der erste Satz streitet wider den Begriff, den wir von der Wahrheit haben, und selbst wenn wir es bei dieser Voraussetzung bewenden lassen wollten, so trüge noch das Christenthum den Sieg davon.

Was den zweiten Satz betrifft, den die Vernunft annimmt, so folgt, daß wenn unter all den angenommenen Gottesverehrungen eine ist, eines göttlichen Ursprungs, daß sie auch Merkmale an sich haben muß, daran wir ihren göttlichen Ursprung erkennen; und sie sind diese:

Die wahre Religion muß immer gewesen seyn, und durch eine Kette ihrer Beweise bis zur Schöpfung aufsteigen, weil Gott dem Menschen zu allen Zeiten die Bahn öffnen mußte, auf der er zu ihm gelangen kann.

Sie muß eine gewisse, ewig bestehende Offenbarung haben, durch die die Gottheit dem Menschen ihren Willen kund thut.

Sie muß nichts vorschreiben, das dem Naturgesetze dem ersten Geschenke des Schöpfers, entgegen ist.

Die wahre Religion muß den Menschen lehren, wie er Gott im Geiste und in der Wahrheit anbeten soll, und ihm zur Annäherung zur Gottheit Hilfe und Mittel an Handen geben.

Letztlich muß in der wahren Religion ein Depot seyn, wo die reine Lehre aufbewahrt wird, und das bis auf die ersten Verwahrer des Heiligthums zurückgeht.

Diese sind kürzlich die hauptsächlichsten Merkmale, an denen man die wahre Religion mitten unter tausend menschlichen Erfindungen unfehlbar erkennen kann.

Man würde sie also vergeblich unter jenen rohen Völkern suchen, die die ersten Traditionen des menschlichen Geschlechts gänzlich verunstaltet haben.

Von drei großen Religionsverfassungen, die einen öffentlichen Cultus des wahren Gottes haben, und den größten Theil der Erde einnehmen, muß man den Mahometismus bei Seite setzen, der, da er sich auf eine spätere Sendung als die Jesu Christi beruft, den er doch anerkennt, kein Zeugniß für sich hat.

Man muß also entweder auf das Christenthum oder Judenthum verfallen, und in den Büchern des einen und des andern jene Offenbarung aufsuchen, die dem Menschen da, wo seine Vernunft stille steht, zu Hilfe kömmt. Diese Bücher haben ein solches Ansehen, solche Glaubwürdigkeit, die sie gegen alle Kritik sichert, und geben dem Menschen die erhabensten Begriffe von Gott und seinen Attributen.

Alle Ungewißheit verschwindet, so bald man berichtet ist, daß ein Gesetz auf Erden existirt, das in einem sichtbaren Verwahrungsorte aufbehalten wurde, und dem ein anders voraus ging, das bis auf die Quelle der Zeiten zurückgeht, das von einem ganzen Volke bezeugt wird, und aus dem man erkennt, daß alle andere nichts als verunstaltete Copien, oder fehlerhafte Umschmelzungen dieses göttlichen Urgesetzes sind. Man kann nun keinen Vergleich mehr anstellen; ein solches Gesetz muß uns in die nämliche Lage setzen, als wenn nie mehr als eines auf der Erde gewesen wäre.

Man wird endlich ganz, und bis zur Evidenz überzeugt, wenn man erwägt, daß dieses Gesetz der ganzen dawider verschwornen Welt nichts als die schwache Stimme einiger Menschen entgegen gesetzt hat, die in den Augen der Welt ohne Credit und Bedeutung waren, die, wie ihr Meister, das Opfer der Wuth ihrer Feinde wurden. Der Arm Gottes zeigt sich allein, in der Einführung sowohl

als in der Erhaltung seiner Religion. Sechszehn Jahrhunderte von Widerwärtigkeiten, die Einfälle der Barbaren, die Zeiten der Unwissenheit, der Ketzereien und Spaltungen, die Verfolgungen der Kaiser — nichts konnte es erschüttern — ein Wunder, das in dem Laufe der Dinge ganz einzig ist, und das sich noch täglich unter unsern Augen erneuert.

War es nun der blinde Zufall, der diese Schrift, die die Größe des Messias und den Verfall des jüdischen Volkes verkündigte, den Juden in die Hände lieferte? Wars Zufall, der zur angegebenen Zeit diesen anbetungswürdigen Menschen, den Urheber eines mehr als menschlichen Gesetzes, auftreten ließ? War's Zufall, der die Römer aufforderte, seinen Tod zu rächen, und dieses Volk, den Feind Christi und Zeugen seiner Herrlichkeit, auf der ganzen Erde zu zerstreuen? Hat der Zufall dem Kreuze über das allgemeine herrschende Heidenthum den Sieg verschafft, und den Glauben während so vielen Jahrhunderten mitten im Gewühle der Leidenschaften und einer Welt, über die die Religion das Verdammungs-Urtheil sprach, rein erhalten ꝛc.? Wenn das ist, so kann der Zufall wohl auch jene wundervolle Harmonie hervorbringen, die wir im Universum anstaunen.

Gott hat sich in dem Baue seiner Religion den Menschen eben so sichtbar gemacht, als in dem Baue der Natur; wer ihn in einem verkennt, muß ihn auch im andern verkennen; man darf dreist behaupten, daß, sobald man alle Religion verwirft, man weder Gott noch eine Vorsicht mehr anerkennen kann.

Die christliche Religion, die durch die Zeugnisse des Judenthums, ihres Vorgängers unterstützt wird, vereinigt in sich alle Merkmale, die einen göttlichen Ursprung verrathen können, und nur bei ihr findet man sie. Thätliche Beweise, die ihre Feinde selbst an Handen geben; Beweise aus dem Innern der Religion selbst geschöpft; Monumente,

eine ununterbrochene Folge von Schriftstellern, von den Zeiten Christus bis auf uns — alles trägt zu ihrer Aufrechthaltung bei; es gibt nichts auf Erden so hell bewahrheitet, und man kann sogar sagen, daß nur die Religion, und was auf sie Bezug hat, allein vollkommene Gewißheit ist.

Wie mehr man sich damit beschäftigt, je mehr entdeckt man darin jene Erhabenheit göttlicher Gedanken, die ganz außer der Sphäre des Menschen sind; man erblickt darin die Hand des Allmächtigen, der, da er den Menschen frei, und folglich dem Falle ausgesetzt, schuf, gewollt hat, ihn, ohne seiner Freiheit etwas zu benehmen, durch ein Mittel von dem Falle wieder zu erheben, das für den Menschen und seinen Urheber gleich glorwürdig ist.

Mit Christus sind auch wir zu Kinder Gottes aufgenommen worden; dadurch wird Gott wahrhaft unser Vater, durch ihn werden wir Gottes Kinder, berufen zu einer Glückseligkeit, in deren Besitz Christus ist, als der Erstgeborene von mehreren Brüdern. Alles, will er, soll zwischen ihm und uns gemein seyn; wir sollen Eins mit ihm ausmachen, so wie er mit seinem Vater Eins ist. Dieses göttliche Oberhaupt der Menschheit, durch das heilige Band der Liebthätigkeit mit seinen Gliedern verkettet, verbreitet unter ihnen, selbst hienieden, in ihrem Verbannungsorte, Leben, Licht und Glück.

Hat der menschliche Geist jemals einen solchen Plan gedacht? — Wie sehr ist dies alles entfernt von seiner Art zu denken! Hätte sich der Mensch wohl jemals einer solchen Erhöhung fähig geglaubt, wenn nicht Gott dem Universum das große Schauspiel der Unterwürfigkeit und Herrlichkeit seines Sohnes gegeben hätte? Wie entzückend muß eine solche Wahl nicht seyn, die mit all dem Glanze, der die Verkündigung des Evangeliums begleitete, bekannt gemacht und angekündigt wurde! — Er hat ein neues Universum

erschaffen, neue Menschen; und die Stufe der Verherrlichung, auf die sich der Mensch erhoben sah, ist sichtbar das Werk eines Gottes, dessen Herrlichkeit weit außer der Grenzlinie all unserer Begierden liegt. Der Verband der Menschen untereinander, wenn man ihn wohl begreift, enträthselt uns den Grund von den zwei großen Prinzipien des Christenthums; kein Individuum der Menschheit muß als ein von dem Ganzen abgesondertes Wesen betrachtet werden; es herrscht unter allen Menschen eine gewisse Art von Solidität (wenn ich mich so ausdrücken darf) die die Harmonie ihrer Schöpfung ausmacht, und die Grundlage der gesellschaftlichen Liebe ist. Dieser unmerkbare Bund ist es, der, da er in dem ersten Menschen alle andere zu Mitschuldigen einer Uebertretung macht, mit welcher sie noch andere begehen werden, der in dem Gott Menschen alle, die ihm getreu anhangen, zu Theilnehmern seiner Verdienste macht.

Die Menschen machen also unter sich eine mysteriöse Kette, wovon ein einziges Glied, das mit der Gottheit vereinigt ist, jene zu ihr hinzieht, die mit Herz und Sinn mit Gott vereinigt bleiben.

O möge der, der das Glück hat zu dieser Kette zu gehören, wovon der erste Ring im Himmel ist, ganz den Werth dieser Gnade fühlen; möge er sich fest daran halten, und ruhig den ganzen Sophisten-Schwarm, der ihn gern durch täuschende Vorspieglungen davon losreißen möchte, um ihn herumsumsen lassen. Fragen sie ihn, warum sein Gott nur einer so geringen Anzahl Menschen diese Gnade erwiesen habe, und von so vielerlei Aberglauben, und falschen Cultus seinen Namen entehren lasse, so mag er ihnen zur Antwort geben, es geschieht aus dem nämlichen Grunde, warum Gott die Erde von so viel Greuelthaten schänden lasse.

Die Religion beantwortet nicht alle unsere unbescheis-

dene Fragen; sie belehrt uns nur über das, was uns in Rücksicht der Absichten Gottes auf uns zu wissen nothwendig ist, eine Wissenschaft, ohne der uns die physische und moralische Welt gleich unerklärbar ist. Ohne einer sichern Offenbarung weiß der Mensch weder wohin, noch woher er kommt; er irrt ohne Kompaß auf dem weiten finstern Ocean so lange herum, bis sein gebrechlicher Nachen an eine Felsenspitze stößt, woran er scheitern muß.

Laßt uns also die Gottheit nicht über die Irrthümer und Uebel befragen, die das menschliche Geschlecht in diesen traurigen Zustand versetzen; sondern laßt uns, da wir den Arm Gottes in der Natur, und seine Gnade in dem Gesetze des Evangeliums unwiderstehlich erkennen müssen, laßt uns den Menschen beklagen, der so unglücklich ist sich zu verirren, und gehen aber selbst den Weg, den Gott uns vorgezeichnet hat. In der Schule Christi, in dieser heiligen Hierarchie, die die Bewahrerin seiner Orakel ist, wird das Licht gefunden; wenn es uns nicht auffällt, so sind die Gegenstände unserer Begierden schuld daran, die zwischen ihm und uns so dicke Wolken erheben, die uns seinen Glanz rauben. Wenige Augenblicke — und diese eitle Gegenstände werden verschwinden, der Mensch wird sehen, wird erkennen, aber zu spät, daß keine andere als diese reelle Güter waren, die ihm die Religion zusichert.

Laßt uns von dieser Welt Gebrauch machen; aber Gott sei unsere Freude; laßt uns die Blumen lesen, womit seine Güte unsere Bahn besäte, aber ohne je das glückliche Ziel aus den Augen zu verlieren, das er uns ausgesteckt hat; sein Gesetz ist so gerecht, so eng mit unserm Wohle verbunden, daß man unmöglich sich damit befassen kann ohne es nicht zu lieben. Möge es unser ganzes Vergnügen seyn, und besonders wollen wir uns von jener unsinnigen Menge entfernen, deren Tugenden selbst durch die strafbarste Gleichgültigkeit gegen den Verleiher derselben ihren Werth verlieren.

Dies ist das Unheil unseres Jahrhunderts; das Harren auf ein künftiges Seyn, die Sehnsucht nach der Zukunft, die doch dem Menschen so natürlich ist, scheint erloschen zu seyn; nichts Geistiges rührt ihn mehr. — Könnte ich mir einen glücklichern Erfolg von diesem Werkchen versprechen, als wenn es nur Einen von der Menge aus diesem Todesschlafe des Geistes wecken könnte!! —

II.

Original-Briefe

unglücklicher

Menschen,

Beiträge zur Geschichte des menschlichen Elendes.

Hier sind Briefe — Originalbriefe unglücklicher Menschen. Ich ließ sie abdrucken, wie sie geschrieben waren; denn wo ist die Kunst, die das Elend so schildert, wie der Schmerz selbst? — Ich hätte aus manchem dieser Briefe eine rührende Geschichte schreiben können; allein ich wollte die simple Wahrheit nicht in Romanstiel einkleiden, ich wollte der Welt einmal einen originellen Abdruck des Menschenelends liefern.

Freilich gehöret eine höhere Stimmung des Herzens dazu, die Sprache des Elends zu fühlen — eine höhere Stimmung; denn Nichtgefühle werden hier nicht durch die Macht des Stiels aufgekizelt.

Hier in diesem Buche ist nichts Erfindung; alles ist Natur: die Skizze des menschlichen Elendes liegt hier in freien Zügen entworfen. Hier ist nichts Ueberspannung, nichts verzärteltes Mitleiden;

es ist der unverfälschte Abdruck des Jammers, die originellen Züge des Kummers. Für den, der fühlt und denkt, ist es ein herrliches Buch; aber langweilig wird es dem seyn, der nicht fühlt und nicht denkt.

Die Bemerkungen, die ich hie und da beisetzte, sind nur Winke. Dank dem Himmel, und Heil der Menschheit, wenn ein gutes Herz dieser Winke nicht bedarf! — —

Blut und Leben gibt mancher für sein Vaterland, und für seinen König; und seine Kinder werden nach seinem Tode vergessen.

Vergeben Sie, daß ich so geradezu ohne Titel schreibe: ich kenne nur jene Titel, die aus dem Adel des Herzens fließen, nicht Titel, die die Aemter geben, und Schurken mit rechtschaffenen Männern tragen. Doch, vergeben Sie, edler Mann! mir auch meine Kühnheit, daß ich an Sie schreibe. Bei Gott! ich würde es nicht gethan haben, wenn ich sie nicht als einen rechtschaffenen, gefühlvollen Mann kennte, als einen Mann, der nicht allein fühlt, sondern sein Gefühl durch thätige Handlungen äußert. Und könnte dann so viel Edles, so viel Gutes, so viel Theilnehmendes an dem Unglücke seines Nebenmenschen, könnte dieß aus einem gefühllosen, unedlen, verstellten Herzen quellen? Gewiß nicht. Eben dieß, guter, herrlicher Mann! eben diß ist die Ursache, warum ich mich erkühne, selbst an Dero Person zu schreiben, warum ein junger unglücklicher Mensch seine Zuflucht bei ihnen sucht, und von ihnen in seiner gewiß unglücklichen Lage thätige Hülfe zu erlangen hofft. Durchlesen Sie vorher meinen Brief, aber, ich bitte, nur nicht kalt, und setzen Sie sich dann in meine Lage; überdenken Sie mein Schicksal, und dann werden Sie selbst bekennen, daß ich unglücklich bin. Nur bitte ich regen sie selbst ihr Gefühl auf; ich bin nicht im Stande mehr, Gefühl zu erregen. Das Unglück hat mich so gebeugt, so sehr meine Seele zerrissen, daß sie nicht fähig ist, was Zusammenhängendes mehr zu denken: wie ich nun rede, so redet mein Herz, das tief sein Unglück fühlt.

Ich bin ein junger Mensch, hab alle untere Schulen studirt mit dem Fortgange allzeit unter den Ersten, hab schon vor einem Jahre die Philosophie absolvirt, und ward

unter die ersten Fünfe gezählt; und nun — stehe ich — — Ich habe in meine Seele gesehen, und sie vom Grunde erforscht, zu welchem Stande sie fähig, welcher ihr Beruf wäre? und sie wies mich auf die bürgerlichen Rechte. Da ich gar kein Vermögen habe, und ich doch meinem Gefühle nachgehen wollte, so hielt ich um ein Stipendium an. Ich zeigte meinen Fleiß vor, meinen Fortgang, meine Sitten; und der genaueste Mann wußte nichts auszustellen: demungeachtet wurde ich nicht aufgenommen. Was fehlte? Hohe Gönner, Freunde. Nun stehe ich, und warte zwei volle Jahre auf den Ruf des Vaterlandes, und — es ruft mich nicht; mein Vaterland, das ich so sehr liebe, dem ich mit Freuden mein ganzes Leben widmen wollte, mein Vaterland ruft mich nicht: untröstlicher Gedanke! N. harter Mann! oft war ich bei dir, stellte dir mein Anliegen vor, und du warst taub gegen meine Klagen! hab dich oft rühmen gehört, oft gelesen als einen gelehrten, biederdeutschen Mann; und bei mir schließt du die Ohren, gibst mir oft dein Wort, ohne es zu halten, spielst trefflich die Rolle eines Höflings! — So lange ich in Lyceo studirte, sagte man mir oft: „wer recht mit allem Fleiße, und mit dem besten Fortgange studirt, den wird man auf alle Art befördern," und ich sah Leute über mich wegspringen, auf die ich stets in Studiis weit zurücke gesehen habe. Und wenn ich keine Verdienste habe, die freilich gering; und für jeden Jüngling Nothwendigkeiten sein sollten, so will ich die unbelohnten Verdienste meines schon 13 Jahre seligen Vaters anführen. Er war ein guter, rechtschaffener Mann, diente im Felde, brachte dort freiwillig als Patriot seine Jugend zu, opferte Gesundheit und Stärke seines Körpers. Er ward verwundet an der Seite seines Königs. Auch noch im Gedränge der Feinde, und nach geendigtem Kriege, machten ihn seine Wunden unfähig zu fernern militärischen Diensten, und bekam zur Belohnung einen jährlichen Gehalt. Da er noch nicht dreißig Jahre hatte, und vieler europäischen Sprachen kundig war; da er Kenntniß

von den schönen Künsten, und eine feine, aber natürliche Philosophie besaß, sonderbar in der Naturkunde viel voraus hatte, und ihn also die Trägheit verdroß, als Pensionär in Unthätigkeit zu leben, da er sich doch noch stark genug fühlte, seinem Vaterlande mehr zu nützen: nahm er anfangs herrschaftliche Dienste, wo er große Kenntnisse in der Gärtnerwissenschaft zeigte, kam endlich als Sekretär, bald selbst als Theilnehmer zu einer gelehrten in der Stille reisenden hohen Gesellschaft, wo er die Ehre hatte, mit Fürsten zu sprechen. Endlich starb er, da er beinahe halb Europa durchreiset war, in M** unbekannt, nur beweint von mir, vielleicht aus Ahndung meines künftigen Elends, da ich nur 9 Jahre zählte, und mein seliger Vater den Plan meiner weitern künftigen Erziehung machen wollte. Der liebe, selige Vater hinterließ mich also in einem Elende, das ich zwar dort nicht fühlte, aber jetzt Zentner schwer auf meinem Herzen liegt. Dort hatte ich gute Leute, die, da ich von erster Jugend an Talente zeigte, mich studiren ließen. Nun sind sie vor 4 Jahren gestorben; und ich mußte mich entschließen, mich selbst zu ernähren, und die Jugend zu unterweisen, mit der Hoffnung, mich einstens nach geendigter Philosophie auf die Gnade des Fürsten zu stützen: ward aber überall, wie gesagt, nach vielen Versprechungen zwei volle Jahre hindurch abgewiesen, und jetzt — in Verzweiflung gesetzt. Da ich also gar keine Hülfe habe, da mich die ganze Welt verläßt, und nicht einen Freund habe, der mir, will nicht sagen Hülfe nur Trost zuspreche; so erkühne ich mich, auf ihre Menschenfreundlichkeit Ansprüche zu machen; so bitte ich Sie so, als ein Mensch bitten kann, weisen Sie mir die Bahn, ehe ich mich verirre; zeigen Sie mir, was ich künftig zu thun habe; weisen Sie mich bald, denn ich bin wie ein Kind, ehe ich der Verzweiflung unterliege, und zeige, was Verzweiflung Muth gibt, den zwar, ohne auf die Beweggründe zu sehen; ohne auf den Drang der Seele, die Luft will,

Rücksicht zu haben, die Theologen verdammen, gute Seelen aber bedauern, und eine Thräne des Mitleids weinen; zeigen Sie, daß Sie ein Freund der Menschheit sind; zeigen Sie, daß das Unglück ihrer Nebenmenschen hart auf Ihre Seele wirke: werden Sie mein Gönner, mein Fürsprecher. Zu Ihnen, zu ihren Füßen fliehe ich. Lassen Sie mich nicht ohne thätige Hülfe von sich, damit ich nicht der ganzen Menschheit fluche, und zu bekennen gezwungen werde: „es gäbe keine Menschen; sie verunedeln das Ebenbild Gottes, das in ihre Stirne gegraben; sie sind ohne Gefühl, das doch das Beste ist; das uns die Gottheit gab; Guter Mann! nur das fühlen Sie, was ich nun fühle. Lassen Sie meine Bitte nicht unangehört. Die größte Demüthigung, die ich denke, könnte diese sein (der Gedanke schon macht mich kleinmüthig): sprechen Sie für mich; und der Fürspruch eines solchen Mannes muß mächtig sein, wo es nöthig, damit ich doch künftigen Jahres etwas von meinem Vaterlande erhalte. Oder zeigen Sie mir andere Wege, die gangbar sind; zeigen Sie mir auch, wie ich dieses Jahr nützlich anwenden kann. Möchte gar gerne praktiziren, das das Beste wäre; aber wie kann ich, da ich nicht so viel habe, daß ich mir Kost, und übrige nöthige Kleidung verschaffen könnte? Als Schreiber werd' ich nicht angenommen, da ich weder Recommendation, noch Praxis habe.

Können Sie mir nun vergeben? lieber Mann! — Sie mögen es nun ein Gewäsche nennen, oder was Sie wollen; genug, es ist aus Drange meiner geängstigten Seele geflossen: und was kann ein Mensch Ordentliches denken, den das Gegenwärtige, und die Zukunft in der Seele martert? Hier hab ich auch meine Atteſtate, so viel ich noch hab finden können, beigelegt, damit Sie selbst mein Verhalten beurtheilen, und meinen Namen sehen können. Noch einmal: nur Sie, auf Sie allein ist all mein Vertrauen gesetzt — das letzte Vertrauen gesetzt, nur Sie verlassen mich nicht.

Glücklich der, der in der Lage ist, jedem Unglücklichen wohl zu thun, der ihn um Hülfe fleht! Aber wie wenig steht oft in der Macht des Wohlwollenden — und was nützen Empfehlungen bei Größern, wenn sie oft Herzen ohne Gefühl haben? —

Den Schurken adeln nicht aller Hovarde Blut, und floß es auch von Lucrezen zu Lucrezen.

Gebeugt vom Kummer für fünf unversorgte Kinder, und durchdrungen von den gerechtesten Klagen einer rechtschaffenen Gattin, staune ich in meiner Kammer über das elende Ding, welches man Menschen-Herz nennt; und da ich, von Unmuth hingerissen, mit dem Athenienser Timon der ganzen Menschheit Fluch sprechen will, flüstert mir die Stimme eines guten Engels die Worte in mein betäubtes Ohr: „Warum Fluch der Menschheit? wäre nicht ihre Ehre mit dem einzigen Herzen eines Edelmüthigen schon mehr als genug gedeckt?“ — Ermuntert durch dieses holde Gesicht, will ich nun meinen Gram in den unverschloßnen Busen eines Menschenfreundes hinschütten. Mag mir dadurch nicht ganz geholfen sein, so fühlet doch ein entleertes Herz die Bisse der Abhärmung mit minderer Empfindung.

Die verschiedene Wendungen meines Schicksals führten mich vor etlichen Jahren in eine Stadt, wo ich die Buchhalterei eines beträchtlichen Wein- und Getreidehandels, meine Gattin aber die damit verbundene Wirthschaft zu besorgen hatte. Unter andern kömmt dann einst eine Lehnkutsche vor das Haus, aus welcher eine Mannsperson, nebst einer schwangern Frau, und einem Kinde von etwa 5 Jahren herausteigen, und sich in das Zimmer begeben solches aber bald wieder unter dem Vorwande verlassen, daß sie ihr Quartier in einem Brauhaus suchen wollten, weil ein Weingasthof ihren Umständen nicht angemessen wäre. Wir entließen sie daher auch freundschaftlich, wohl

sehend, daß ihr Vorgeben mit ihrer Equipage ganz übereinstimmend sei.

Was geschieht aber? In einer Zeit von einigen Wochen sagt man sich, daß diese Leute mit Bewilligung des Stadtmagistrats bei einem Taglöhner in die Herberg gezogen; daß sie ärmer seien, als arm; daß der Mann Schuhe und Beinkleider, die Frau aber ihren einzigen Rock habe verkaufen müssen, um die Taufkosten für ihr gebornes Kind bezahlen zu können; und daß sie in dieser ihrer Wochenzeit von dem Brod zusammenlebten, welches ihnen arme Kinder zutrugen.

Wiewohl ich nun seit den Studierjahren her die meisten Tage meines Lebens unter Praktikern, und auf Gerichtsbänken durchgesessen habe, so machte doch der Eindruck von den Lehren meines besten Vaters, dessen Asche sanft ruhe, daß mein Herz durch malefizische Strenge nie verhärtet wurde. Ich war also der erste, der die Blöße dieser Unglücklichen deckte. Ich reichte ihnen Beisteuer nach meinem Vermögen; ich hob Kollekten für sie ein; ich gab ihnen gewissen Kosttag, und brachte es so weit, daß sie durch die übrigen 6 Tage der Woche von andern Gutdenkenden gleiche Wohlthat zu genießen hatten. Ich besuchte sie auch.

Wie groß war aber mein Erstaunen, da mir der vermeinte Bettler eröffnete, daß er von Geburt ein Kavalier sei, welcher nach vollendeten Jugendjahren eine Lieutenantsstelle unter einem Füsilierregiment vom König erhalten, davon aber desertirt, in schwedische gemeine Dienste getreten, hieraus wieder ranzionirt, begnadigt, an den vorigen Ehrenposten gestellt, solchen aber wegen einer ohne Regiments-Vorwissen und Konsens getroffenen standeswidrigen Heirath wieder verlassen, und sich nun als das Scheusal der Menschen, und der Familie, zu betrachten habe. Gott! dachte ich, welch eine Reihe des Jammers! Ich ließ mich aber dadurch noch nicht abschrecken, sondern nahm die Feder

zu Hülfe, und arbeitete so lange, bis sich dieser Unglückliche in den Besitz seiner Rittergüter wieder gesetzt sah.

Ich glaubte nun wirklich, mein Freund würde vom Gefühle der Dankbarkeit durchdrungen sein. Er überredete mich, Verwalter seiner Güter zu werden. — Ich folgte dem Triebe meines Herzens, und glaubte, Glück und Wonne im Schooße eines Freundes zu finden; allein, er lockte mir mein Geld ab, und stieß mich dann von sich, und gab mich, der ich sein Erretter war, mit Weib und Kindern dem Elende preis. Nun bin ich ohne Brod — ꝛc.

Schurke aller Schurken, Bösewicht! gegen den der Straßenräuber selbst noch ehrlich ist, sieh dein Gemälde gezeichnet vom Pinsel dessen, den du ins Verderben brachtest. Ist deine Seele je noch fühlbar, und kennst du noch deine Züge, so ändere dich nun, und kehre zur Menschheit zurück!

Es gibt Menschen, die ärmer sind als Bettler — würdige, arme Menschen, die Arbeit suchen, und sie nicht finden.

Erlauben Sie gütigst, Hochzuverehrender Herr! daß es ein unbekannter Unglücklicher wage, Ihnen seine fatale Geschichte mit der Aufrichtigkeit eines ehrlichen Mannes in möglichst gedrängter Kürze zu schildern, und Sie auf seine erbärmliche Lage aufmerksam zu machen. Ich verspreche mir zum voraus schon Ihre gänzliche Theilnehmung, und menschenfreundliches Mitleiden.

Ich diente verschiedene Jahre als Offizier bis zur Stelle eines Oberlieutenants unter einem Ingenieurkorps. Eine gewisse Freimüthigkeit im Denken und Handeln, die mir nach und nach wichtige Feinde, und daraus entstehende Schikanen, und anhaltende Verfolgungen zuzog; und eine fatale Liebe für ein Mädchen, das ich nicht verlassen wollte noch konnte, und doch nicht heirathen durfte, setzten mich in die traurige Nothwendigkeit, mein Vaterland heimlich zu verlassen, und in ein Land zu fliehen, wo man, unter einem toleranten und philosophischen Beherrscher, Mensch

und Christ ohne Zwang sein konnte. Ich wählte P**. Um aber mit einer gewissen Protektion dahin zu kommen, begab ich mich unter Wegs zu einem Werboffizier, stellte ihm meine Lage mit einer Aufrichtigkeit vor, der nur ein ehrlicher Mann fähig ist, und erbat mir seinen Rath und Beistand. Er schien zwar dem Aeußerlichen nach den größten Antheil an meinem Schicksale zu nehmen, versprach mir durch sein Ansehen und Empfehlung es in B** dahinzubringen, daß ich wieder als Offizier bei der Artillerie angestellt würde, und ließ mich auf der Stelle mit meiner gegenwärtigen Frau trauen. Ich wünschte mir heimlich Glück einen so menschenfreundlichen Mann angetroffen zu haben. Aber dieses eingebildete Glück war von keiner langen Dauer. Mein neuer anscheinlich großmüthiger Freund hielt (nach der löblichen Art der Werber) nicht Wort; er überließ mich auf einmal meinem Schicksale, und setzte mich dadurch in die schreckliche Nothwendigkeit, mich bis zum gemeinen Fusilier herabzuwürdigen. Ich wurde mit mehr als hundert Rekruten, einem Haufen zusammengeraffter meistens liederlicher Bursche von verschiedenen Nationen, nach S** zum Regiment transportirt. Mein Staunen und mein Schmerz war unaussprechlich, und gränzten Anfangs nahe an Verzweiflung. Tausendmal fuhr mir der schreckliche Gedanke durch den betäubten Kopf, mich selbst zu entleiben, um mich von aller Qual auf einmal los zu machen; doch die mächtigere Stimme der Vernunft und der Religion hielt mich immer von diesem gewaltsamen Beginnen zurück; ich gab nach und nach immer mehr und mehr der Ueberlegung Platz. Ich beugte mich unter der schweren Hand des Unglücks; ich ertrug alle Erniedrigungen und Beschwerlichkeiten, die mit diesem Stande unzertrennlich verbunden sind, mit einer Selbstverläugnung und Standhaftigkeit, die mir die Achtung und ein menschliches Betragen meiner Vorgesetzten, die Bewunderung meiner dortmaligen Kamera-
, und endlich nach einer dreijährigen standhaften Aus-
ung den günstigen Augenblick verschafften, dem Prinzen,

Chef des Regiments, worunter ich ſtand, durch einen rührenden Brief mein Schickſal, und die Art, wodurch ich in ſelbes gerathen, vorzuſtellen. Dieſer wurde dadurch ſo beweget, daß er auf der Stelle den gemeßnen Befehl ertheilte, mich ohne weiters los zu geben. Ich blieb nach erhaltner Freiheit noch faſt zwei Jahre in P**; nährte mich und meine unglückliche Familie mit Unterricht, den ich Offiziers und jungen Leuten in der Mathematik gab. In dieſer Zwiſchenzeit rieth man mir, ich ſollte trachten, daß ich beim Militär- oder Civilſtande angeſtellt würde. Ich that es, ſchrieb an den heutigen König, und erhielt auch ſogleich eine von ihm eigenhändig unterſchriebene Reſolution, worin er mir zwar nicht gerade eine abſchlägige Antwort ertheilte, ſondern nur mich zur Geduld und der Fortſetzung meines Unterrichts einſtweilen verwies. Ich und meine Freunde merkten wohl den verſteckten Sinn dieſes höchſten Handſchreiben. Mir fehlte nur, um in meinem Geſuch glücklich zu ſein, ein förmliches Dimmiſſionspatent aus meinem Vaterlande. Ich wendete mich deßwegen an unſern Reſidenten zu B**; bat ihn, ſich für mich am Hofe zu verwenden. Er that es mit vieler Bereitwilligkeit und Nachdruck, war aber doch nicht im Stande etwas auszurichten. Eine Abweſenheit von 5 Jahren konnte meine Verfolger noch nicht ausſöhnen. Ich beſchloß alſo in Perſon auf die Gränzen von meinem Vaterlande zurück zu reiſen, in der Hoffnung, in der Nähe eher meinen Zweck zu erreichen. Und in der That, dieß war das erſtemal, daß mich meine Hoffnung nicht betrog. Der Fürſt bewilligte mir nicht nur allein eine förmliche Dienſtentlaſſung, ſondern auch die Freiheit ungehindert ins Vaterland zurück zu kommen. Ich eilte ſogleich nach M**; hoffte nun mich eben ſo leicht mit meinen Verfolgern auszuſöhnen: aber weit entfernt, daß die großmüthige Handlung unſers Fürſten ihren alten Widerwillen hätte mäßigen, und ſie durch dieß erhabne Beiſpiel zu einer Nachahmung auffordern ſollen, fuhren ſie vielmehr da fort, wo ſie es vor 5 Jahren gelaſſen haben.

Sie werfen mir unüberſteigliche Hinderniſſe in den Weg. Sie wähnen, ich wäre niedrig genug mir ihre Gunſt von Hauſe zu Hauſe zu erbetteln, Schmeichler genug, ihrem Stolz, und ihrer Eitelkeit Weihrauch zu ſtreuen. Bei Gott! noch iſt es ſo weit noch nicht mit mir gekommen. Alle Erniedrigungen, alle unglückliche Zufälle haben mein Gefühl nicht erſticken können, daß ich Menſch bin. Nun ſitze ich da, als ein quittirter Offizier ohne Schutz, ohne Brod. Mein bischen Habſchaft ſetzte ich theils in einer Zeit von 5 Jahren, theils auf jener großen Reiſe hieher zu. Ich wäre längſt wieder nach P*** zurückgekehrt, wenn ich im Stande wäre; die Reiſekoſten zu beſtreiten, wenn nicht die beſchwerliche Jahrszeit des Winters mit großen Schritten ſich näherte. Ich habe wohl beim Militäretat ein paar wichtige Freunde, aber ſie haben vielleicht nicht Muth genug ſich ganz für mich zu verwenden. Wahrhaftig meine Lage iſt die ſchrecklichſte von der Welt. Der geringe Verdienſt, der mir von ein paar jungen Leuten, denen ich Unterricht gebe, zufließet, iſt bei weitem nicht hinreichend mich und meine unglückliche Familie ehrlich zu nähren, noch die unvermeidlichſten Ausgaben der Miethe und des bei herannahendem Winter unentbehrlichen Brennholzes zu beſtreiten.

Ueberlegen Sie, beherzigen Sie die wahrhaft zu bemitleidende Lage eines Menſchen, der Ihrer Aufmerkſamkeit weit würdiger iſt, als ein Bettler auf der Straße, welcher ſich nicht ſchämen darf, ſeinen Hunger und Durſt durch Almoſen zu befriedigen. Ich bin ſo ein pauvre honteux, von welchem Yorik mit ſo vieler Empfindſamkeit ſpricht. Wiſſen Sie kein Aushülfsmittel, keinen Weg, wodurch mir einigermaſſen aufzuhelfen, oder meine Nahrungsſorgen erleichtert werden könnten? Ich ſuche bei Ihnen Hülfe. Ich weiß wohl, daß es der Dürftigen zu viele gibt, als daß ein einzelner Mann mit dem beſten bereitwilligſten Herzen allen und jeden helfen könnte. Ich weiß wohl, daß man oft in die traurige Nothwendigkeit verſetzt iſt, ſein lei-

bendes Herz mit dem einzigen Troſt und Wunſch einigermaſſen zu beruhigen, daß man gerne alle Menſchen um ſich her glücklich machen wollte, wenn man es im Stande wäre. Ich haſſe nichts ſo ſehr, als eine ſchändliche Unthätigkeit; auch möchte ich gerne von meinem eignen Pfunde mich nähren, um niemand in der Welt zur Laſt zu fallen, wenn ich nur Arbeit hätte, die meinem Genie und Kräften angemeſſen wäre. Ich wollte gerne mit Standhaftigkeit einen günſtigern Augenblick abwarten, wenn ich nur indeſſen wüßte, wovon ich mich und meine Familie vor Hunger und Kälte ſchützen ſollte. Ich weiß es, daß der Subjekten zu viele ſind, als daß man ihnen allen Bedienungen geben könnte; ich weiß aber auch, daß viele darunter ſind, die ohne alle Vorbereitung, ohne alle Vaterlandsliebe ſich in Bedienungen einzudringen ſuchen, und meiſtens auch, weil ſie die zudringlichſten ſind, ihre Abſichten erreichen. — Wäre es denn gar nicht möglich mir zu helfen?

Ich habe Ihnen nun mit der aufrichtigſten Offenherzigkeit meine Nahrungsſorgen vorgeſtellet; aber, ach! der innerliche Kummer meiner Seele iſt noch weit ſchrecklicher. Mit einem Worte: ich bin in allem Betracht der unglücklichſte Mann.

Ihr, die ihr im Ueberfluß lebt, täglich euere Bequemlichkeiten habt, ihr könnt euch nicht in die Lage eines ſolchen Unglücklichen hineindenken. Man muß Elende geſehen haben, um zu wiſſen, was Elend iſt.

Liebe Väter! zwingt doch euere Kinder nicht ins Kloſter. Lernet aus dieſer Geſchichte, wie gränzenlos elend ſie werden. In welchem falſchen Licht ſtellt ſich nicht alles vor, wenn man mißvergnügt iſt! Unglücklicher als die Tage des Sklaven müſſen die Tage der Unzufriedenen ſein. Um der Menſchheit willen, thut euern Kindern keinen Zwang an!

Ich habe nun bald 23 Jahre verlebt, und die Epoche meiner Jugend iſt zugleich die Epoche meines Leidens. Das Unglück traf mich ſchon faſt eher, als ich ihren Streiche mit Gefühl empfänglich war. Ich war kaum vier Jahre alt, als mir das harte Schickſal die Stütze meiner Kindheit — meine Mutter raubte. Dieſen Fall konnte ich erſt dann verhältnißmäßig empfinden, als ich den Verluſt zu ſchätzen fähig ward, und als ich aber die Uebel fühlte, welche eine ſo unglückliche Folge davon waren. Das Geſchick ließ ſich nicht durch meine, und meiner vier Geſchwiſtern Unſchuld rühren. Ich war eben krank, als ſich der Todesfall meiner Mutter zutrug. Sie allein war meine Wärterin, und ſie verband meine ſiechen Glieder mit aller Liebe einer Mutter, auch dort, wo ſie wegen ihrer Krankheit faſt ſelbſt kein Glied mehr bewegen konnte. Nun ward ſie hingerafft. Meine Geſchwiſter, von denen das älteſte nur 8 Jahre alt war, weinten den ganzen Tag um ihre todte Mutter, und ich weinte auch, weil ich meine Geſchwiſter weinen ſah, die ich liebte; ich wußte aber nicht, warum ſie weinten. Ich wartete den ganzen Tag auf meine Mutter, daß ſie kommen möchte, mich wieder zu verbinden; und als ſie nicht kommen wollte, ſo bat ich meine Wärterin, daß ſie mich doch einmal zu meiner Mutter bringen möchte; aber ich erhielt nichts. Den andern Tag, als ich meine Mutter eben ſo wenig zu ſehen bekam, als den vorigen, konnte ichs nimmer aushalten. Ich ſchlich mich heimlich in ihr Zimmer, um ſie wieder um ihre Gnade bitten. Sobald ich das Zimmer erreichte, ſprang ich

voll Begierde zum Bette hin, wo sie todt, und schon zum Grab weiß gekleidet lag. Ich bemühte mich zu ihr hinaufzukommen; und als ich sie umhalsen konnte, so küßte ich sie; liebste Mutter! warum schlafen Sie so lang? stehen Sie doch einmal auf, mich wieder zu verbinden. So sagte ich, und wandte alle meine Liebkosungen an, ihr zu schmeicheln; aber sie blieb unbeweglich, und so brachte ich lange Zeit vergebens mit ihr zu, bis mich endlich meine Wärterin, die mich irrging, bei meiner todten Mutter in dieser Stellung antraf, dadurch sie so gerührt wurde, daß sie mich unter vielen Thränen davon wegschleppte. Dort sah ich meine Mutter zum Letztenmale. Von diesem ganzen Hergange habe ich noch eine dunkle Idee, welche aber durch die Aussage derjenigen, welche dabei waren, unterstützet wird. Doch sagt mir selbst der Schmerz, den ich bei der Erinnerung dieser Geschichte fühle, daß sie sich wirklich mit mir zugetragen habe.

Eben diese Wärterin wurde nach 7 Jahren meine Stiefmutter. Sie mußte in der That etwas Bezauberndes an sich haben, womit sie das Herz meines Vaters verblendete; aber dieß war weder ihre Schönheit, noch viel minder das, was die Schönheit erst liebenswürdig macht, ein gutes Herz. Es liefen auch bei dieser Heirath ein und andere Umstände mit ein, welche man entweder als Ursachen, oder als Folgen davon betrachten muß, und welche uns überaus schwer fielen. Oder wie soll ich Ihnen den Schmerz beschreiben, den uns das Verfahren unsers Vaters verursachen mußte? Er verließ uns unter dem Vorwande, seinen Vater zu besuchen. Aber kaum war er vor dem Thore, als er links um machte, und R** zufuhr, wo er sich mit diesem Weibsbilde trauen ließ. Wir wußten lange nichts von ihm, als er auf einmal wieder erschien, und sein neues Weib Tags darauf bei anbrechender Nacht von einem fremden Mönche ins Haus bringen ließ. Eben um diese Zeit war es, wo ich mein eigner Prophet war, und alles das Uebel vorher sagte, das mich jetzt drückt. Ein guter Freund

von uns war einst beschäftigt, mir Trost einzuflößen. Seine Mühe war nicht vergebens, und ich dankte ihm für seine Liebe, indem ich nur dieses noch hinzusetzte: noch ein Punkt, Freund! liegt auf meinem Herzen, den Sie mir noch nicht gehoben haben, und dem ich gewiß unterliegen muß. Was mir den meisten Kummer macht, ist meine Versorgung. Sie kennen meinen Vater; es ist nichts von ihm zu erhalten, er wird noch zweimal härter werden, besonders wenn er noch mehr Kinder ernähren muß, welches von diesem Weibe, die noch nicht 24 Jahre alt war, nicht anders zu vermuthen ist. Wir werden gezwungen seyn, die Mönchskutte anzuziehen, denn man wird uns nicht so lange im Hause geduldeu, bis unsere Knochen stark genug werden die Musquette zu tragen, und dann Freund! es ahndet mir, dann werde ich ewig unglücklich seyn. — Die Regierung dieses neuen Planeten verursachte zwar eine große Veränderung in unserem Familien-System; doch war sie nicht unerwartet für uns. Das schlimmste war, daß sie uns unsere Sonne verdunkelte, von der wir allein Leben und Wärme erwarten mußten. Kurz, wir wurden als überflüssige Geschöpfe betrachtet, und wenn wir doch leben wollten, so mußten wir alle Kunstgriffe gebrauchen, das Nothwendige zu erhalten, welche der Lappländer anwenden müßte, wenn er unter seinem Eise Nelken und Rosen ziehen wollte. Nun konnte ich's nicht länger mehr aushalten. Mein ganzes Gefühl von Ehrlichkeit widersetzte sich einer solchen Haltung, und ich sann Tag und Nacht auf Mittel, wie ich den Menschen eine Last abnehmen konnte, denen ich ihnen war. Was mich noch etwas aufrichtete, war, daß ich doch zum guten Glücke einmal die niedern Klassen zurückgelegt hatte; doch hatte ich noch keine gewisse Aussicht, indem mir meine Jugend, da ich nur 14 Jahre zählte, überall im Wege stand. Die Philosophie fortzuhören war mir nicht allein darum bedenklich, weil ich noch 2 ganze Jahre ein verhaßtes Geschöpf seyn müßte, vornemlich aber, weil dadurch meine Sache um Nichts besser würde geworden seyn, und

ich nur umsonst so eine Länge elend zu seyn gezwungen gewesen wäre. Denn wie konnte ich nur daran denken, daß ich auf eine Universität geschickt würde. Ich sah die Probe an meinem ältern Bruder. Die natürliche Ordnung würde es gefordert haben, daß ihn mein Vater nach der Philosophie nach J*** sollte geschickt haben, weil er nicht geistlich werden wollte. Allein er durfte es kaum wagen, dieses zu begehren, Er mußte zu Hause bleiben. Man gab ihm einen alten Juristen in die Hand, diesen mußte er studiren; und wenn mein Vater, der ohnedem mit Geschäften allezeit überhäuft war, eine Zeit finden würde, so wollte er ihm denselben vorerklären. Nebst dieser Nebensache ward auf ihn als auf einen Hausknecht gezählt; kurz, er mußte alles seyn, zu was man ihn im Hause machen wollte. Zwei Jahre hielt er es aus, bis sich endlich eine gewisse Frau Gräfin von B** seiner angenommen, welche ihn nach W** rekomandirte. Nun hatte es von neuem Hitze, bis man nur so viel von meinem Vater herauspreßte, daß er ihm etwas Reisegeld und Equipage mitgab; und es würde wohl alles Andringen vergebens gewesen seyn, wenn es nicht das Mittel gewesen wäre seiner los zu werden, und wenn sich nicht mein Bruder feierlich erklärt hätte, daß er sich alles auf die Rechnung seines mütterlichen Antheils wolle schreiben lassen, und alles empfangene ordentlich quittirt hätte. So zog er hin, und blieb 4 Jahre in W**, wo er sich mit Informiren kümmerlich durchbrachte. Während dieser 4 Jahre erhielt er von meinem Vater außer einem oder zwei Kleidern, und einem Wechsel von 50 fl. eben so viel zur Rückreise, weil eine lange Krankheit meinem Bruder alles aufzehrte. Mein Vater war bei diesem Fall so ungerührt, daß er sich nicht scheute, mir selbst in's Gesicht zu sagen, daß ihm kein Brief freudiger seyn könnte, als welcher ihm den Tod dieser Canaille verkündigte. Das Herz brach mir bei dieser Rede; aber wenn ich nicht selbst ein gleiches Compliment erfahren wollte, so durfte ich's nicht einmal wagen, meinen Schmerz merken zu lassen, viel weniger dagegen zu

reden. Nun kam er wieder zurück. Jetzt sollte er graduiren; aber davon durfte er nicht einmal reden. Er mußte es sich zum Glücke achten, daß er im Hause geduldet wurde; und man würde ihm auch dieses versagt haben, wenn er nicht die kleinen Kinder zu Hause instruiren wollen. Nun dauerte er wieder beinahe ein Jahr aus. Endlich da mein Vater nicht zu bewegen war, entschloß er sich wieder fortzugehen. Er begehrte ein Reisegeld, und erhielt 100 fl. unter der schönen Bedingniß, daß er nimmer in's Haus zu kommen, noch viel weniger etwas von seinem Mütterlichen zu begehren sich unterfangen soll. Er ist fort, und ich weiß jetzt selbst nicht, wo er in der Irre herumzieht. Diese Geschichte trug sich zu, theils da ich noch weltlich war, zum Theil auch in den ersten Jahren meines Klosterlebens. Eben dieses Schicksal hatten meine zwei Schwestern; die älteste mußte schon einige sehr gute Gelegenheiten verlassen, weil mein Vater nicht dazu gebracht werden konnte, sie ehrlich auszusteuern. Nun muß sie alt werden, daß sie beinahe täglich weniger Hoffnung hat, versorgt zu werden. Auf die jüngere wartet eben das Schicksal. Alles dieses mußte nothwendig erzählt werden, weil sie gleichsam die Prämissen sind, aus denen meine unglückliche Wahl als der Schlußsatz nothwendig folgen mußte. Ich sah, daß ich so wenig eine Versorgung zu hoffen hätte, als meine Geschwistern; ich mußte mich also selbst versorgen. Dieß konnte ich nicht anders, als wenn ich mich entschlöße, in's Kloster zu gehen; ich mußte mich dann dazu entschließen, und darum that ich's. Nun war die erste Frage, wo ich die größte Hoffnung hätte, am bäldesten aufgenommen zu werden?

Mein Vater war schon lange in der nächst A** gelegenen Benediktiner Abtei sehr gut bekannt. Er war wohl selbst in diesem Kloster aufgenommen; aber er verließ es wieder nach einer halbjährigen Probe. Zu dem war auch der seelige Abt ein naher Anverwandter zu uns. Ich kam also öfters mit meinem Vater in dieses Kloster; allein ich

war um das Klosterleben so unbekümmert, daß ich niemals den vernünftigen Gedanken hegte, ihre innere Einrichtung kennen zu lernen; ich wußte nicht mehr, als daß sie täglich den gedeckten Tisch im Speisesaal sicher finden, und daß, wenn auch nicht alles niedlich, oder viel genug ist, jeden Geschmack zu befriedigen, und jeden Magen zu stopfen, doch ein jeder seinen Hinterhalt weiß, sich gegen die Filzigkeit der Vorsteher schadlos zu halten; daß nirgends Leute anzutreffen sind, welche ein besseres Aussehen hätten, als die Mönche, und daß sie weiter nichts anderes zu thun hätten, als daß sie zu gewissen Stunden im Chore erscheinen. Dieses alles schien mir nicht so gar übel zu seyn; ich hoffte mir wohl auch mit den andern mitmachen zu können, und versprach mir ein so gutes Aussehen, wie die andern. Nun schritt ich zur Sache, und erschien das erstemal im Kloster als Kandidat. Ich drang ausdrücklich auf das, daß ich gleich nach geendigtem Schuljahre der Rhetorik möchte aufgenommen werden. Man gab sich das Ansehen, als wenn man mein Gesuch aufschieben wollte; aber es war kaum die Schulfeier angegangen, so ließ uns der Herr Abt eigens abholen, wo ich mit meinem Vater und Stiefmutter in's Kloster fuhr. Hier wurde es mir gleichsam gestochen, daß es zur Aufnahme nichts mehr erfordere, als daß ich mich noch einmal erkläre. Ich war vor Freuden außer mir, als ich mich auf einmal meiner Erlösung so nahe sah. Ich that alles, was man mir rieth, und dieß mit der größten Zudringlichkeit; und ich war den 4. oder 5. Tag nach meiner Ankunft aufgenommen, als ich eben das 15. Jahr vollends erreicht hatte. Das übrige wurde mit meinem Vater ausgemacht, der sich verbinden mußte, nicht nur das Kostgeld im Noviziat, welches in einem fremden Kloster gehalten wird, zu bezahlen, sondern auch mich noch zwei Jahre auf seine Kosten studiren zu lassen. Ich eilte sogleich nach Hause, raffte meine Sachen zusammen, und den 6. Tag verließ ich das väterliche Haus, von niemand als meinem Bruder begleitet, wo ich zuvor nach R** ging, die

heil. Firmung zu empfangen, von dort aus ich sogleich dem Kloster zufuhr mich einkleiden zu lassen.

Bevor ich meine Klostergeschichte zu erzählen anfange, so muß ich Sie mit meinem Abte bekannt machen. Sie müssen den Charakter dieses Mannes kennen, weil er nach mir die Hauptrolle in meiner Tragödie spielt. Ich kann darum nicht getadelt werden, weil es mir erlaubt seyn muß, meine Geschichte ganz zu erzählen. Ich werde mich aber hüten, mehr als die nothwendigen Züge zu entwerfen. Sein Aeußerliches ist sehr heilig, seine Gespräche sind meist Bußpredigten, oder alte Geschichten der Heiligen, oder auch weltlicher Personen, welche aber wenigst in einem Klosterhabit gestorben sind. Er scheint voll Liebe und Freundlichkeit gegen Fremde zu seyn, und er wird oft aus lauter Eifer überlästig. Seine äußerliche Pracht könnte nicht schlechter seyn; und er hat dadurch den Ruhm eines demüthigen Mannes sich erworben. Er kennt das Vergnügen nicht, andere glücklich zu machen, und er ist gegen niemand so frostig, als gegen seine untergebenen Religiosen, die er aus besonderer Verbindlichkeit glücklich machen sollte; darum wird er auch von keinem geliebt, einige niederträchtige Schmeichler ausgenommen, welche sich durch erbettelte Klosteroffizien von der Klosterdisciplin loszumachen suchen. Kurz, er ist nichts als ein Ascet, und er wäre fähig, alles das zu thun, was nur immer der falsche Eifer in allen Jahrhunderten angestiftet hat. Was soll ich von seiner Aufklärung sagen? Er nahm mir Gellerts moralische Vorlesungen weg; und alle meine Bitten konnten ihn nicht vermögen, mir sie wieder zurückzustellen. Er hat schon eine große Menge Bücher gekauft, und kauft noch täglich; allein die Bibliothek ist uns so verschlossen, wie der Himmel dem Lutheraner und Heiden. Sie sind nur da, um die Gäste zu unterhalten, eine vortreffliche Unterhaltung, besonders für das Frauenzimmer, einen Saal voll lauter Folianten anzusehen. Nun zu diesem Manne führte mich das Geschick. Den ersten Monat meines Probierjahres hatte ich

so wenig eine Idee von etwas, als ich im Mutterleibe hatte. Die Erlernung von tausend Zeremonien, und heiligen Gebräuchen nahm meinen ganzen Kopf so ein, daß ich alles aus Zeremonie that, und eine lautere Zeremonie ward. Ich wurde endlich nach S** in's Kommunnoviziat geschickt. Ich lasse es der Vernunft zu beurtheilen übrig, wie gemäß es ihr wohl seyn mag, das Probierjahr in einem andern Kloster zu halten, und doch ein Gelübde zu thun, ewig in einem Kloster zu verbleiben, das man niemals, weder ihre Bewohner kennen gelernt hat: denn die Satansbeschwörer dürfen in ihrem Kranze kein so strenges Stillschweigen beobachten, als der Noviz; und er kann kein größeres Verbrechen begehen, als wenn er mit einem andern Geistlichen auch nur ein Wort redet, weil er allzeit Gefahr laufen würde, von ihm angesteckt, und verführt zu werden. Hier wachte ich bald von meinem Taumel auf. Nun wurde ich denkend: ich sah, daß ich ein Möch war, und wußte nicht, warum ich's bin. Ich erwartete immer etwas Neues und Reizendes in dieser Lebensart anzutreffen, aber ich wurde betrogen. Ich fand endlich, daß das Mönchsleben nicht mehr und nicht weniger beträgt, als daß der Mönch täglich 7 oder 8mal im Chore singt, zweimal richtig zum Tische geht, einmal medltirt, und, wenn er sehr gewissenhaft seyn will, eine Stunde einen Asceten liest; und bei allem dem wußte ich erst nicht, warum dieses alles, und warum so, und so geschehen müsse. Am ersten, und meisten unter allem ermüdete mich die ewige Einförmigkeit; wie man heut im Kloster lebt, so hat man vor einem Jahrhundert gelebt, und nach einem Jahrtausend würde man auch noch so leben müssen. Diesen Gedanken konnte ich nicht aushalten, und bei diesem Zeitpunkte war ich das letztemal fröhlich, denn ich gerieth auf den Gedanken, das Kloster wieder zu verlassen.

Hier trat ein fürchterliches Heer von Feinden wider mich auf. Am ersten empörte sich meine Asceß: ich glaubte kein größeres Verbrechen zu begehen, als wenn ich herausging. Ich dünkte mich schon von den Teufeln umgeb

zu seyn, und schon den Platz in der Hölle zu sehen, wo ich ewig braten müßte. Nach diesem stellte ich mir meinen Vater vor, wie er mit einer wohl geladenen Pistole bis vor die Thüre entgegen kömmt; ich mußte also sein Haus fliehen, wenn ich nicht geschwind meinen Platz in der Hölle einnehmen wollte. Aber wohin fliehen? ohne Geld, ohne Freund, ohne Rath, ein Jung von 15 Jahren. Hier ward ich fast todt; ich getraute mir nicht einmal an meine Befreiung mehr zu denken. Einmal überwand ich mich doch, und faßte den Muth, dem Novizmeister mein höchstes Elend zu eröffnen, das nicht in diesem Stande geheilet werden konnte. Nun fragte er nach der Ursache; aber hier ward ich stumm: denn ich konnte nur sagen, daß ich mißvergnügt wäre, aber die Ursache konnte ich nicht erklären. Es war also gleich resolvirt, weil ich keine Ursachen hätte, so konnte ich nicht entlassen werden. Ich sollte es nur länger prüfen; es würde bald anderst um mich werden. Hierauf gab er mir ein Buch, worin ich erschreckliche Geschichten las, welche sich mit den ausgetretenen Novizen begeben hatten. Auf dieses wurde endlich meine ganze Einbildungskraft wild: ich dachte nimmer wie ein Mensch, ich fühlte nimmer wie ein Mensch, kurz ich ward ein Ens ohne Namen. So elend durchlebte ich die Zeit bis zu meiner Profeß; ich sah nun keine Rettung mehr. Mein Vater besuchte mich, ehe ich Profeß that, und machte mir den Antrag, daß ich jetzt noch fortgehen könnte, wenn ich wollte; er wollte mir aber ernstlich gerathen haben, daß ich's nicht thue. Es brach nun der Tag an, den ich als meinen Sterbetag betrachtete. Hier erschien auch mein Vater; er stutzte, wie er mich fast halb todt, und unbeweglich sah; ich hatte vonnöthen, daß man mir Muth zusprach, wie denen, die zum Richtplatz geführt werden. Endlich kam ich auf das Plätzchen hin. Hier sollte ich meine Profession laut absagen; aber ich konnte nicht: die Stimme brach mir bei jedem Worte. Endlich brach ich in ein helles Weinen aus. Man schleppte mich wieder vom Altar, und ich war diesen gan-

zen Tag ohne alle Empfindung, wie im Traume. Ich erwachte wieder; aber weh mir, daß ich wieder erwachte! Hier fühlte ich erst die ganze Last meines Unglückes, und ich wünschte mir nichts als den Tod; er würde mir nicht lange ausgeblieben seyn, wenn mir nicht die philosophischen Studien, welche ich bald darauf anfangen mußte, einige Ruhe verschafft hätten, denn ich vergaß wenigstens, wann ich studirte, daß ich unglücklich wäre. Aber ich hatte lange genug zu thun, bis ich meine irregewordene Phantasie wieder in's Geleise brachte, und mich von jener Zerrüttung wieder erholte, welche meine Standesveränderung, und das Noviziat in meinem Gehirne erregten. Aber eben hier war der Punkt, wo ich zum erstenmal die Gnade meines Prälaten verlor. Mein Vater sollte mich jetzt auf meine Spesen studiren lassen. Hier wollte er von dem alten Vertrag nichts mehr wissen, und er disputirte es dem Prälaten zu seinem größten Verdrusse weg. Ich blieb also im Kloster zu Hause; allein es mußte endlich auch mein Körper dem langen innerlichen Grame unterliegen. Ich mußte eine harte Krankheit ausstehen: es war eine Art auszehrenden Fiebers. Ich genas in etwas wieder, worauf ich, um eine Luftveränderung zu machen, nach Kloster R** verschickt wurde, wo ich zugleich dieß Jahr die Theologie und einiges von der Mathes studiren sollte. Aber dieß Jahr war mehr ein Noviziat als ein Studirjahr; ich konnte fast gar nichts in der Mathes lernen, weil es mir an einem tüchtigen Professor gemangelt hat. Ich war so unversichtig, mich deßwegen gegen einen und den andern zu beklagen, und dieß war die ganze Ursache, daß man meiner zu R** sollte müde geworden seyn. Nach vollendetem Schuljahre wurde ich in's Kloster wieder zurückgebracht. Hier sah ich alles verändert: ich sah nichts als Mißtrauen gegen mich, man machte keine Anstalt mehr, mich ferner studiren zu lassen; mich überfielen neue Krankheiten; eine völlige Brustschwäche machte mich zum Chordienste untauglich; es war leicht zu vermuthen, daß meine jugendlichen Kräfte

einer Anstrengung unterliegen mußten, welcher nur grobe Bierstimmen gewachsen sind. Nun ward ich auf einmal unerträglich: alles schimpfte auf mich, und man ließ mich wie einen Hund liegen; und sobald ich nicht liegen mußte, so zwang man mich, mich wieder anzustrengen, bis ich auf ein neues liegerhaft wurde. Ich brachte oft bis Abends keine Speise in meinen Magen, und ich war von allen so verlassen, daß ich meistentheils beim Fenster warten mußte, bis ich jemand bewog, daß er mir das Nöthige brachte. Die beständige Einsamkeit, und die Verlassung, in der ich mich befand, legten den Keim zu einer neuen Krankheit, welche mich vielleicht nimmer verlassen wird. Ich empfand heftige Anfälle der Hypochondrie, und dieß in einem Alter von 18 Jahren, und bald wurden sie anhaltend. Nun war mein Unglück auf's Höchste gestiegen: auf keiner Seite eine Hülfe, kein Mittel, keine Aussicht, auf allen Seiten verfolgt, geflohen, verlassen. In diesem Zustande brachte ich beinahe zwei Jahre zu, als ich den Antrag annahm, daß ich päbstliche Dispensation begehren sollte: denn man flüsterte mir dieß längst in's Ohr, und man wollte mich bereden, daß ich dazu schlechterdings verbunden wäre, weil ich durchaus unbrauchbar bin. Als mein Vater dieß erfuhr, schrieb er mir einen Brief, worin er mir verbot, mich jemals mehr vor seinen Augen sehen zu lassen, ihm weder zu schreiben, noch ihn mehr Vater zu nennen. Hier fiel mir fast aller Muth, und um mich wieder aufzurichten, versprach mir der Prälat, daß er mich in Ansehung der Studien, die mir noch übrig waren, unterstützen wolle, doch mit der Versicherung einer Wiedererstattung. Mit diesem war ich zufrieden, und that alles, was man mir sagte. Vor meinem Vater durfte ich mich nicht blicken lassen; es blieben mir also nur meine Anverwandte übrig, deren ich einige in M*** hatte. Ich entschloß mich also dahin abzugehen. Ich eröffnete mein Vorhaben dem Abte; aber hier hätten Sie einen Beweis seiner Sanftmuth und Gelassenheit sehen können. Was ich mich unterstünde, an so etwas zu denken,

er würde es in Ewigkeit nicht zugeben, er könnte mich in Ewigkeit an einen so verderbten Ort nicht ziehen, noch weniger von dannen lassen. Mit diesem Bescheide mußte ich mich zufrieden geben, als mir der Prälat den Antrag machen ließ: er wolle mich aus Gnade in ein anderes Kloster verschicken. Und ich mußte mich damit befriedigen lassen, und ich war auch zufrieden, in der Hoffnung, ich würde vielleicht in der Fremde empfindsame Menschen antreffen, die mich retten könnten, und wollten. Denn als ich einmal das Klostersystem vollends kennen, und nun immer reifer, und selbst denken lernte, so habe ich's in meinem Herzen unabänderlich festgesetzt, auf eine vollkommene Dispensation zu dringen.

Nun hatte ich wieder ein halbes Jahr umsonst gearbeitet, und gelitten. Von allen verachtet, verlassen, einsam wie ein Gefangener schmachtete ich des Lebens überdrüssig, und müde des Leidens. Man hatte mir den kleinen Vorrath von Büchern, und alle meine Schriften, und Briefe, welche ihnen für ihre Absichten taugten, während meiner Abwesenheit geraubt. Ich fand meine Zelle so leer, wie eine Kirche. Der Prälat ließ mir aus besonderer Gnade außer meinem Brevir nur diese Bücher zu: die Theologie des P. Schrams, das Jus canonicum des P. Engels, die Katechetik des P. Bouget, und ein Werk des Kabassut. Mit diesem Unterhalte mußte ich mich den ganzen langen Tag beschäftigen. Ja der Prälat verbot allen Geistlichen, mir ein Buch zu lehnen; und man befolgte diesen Befehl so gewissenhaft, daß mir einer einen Theil von P. Gazanigas Theologie wieder aus den Händen riß, den er mir vor einer halben Stunde gab, wo er von diesem Befehle noch nichts wußte. Endlich erinnerte ich mich, daß ein guter Freund, den Young von mir zum lesen habe. Ich begehrte ihn also wieder zurück; und dieß Buch war nun mein einziger Trost in meinem Leiden. Aber meine Befreiung? Hier sah alles düster aus: ein einziger Weg stund mir dazu noch offen, und ich entschloß mich, ihn einzuschla-

gen. Ich ersuchte den P. Präses Congregationis meine Supplik nach Rom zu schicken. Er that es, und begleitete sie mit einer Beilage, von der ich bald reden werde. Die Sache wurde an einen gewissen Bischoff in Rom adressirt. Nach drei Monaten kam ein Brief von ihm, daß er sich der so gehässigen Sache nicht annehmen wolle. Ich faßte mich bei diesem Streiche mehr, als ich glauben konnte: ich ließ beinahe alle Gedanken fahren, die Sache durchzusetzen, weil ich der Meinung war, die Supplik wäre nicht einmal angenommen worden. Da ich aber vernahm, daß sie noch in Rom lag, und da ich die Begegnungen meines Prälaten nimmer ertragen konnte; so schrieb ich wieder an den Präses, daß er die Schrift an den Pabst möchte gelangen lassen, wie es nur immer möglich wäre: und ich bekam die Versicherung, daß es geschehen sey.

Nun harrte ich fünf ganze Monate, und ich hörte keine Silbe von meinen Sachen, da sie doch längstens in drei Monaten hätten zurück kommen können. Endlich schrieb ich selbst an den Präses, und bat ihn um alles, was ihm theuer ist, er möchte sich doch meiner annehmen: ich könnte unmöglich länger mehr ausharren: ich müßte gewiß der Verzweiflung noch unterliegen, und mein Leben sei beinahe in Gefahr. Diesem Schreiben ließ ich nach einem Monate ein anders folgen, das noch rührender war. Endlich erhielt ich einen Brief von ihm; hier ist er en abregé: „Er habe die Sache nicht allein eingeben lassen, sondern „selbst eigens durch eine Schrift beim Pabste angehalten „um die Erlaubniß, daß man mich als ein faules Glied „hinausstoßen dürfe; und mein Prälat habe das nämliche „begehret. Die Sache könne ohne einigen Aufwand nicht „betrieben werden; aber dazu sey er nicht geneigt. Wollte „ich aber bis dahin nicht warten, und unterdessen verzweifeln, so würde er zwar mit allen gottliebenden Seelen „meine unsterbliche Seele beweinen, übrigens aber Gott „danken, daß er die Welt von einer solchen Plage befreiet „hat.“ Erschrecklich! o Gott, erschrecklich! Wie? der darf

sich rühmen Gott zu lieben, der seinen Bruder mit kaltem Blute zu Grunde gehen sieht? der Gott dafür danket? Dieß könnte nur der Teufel für seine Beute thun; und dieser Dank würde Gott noch beleidigen. Ich werde als ein faules Glied angesehen, und man will mich herausstoßen — warum? weil ich selbst herausbegehrt habe. So sind denn meine Ursachen auszutreten, auch Ursachen für sie mich herauszuthun? Oder habe ich andere Verbrechen? wer kann mich nur eines einzigen beschuldigen? Ich habe Fehler an mir, und mehr als ein anderer Mensch; man hat sie hier, und wo ich nur war, fleißig gesammelt, in das abscheulichste Licht gesetzt, und man hat kein Gewissen mich deßwegen als einen Bösewicht auszuschreien. Das kleinste Versehen, eine Rede, welche die Probe ihrer Bluttheologie nicht genau aushält, wächst zu einer Frevelthat. Ich lasse hier, in R*** und O*** alle Rechtschaffene auftreten: sie müssen meiner Unschuld das Wort reden. Sie werden zwar Fehler an mir entdeckt haben, ich war aber allzeit bereit, sie um ihre Geduld zu bitten; aber sie müssen mir das Zeugniß geben, daß meine Aufführung immer rechtschaffen war. Hätte ich's in der Natur, eine Maschine zu machen, welche sich nach den Regeln, und dem Hauche des Monachismus, und seiner Trabanten bewegt, ich würde bald heilig seyn; aber so bin ich zu böse, (zu aufgeklärt, und zu freigeisterisch, wie sich ihre Liebe auszudrücken beliebet) daß sie mir ihre heilige Gesellschaft versagen müssen.

Aus diesem allem konnte ich nichts anders schließen, als daß der Herr Präses, dem ich doch jederzeit mehr Menschengefühl und Gottesfurcht zutraute, mit meinem Abte in eine Pfeife blies, und andere, die mir noch ein Plätzchen in ihren Herzen weihen, betrachteten diese Sprünge nur als eine abgedroschene Sache, wo alles nur dahin abzielet, in mir die unglückliche Geschichte so mancher Elenden zu erneuern. Seit 6 Monaten, wo meine Supplik in Rom nach ihrem Ausgeben war, keine Antwort zu erhalten, das heißt zu ungeschickt hinters Licht führen; es kann Niemand so klug

seyn, das Räthsel aufzulösen, das sich in der Begegnung gegen mich befindet. Man legt mir alle Hindernisse, die nur möglich sind, in den Weg, um meines Elendes los zu werden; und auf der andern Seite ergreift man alle Gelegenheit dasselbe täglich zu vergrößern. Die eigensinnigste Laune einer Betschwester könnte nicht scharfsichtiger fremde Handlungen beschnarchen, als man bei dem geringsten Anlaß alles an mir tadelt, verwirft und straft, das doch bei keinem andern geschieht. Es ist nicht genug, wenn sie mich zum Freidenker machen, ich muß noch oben darauf ein Freimaurer seyn, und ich weiß doch nicht einmal, was ein Freimaurer ist. Ich kann nicht mehr recht reden, nicht mehr recht singen, und nicht einmal mehr lesen. Damit ich meinem Kummer auf eine Minute entgehen könnte, so ist mir aller Umgang mit den andern unter der Strafe der Entziehung der gewöhnlichen Nahrung verboten, zwei einzige ausgenommen, die aber nur bestellt sind, meine Reden wieder zu hinterbringen; und damit man gar nichts vergißt, so ist's an dem, daß ich hinfür der Letzte im Kloster werde seyn müssen.

Gütiger Gott! deine Hand ist zu küssen, auch wenn sie schlägt, und du machst die Wunden wieder heil, wenigstens durch die Hoffnung einer Erlösung; aber auch dieser Trost ist nicht für mich: keine menschliche Seele will sich meiner erbarmen, will sich meiner annehmen, nur einige leiden noch mit mir, unfähig mir zu helfen. Mein Vater lebt nur zwei Stunden von mir, ohne daß er denkt, daß er einen elenden Sohn habe: selbst der Klosterbote ärgerte sich, daß in einer Zeit von anderhalb Jahren in unserm Hause nicht einmal eine Nachfrage nach mir geschehen ist, vielweniger durfte ich's wagen, selbst an meinen Vater zu schreiben. Was that ich also? Nachdem ich hin und her sann; erinnerte ich mich, daß ein gewisser Herr von B*** ein sehr guter Bekannter von meinem Vater allzeit war; ich wandte mich also an ihn, und ersuchte ihn auf eine Art, die ihn bewegen mußte, und auch bewog, daß er

einen Mittler für mich bei meinem Vater machen wollte. Ich machte alle Vorstellungen, die sich meine kranke Seele denken konnte, die er meinem Vater vorlegen sollte, um ihn zu bewegen, daß er mir nur in so weit helfen möchte, zum Weltpriesterstand übergehen zu dürfen: ich will sonst nichts von ihm, nicht einen Kreuzer verlangen; ich will mich eher zu Tode arbeiten, als ihm durch meinen Unterhalt beschwerlich fallen; ja ich will nicht einmal sein Haus betreten, ich will mich nicht in A** blicken lassen — kurz ich wandte alles an, seine Vaterliebe wieder rege zu machen. Der Herr von B*** ließ den Brief meinen Vater lesen, und beide kamen, und zwar mein Vater in Geschäften des Klosters, in 8 Tagen, als gestern den 1. Mai nach E**. Ich durfte es nicht wagen, ungerufen vor meinem Vater zu erscheinen. Denn die Welt muß noch wenig solche scheusliche Auftritte gesehen haben, als ich vor anderthalb Jahren mit ihm hier hatte, da ich eben von R** zurück kam; er wollte mich durchaus nicht vor's Gesicht lassen. Doch mein Abt ließ mich demungeachtet berufen, ob er schon alles Unheil, das daraus entstehen mußte, gewiß vorhersah. Als ich in's Zimmer trat, wo noch mehrere Fremde, und einige Bediente anwesend waren, da mich mein Vater nur erblickte, eilte er mit dem größten Ungestüm zur Thüre hinaus. Ich ward wie steinern, aber ich besann mich nicht lange, und eilte ihm sogleich nach, seine Knie zu umfassen, und ihn zu besänftigen. Ich traf ihn in einem andern Zimmer an; aber sobald ich bei der einen Thüre hineintrat, eilte er zur andern wieder hinaus. Ich folgte ihm auf dem Fuße in das erste Zimmer nach. Hier konnte er nimmer hinaus: hier wollte ich reden; aber er ließ mich kein Wort anbringen; er würdigte mich keines Anblickes; mit zugewandtem Rücken donnerte er auf mich alle Flüche und Verwünschungen, welche auch in fremden Ohren fürchterlich tönen mußten. Schmerz und Schande banden mir die Zunge, daß ich nichts vor-

bringen konnte, als daß ich unglücklich, und zweimal elend bin, an ihm das Werkzeug meines Unglückes erfahren zu müssen, da ich ihn doch jederzeit als das Werkzeug meines Glückes betrachtete; und mit diesen Worten verließ ich das Zimmer. — Um diese Scene nicht zweimal zu spielen, blieb ich in meiner Zelle, bis der Herr von B*** mich Abends ganz allein besuchte. Nach einigen Complimenten, und Versicherungen des wärmsten Antheils an meinem Geschicke, lernte ich gar bald den Vogel aus dem Gesange kennen. Weil ich entschlossen wäre, Weltpriester zu werden, so würde dieses am besten erreicht werden können, wenn ich ein Klosterpriester würde, und erst dann heraus begehrte. Ich sagte: ich würde dabei nichts gewinnen: ich würde auch in diesem Falle allezeit eine Dispensation, und um diese zu erhalten, einen Titulum mensae vonnöthen haben; vielmehr würde es jetzt weniger brauchen, als wenn ich's noch länger anstehen lassen wollte. Ueberdies könnte ich mir gar keine Hoffnung machen, daß mir mein Prälat die Ordines werde geben lassen, das er bisher immer verweigert hat, wiewohl sogar Fremde und Einheimische ihn darum angegangen haben. Er redete mir weiter von Professuren, Klosteroffizien, wenn ich im Kloster bleiben wollte; und wollte ich alsdann fortgehen, so erblickte er in mir schon einen vornehmen Pfarrer, oder geistlichen Rath, einen Kanonikum, einen Hofkaplan: nur müßte ich jetzt einige Jahre noch einen Politikum machen (so drückte er sich aus) und mich nur hübsch stellen, als wenn mir voller Ernst wäre. Meine Antwort war: außerdem, daß nichts mehr meinem Charakter zuwider ist, als die Verstellung, so würde ein solches Beginnen, wenn ich es auch ergreifen wollte, gegen mein bisheriges Betragen zu sehr abstechen. Ich kann nicht anders reden, und anders denken; und da ich in meinen Gesinnungen weder Vorurtheil noch Unrichtigkeit bemerken kann, so würde ich zum Verräther der Wahrheit werden, wenn ich's fähig wäre, dieselbe einer Menschenfurcht aufzuopfern.

Auf dieses verließen wir uns einander, und bald darauf wurde ich zu meinem Vater berufen. Ich erschien, und bewillkommte ihn auf eine Art, als es mir nur die kindliche Liebe eingeben konnte. Allein der Empfang war sehr frostig, und das erste Gegencompliment war gerichtet, mich vor den Anwesenden zu Schanden zu machen; und ich mußte wohl zufrieden seyn, daß es doch so gut ablief. Uebrigens konnte ich diesen ganzen Abend weder einen Blick, weder ein Wort mehr von meinem Vater erhaschen, und so gingen wir ganz in Frieden zu Bette. Den andern Tag, nachdem ich mit mir selbst zuvor Rath gehalten, war mein erster Gang zu meinem Abte. Ich wollte ihn erforschen, ob er denn wirklich gesinnt wäre, mich besser zu halten, und weihen zu lassen; aber daran war niemals ein Gedanke bei ihm gewesen: er läßt sich von seinem System nicht abbringen, ich wollte darum nicht lange Zeit, und Worte verlieren. Ich konnte den ganzen Vormittag kein Wort mit meinem Vater reden. Nach dem Mittagessen gab ich dem Herrn von B*** zu verstehen, daß er sich wohl sehr geirret hätte, wenn er auf Discretion meines Abtes gezählt hätte. — Als beide schon zur Rückreise fertig waren, nahm der Herr von B*** meinen Abt bei Seite, und mein Vater trat auch dazu, sich wegen meiner zu besprechen. Weil ich nebst noch vielen andern in dem nämlichen Zimmer zugegen war, so konnte ich vieles vernehmen. Der Abt behauptete, daß ich im Kloster nicht könne ad Ordines promovirt werden, außer sie wären versichert, daß ich niemals herausgehen wolle. Da sie nun dieses keineswegs seyn können, so könnte auch meinem Begehren nicht willfahret werden. Das einzige Mittel wäre also Dispensation zum Weltpriesterstande zu erhalten, weil keine Hoffnung ist, eine Dispensation zur völligen Sekularisirung zu bewirken. Von diesem nun wollte mein Vater nichts hören, und beide machten schon Miene, Abschied zu nehmen. Als ich dieses sah, nahm ich mir die Freiheit, und trat

ſelbſt zu ihnen. Der Abt wollte mich durchaus nicht gedulden, aber ich fing ſo zu reden an: „Liebſter Vater! ich kann glauben, daß Sie mir zu Liebe dieſe Reiſe unternahmen, ich erwarte ihre Entſchließung; denn mein Unglück würde ohne Ihre Hülfe ganz ohne Rettung ſeyn.“ Hier durfte ich nimmer weiter reden, alle drei fielen über mich, mein Vater brauſte auf, wie das Meer von ſtürmenden Winden aufbrauſet: es ſei unerhört, daß ein Menſch nach 8 Jahren erſt aus dem Kloſter will: ich würde wohl nach den 8 Monaten fortgegangen ſeyn, wenn es bei mir geſtanden wäre. Ich müſſe nothwendig ein Böſewicht ſeyn, weil es mir im Kloſter nicht gefallen wollte. Kurz, er wolle von mir nichts mehr wiſſen, und hören; und er werde auch nicht zu zwingen ſeyn mich wieder zu füttern, da er doch glaubte, ich wäre verſorgt. Hier gab er ſich nun ganz blos. Alle Bedenken, welche ich in dem Briefe an den Herrn von B*** gehoben habe, brachte er auf die Bahn, und ich konnte ſehen, daß er ihn unempfindlich geleſen habe, welches ich niemals hätte glauben können.

Wenn ich als Mönchspriester herausgehen wollte, ſo würde ers geſchehen laſſen, weil ich denn ſogleich anſtehen könnte Dienſte zu machen. Jetzt aber, weil ich noch einiger Hülfe bedürfe, iſt mein Beginnen teufliſch, und ohne Beiſpiele. Mit dieſem Beſcheide ſetzten ſie ſich in den Wagen, und verließen mich ohne Troſt, ohne Hülfe, ohne Rettung. Ohne Rettung? ja ich bin verloren, ich habe bisher alle gewöhnlichen Wege durchgelaufen, und ich konnte keine andere Wirkung meiner Bemühungen als eine tödtende Abmattung aller meiner Kräfte empfinden. Nun bleibt mir nichts als eine fremde Hülfe noch übrig; aber bei wem finde ich ſie? ich habe nichts für mich, als daß ich ein Menſch, und höchſt elend bin. Wen werden dieſe Rückſichten bewegen, ſich meiner anzunehmen? Verzweiflungsvoll ſaß ich heute auf meinem Zimmer, und dachte von nichts als Gift und Dolch. Ich würde unterlegen haben, wenn

sich nicht noch ein tröstender Gedanke in meine Seele, wie ein erfrischender Thau gesenkt hätte.

Ich bin das Opfer der Hartherzigkeit, und eines schändlichen Geizes, der sich aber unter dem Schleier des Eifers für die Religion, und Heiligkeit der Ordensstände verhüllet. Wenn die Ordensstände Gesellschaften von Engeln wären, so könnten auch dann noch Ursachen seyn, diese Gesellschaften zu verlassen, wenn sie es für einzelne Individuen nicht wären. Ich habe bei Gott keine bösen, oder niederträchtigen Absichten; mein Gesuch hat allein seinen Grund in dem Triebe der Selbsterhaltung. Wirklich fängt selbst mein Körper an unter der Last zu sinken. Meine Hypochondrie, welche durch eine solche Reihe von empfindlichen Schlägen täglich wächst, wie sie daraus entsprungen ist, läßt mich täglich den Wermuth der Krankheit fühlen. Ich werde nicht lange mehr im Stande seyn, den Chor, und die übrigen sehr abmattenden Verrichtungen zu versehen, und wenn ich auch liegerhaft werde, dann wird ein kranker Hund noch ein besseres Schicksal haben. Würde nicht vielleicht in M** ein wohlthätiger Winkel für mich anzutreffen seyn, wo ich indessen von meinem langen Elende ausruhen, und zu mir selbst kommen könnte, ich würde mit schwarzem Brode, und kaltem Wasser mich begnügen?

Wer ins Kloster geht, muß bedenken, daß er den Weltmenschen auszieht; er muß denken, daß er keinen eigenen Willen, sondern nur den Willen der Vorgesetzten habe: er muß denken, daß höchste Selbstverläugnung, um in den heiligen Mauern glücklich zu seyn, nothwendig ist. Wer dieses nicht kann, der bleibe in der großen Welt, denn die kleine ist oft nicht viel von der großen unterschieden.

Verheurathet euere Töchter nicht, wenn ihr sie nicht wahrhaft versorgen könnet; denn wie traurig ist nicht das Loos der Armuth? — Gute Mädchen! möchte doch dieses Beispiel euch behutsam machen, wenn ihr einen Mann zu wählen habt!

Blos meinem äußersten Elende, und ihrem Herzen haben Sie die Schuld zu geben, daß ich es wage an Sie zu schreiben, denn ich glaube, ihrem Herzen werde auch entferntes Unglück nahe gehen.

Ich bin in einer so schrecklichen Lage, welche fast nicht zu beschreiben ist. Mutter von acht Kindern zu seyn, welchen ich kaum im Stande bin, trocknes Brod genug für den Hunger zu geben — Sie können sich's leicht vorstellen, wie schwer mir das fallen muß, und doch wollte ich's gerne ertragen, wenn ich nicht über dieses alles immer in der größten Angst seyn müßte, stündlich von meinen Schuldnern überlaufen zu seyn. — Sobald ich von meinem kummervollen Schlaf erwache, so ist der erste Gedanke: o wo hab ich heute für meine arme Kinder was zu essen! der zweite: wie werde ich meine Schuldner genug bitten können, mir nur so viel zu lassen, um mit meinen armen Kindern eine warme Suppe essen zu können? An Kleidung darf ich schon gar nicht denken, ob ich wohl nur bis auf ein leinenes Kleidchen, welches mich auch im Winter bedecken muß, ausgezogen bin. Doch ich überlade Sie mit Klagen, und Sie wissen den Ursprung all meines Elendes nicht, warum ich in der Hauptstadt meines Vaterlandes, wo ich nun gänzlich 26jähriges Elend ausstehe, so wenig Hülfe finde; Ich muß also, um es Ihnen ganz zu erklären, die Sache sehr weit herholen. Es wird zwar etwas lange dauern, doch als Menschenfreund werden Sie auch mit einer Unglücklichen Mitleid haben.

Ich bin auf dem Lande geboren und erzogen worden. Mein Vater war Beamter in fürstlichen Diensten: wir hatten so viel, daß wir ehrlich leben konnten; doch glaubten die Leute immer, wir hätten sehr große Mittel. Das war also vielleicht Ursache, warum ich in meinem 20sten Jahre von zwei Männer die Wahl hatte. Mein Schicksal wollte, daß ich einen nehmen mußte. Meine und meiner Eltern Wahl traf einen Sohn von dem geheimen Rath v. A**. Sie werden ihn ohne Zweifel dem Namen nach gekannt haben. Wir stellten uns alle goldene Berge vor; großer Gott! und jetzt erliege ich fast unter meiner Last, und mein und meiner Eltern Ehrgeiz wurde schrecklich bestraft. Damals, als ich meinen Mann heurathete, war mein seliger Schwiegervater Rentmeister, und mein Mann auch auf derselbigen Stelle. Die Besoldung war freilich wenig, weil aber mein Schwiegervater die völlige Gnade des Fürsten hatte, und uns versprach, in kurzer Zeit mehrere Besoldung zuwegen zu bringen, so willigten meine Eltern in die Heurath ein. In der schönsten Hoffnung verfloß also ein Jahr. Mein Vater, welcher dasselbe Jahr noch starb, bat auf seinem Todbette mit gefalteten Händen meinen Schwiegervater noch, uns nicht zu verlassen; ja sein letztes Wort war noch zu mir: armes Kind! ich fürchte, du bist unglücklich, und wirst noch in das größte Elend kommen. O die Worte der Eltern treffen nur zu gut ein, das habe ich leider selbst empfunden. Es vergingen 8 Jahre, ehe wir nur um einen Heller mehr Besoldung bekamen. Das Wenige, was ich hatte, mußte ich hergeben, ja sogar vor meiner Hochzeit mußte ich 160 Gulden Schulden bezahlen, so mein Mann mit seiner ersten Frau gemacht hatte; das übrige mußte ich nach und nach (wollte ich anders ein gutes Wort von meinem Mann haben) auch hergeben. Endlich nach 17 Jahren wurde mein Mann Hofkammerrath, und wir bekamen die so lang gewünschte ganze Besoldung. So lange ich noch etwas hatte, hatte ich auch Freunde. Jetzt bin ich aber von allen verlassen, ja sogar verachtet;

man scheuet mein Haus, als wäre es von der Pest angesteckt. Wenn ich auf alles denke, so möchte ich oft blutige Thränen weinen. O werden Sie mein Freund! Sie sind ja ohnehin ein so warmer, thätiger Freund der Unglücklichen; so kann ich doch sagen, daß ich auf Gottes Erdboden einen Menschen gefunden habe, der Mitleid mit mir Armen hat. — Vergeben Sie den Ausbruch meines Schmerzens, welcher mich jetzt gehindert hat, in meiner Erzählung fortzufahren. Ich hatte also nichts mehr; die Kinder wurden groß, mithin auch die Noth: das harte Betragen von meinem Manne nahm auch immer zu, und jetzt ist es auf das Höchste gestiegen; er möchte immer gern groß seyn, mithin müssen, so zu sagen, wir allein leiden. Er gibt des Tags einen Gulden her, und von diesem muß alles geschafft werden, von diesem soll ich das ganze Hauswesen bestreiten, für 12 Personen zu essen hergeben, Holz, Licht, Wäsche, alles in Allem soll und muß von diesem Gulden angeschafft werden. Es war niemals möglich mit dem, was ich in das Hauswesen hatte, auszukommen. Ich war also immer gezwungen, ohne sein Wissen, sogar alle meine Kleider zu versetzen, oder zu borgen. Jetzt habe ich nichts mehr, als ein kummervolles Herz. — Ich weiß zwar wohl, daß es einem Weibe nicht zur Ehre gereicht, die Fehler ihres Mannes aufzudecken; doch ich bin gezwungen, es bei Ihnen zu thun, weil eben dieses Schweigen hier mein größtes Unglück ist, weil immer der Schein sonst wider mich ist: also muß ich es wagen, Ihnen alle seine Fehler zu entdecken. Im Grunde hat er zwar ein gutes Herz, doch wenn er sollte in etwas einen Abgang haben, ehe müßten ich und die Kinder alle zu Grunde gehen, bevor er nicht vor den Leuten groß thun könnte. Das macht's also, daß man mir meine Noth nicht glaubt; kommt ein Schuldner von mir zu ihm, oder erfährt er, daß ich etwas versetzt habe, so heißt's, ich bin ein liederliches Weib, und könnte mit dem, was er mir gibt, schon bestehen, er bezahle keinen Heller. Dieses ist auch eine Ursache, warum mich die Leute gar so

plagen, und gar keine Geduld mehr mit mir haben. Zum letztverflossenen neuen Jahre gab uns der Landesherr mehrmals 100 fl. Zulage, so daß wir jetzt jährlich 500 fl. haben. Seit diesem habe ich erst alle Tage einen Gulden, früher hatte ich nur 40 kr., und bei diesen soll ich keine Schulden machen: jetzt zwar borgt mir so kein Mensch einen Bissen Brod, und wann gleich ich und die Kinder verhungern müßten, so muß ich doch immer alle Monate das halbe fast hergeben, von dem, was ich habe, um meine ungestümsten Schuldner nur einigermaßen zu befriedigen; auch muß ich zwei Mägde halten, weil er immer eine zu seiner Bedienung braucht, obwohl meine zwei größten Mädchen groß genug wären, alles thun zu können, was er braucht, und es ihnen gewiß auch nicht an Willen fehlt, doch darf ich nichts sagen, und nützt keine vernünftige Vorstellung etwas. Zu allem Ueberfluß muß ich auch immer die üble Nachrede von den Leuten anhören, daß ich selbst zwei Mädchen habe, und doch wieder zwei Dienstmägde halte. Ich muß Ihnen doch auch eine Beschreibung von meinen Kindern machen.

Die älteste Tochter ist 21 Jahre alt, diese ist die einzige, welche ich recht brauchen kann. Das zweite ist ein Sohn von 19 Jahren, welcher zum kaiserl. Militär gehen will. Er wäre auch in Wien angenommen worden, weil er im Zeichnen (auf welches er sich jetzt verlegt) ganz geschickt ist, jedoch verlangen sie monatlich 7 Gulden Zulage, und dieses kann man ihm ja unmöglich geben; mithin kann er auch nicht vom Hause wegkommen, so gern er auch wollte, bis ihm Gott nicht eine andere Unterstützung schickt. Hernach kommt ein Mädchen mit 17, und ein Sohn mit 15 Jahren, welcher in die sechste Schule kommt; die vier letzten sind alle Mädchen mit 10, die andere mit 8, die dritte mit 6 und die letzte mit 5 Jahren. Diese gehen zu den Ursulinerinnen in die Schule. Jetzt denken Sie sich in meine Lage, alle diese Armen um mich her zu sehen; jedes wollte gerne vom Hause weg, und alle — alle müssen mir

mein Elend tragen helfen, ohne daß es hätte dadurch eins dem andern tragen helfen können. Die Mädchen will auch Niemand hier haben, weil sie nicht alles erforderliche können. Zum lernen lassen fehlts an Mitteln. Was ich sie selbst hab lehren können, habe ich gethan: allein das ist lange nicht hinlänglich; und nun weiß ich mir gar nicht mehr zu helfen. So lange mein sel. Schwiegervater noch lebte, bezahlte er doch den Hauszins für uns, jetzt hat das auch ein Ende. Nach seinem Tode hofften wir uns ein wenig durch die Erbschaft aufzuhelfen, aber leider Gott! keinen Heller, alles ist hin; es müssen sogar sehr viele Schuldner verlieren.

Ich wendete mich vor einiger Zeit, auch ohne Wissen meines Mannes, an Herrn N. N., und bat ihn um Hülfe; derselbe versprach mir auch gleich anfangs; alle Monate einen Gulden Beihülfe zu geben. Doch ich weiß nicht, hat ihn vielleicht auch der Schein geblendet, oder warum. Er zog, ohne mir eine Ursache wissen zu lassen, sein Wort wieder zurück. Meine Mutter und Schwester, welche ich noch habe, können mir auch nicht helfen, weil sie selbst durch uns um das Ihrige gekommen sind, so zwar, daß sie selbst nicht mehr im Stande sind, ihren Hauszins zu bestreiten, und aus eben der Ursache bei uns wohnen, welches auch die Veranlassung ist, warum wir eine so große Wohnung haben müssen, welches uns auch sehr viele Feinde macht, weil sie glauben, es geschehe aus Uebermuth und nicht aus Nothwendigkeit. Vergangenes Jahr zahlte der Landesherr den Hauszins für uns alle; wie es inskünftig gehen wird, das wird Gott wissen. — Ich bin also in halber Verzweiflung, gezwungen das letzte Mittel zu ergreifen, und in andern Ländern die Hülfe zu suchen, die mir mein Vaterland versagt. —

Lassen Sie mich Ihnen alle meine Wünsche entdecken, sie sind groß — für mich recht sehr groß: doch wie viele Menschen wären im Stande, ohne sich dadurch einen Schaden zuzuziehen, sie zu erfüllen, und mich und meine Kinder aus dem äußersten Elende zu reißen. Sie bestehen in

dem, daß meine Schulden, welche sich nach genauer Zusammenrechnung auf 100 und 10, bis 12 Gulden belaufen, bezahlt würden; und wie mancher Reicher würde diese 100 Gulden nicht empfinden, ob er sie hätte, oder nicht. Wie gerne wollte ich dann mit dem Wenigen, was ich habe, zufrieden seyn, wenn ich schon, wie jetzt, nur eine Suppe zu essen hätte: denn mehr dürften wir doch nicht haben, wenn ich nicht wieder neue Schulden machen wollte, und dafür bewahre mich Gott. Eher wollten ich und meine Kinder den größten Hunger leiden, ehe ich das noch einmal thun würde. Sie müssen wissen, daß mein Mann zwar mit uns an einem Tische ißt, aber ganz besonders; er hat zwar auch keine gute Kost, aber doch eine ehrliche; ich und die Kinder aber essen nichts als alle Tage zweimal eine Suppe, und bei der würde es auch bleiben, wenn ich nur von der grausamen Angst der Schuldner befreit wäre. Das Herz schlägt mir und meinen Kindern, sobald wir nur eine Thüre hören: denn sobald Jemand zu meinem Mann kommt, der an mich etwas zu fordern hat, so bin ich den übelsten Begegnungen ausgesetzt. Wäre ich aber Schulden frei, und dürfte von den 30 Gulden, so ich habe, nichts weggeben, so könnten ich und meine Kinder doch leben, und ich wäre von aller Sorge, von aller Angst befreit, da ich hingegen jetzt schon gar oft vom Hause bei der Nacht weggehen wollte. Doch dauern mich immer meine armen kleine Kinder noch; auch weiß ich, daß ich den ersten Tag werde betteln gehen müssen: doch wenn mein Unglück gar kein Ende nimmt, so muß ich's thun, denn in die Länge ist's so nicht mehr auszuhalten. Gott wird sich dann doch wohl über mich und meine armen Kinder erbarmen.

Auch der tapferste Mann, der für's Vaterland focht, der keine feindliche Kanone fürchtete, zittert vor dem Anblicke des Elendes. — O ich bitte euch, wackere Männer! heurathet nicht, wenn ihr nur von eurem Solde leben müsset. Er ist wenig, und die Tage des Kummers sind schwer. Glaubt mir, es ist leichter, wenn eine Wunde im Felde blutet, als wenn unser Herz beim Anblick einer unglücklichen Gattin, und brodloser Kinder bluten muß. — O Fürsten! laßt doch die Kinder des Mannes nicht verhungern, der für euch sein Leben wagte.

In dem ehrfurchtvollsten Zutrauen, und mit zitternder Hand von Schwermuth niedergebeugt, und allen nur erdenklich anspannenden Kräften wage ich's daher meinen namenlosen Kummer, mein ganzes Schicksal und künftiges Verhängniß Ihnen zu klagen.

Von Ihnen hängt mein zu hoffendes Wohl ab, ich vertraue ganz auf ihre Güte, und eben diese flößet mir Muth genug ein, zu glauben, Sie werden mich aus meiner elenden Lage zu retten suchen, da mein herbes Schicksal von derjenigen Art ist, welche gleichsam in dem Lebensfaden mit einverwebet sind.

Ich habe 25 Jahre Dienste zu Felde und Garnisonen hinterleget, und wenn ich mir den Verdienst zuschreibe, daß ich als ein treuer und rechtschaffener Offizier keinem jemals das Uebergewicht weder an Conduite, noch Wissenschaft gelassen, so glaube ich, daß ich mir in keinem Falle geschmeichelt habe.

Aus sehr wichtigen Beweggründen quittirte ich, und obschon ich hierdurch meine Umstände nicht verbessert habe, so würde doch meine Lage auch ausser dessen noch immer die nämliche seyn.

Es sind nun beinahe 4 ganze Jahre, daß mich das allerhärteste Schicksal von allen Seiten drückt.

Ich schonte der Zeit her keiner Mühe, und da ich noch ein Mann von den besten Jahren bin, so bot ich alle meine Kräften auf, eine andere civil- oder militärische Stelle zu erhalten; — aber das grausame Unglück, welches mich bei jeder Unternehmung begleitet, zernichtet die besten Vorschläge, und jeder Zeitpunkt, der für mich schon manchmal mehr als erwünscht gewesen, blieb unbenützt. Hätte ich nur die Bürde meines Körpers allein zu besorgen, ich würde das äußerste wagen, aber mein armes hochschwangeres Weib, und 3 unversorgt noch unmündige Kinder dringen mir zu Herzen; und wenn mich der Gedanke quält, daß sie oft viele Tage, so wie ich, ohne Nahrung schmachten, aller erforderlichen Kleider beraubt, auf Strohsäcken ihre Ruhe genießen müssen, so bricht meine ganze Stärke, und fühle nur mit zu vielem Kummer, wie sehr es schmerzt, Mensch zu seyn, und dennoch von seinen Mitmenschen ganz hülflos gelassen zu werden. Man muß selbst Vater seyn, um sich in diese Lage zu versetzen, und zu empfinden, was ich, und jeder andere bei solchen gewiß bedaurungswürdigen Umständen empfindet.

Von Ihnen hängt es nun ganz allein ab, nach allen fruchtlos gemachten Versuchen, das Schicksal eines ehrlichen Mannes zu erleichtern, welcher außer dessen dem bittersten Verhängnisse entgegen sieht, und unfehlbar sammt seiner Familie zu Grunde gehen muß.

In dem ehrfurchtvollesten Zutrauen, und von dem namenlosen Kummer niedergebeugt, wage ich's daher, Sie fußfällig sammt meiner Familie zu bitten, mir als thätiger Menschenfreund mit Rath an Handen zu gehen, wie mir doch auf künftige Hauszinszeit geholfen werden kann, da ich 30 fl. erlegen muß, und meiner armen hochschwangern Gattin, die Jahr und Tag nicht mehr aus dem Hause nebst ihren Kindern gekommen ist, wenige Wäsche und Kleidung verschaffen möge.

Sollten Sie mir aber auch ihr edles Herz verschließen, und taub bei meinem Anflehen seyn, da ich doch um Barm-

herzigkeit willen bei Ihren Füßen Erbarmen suche, so bin ich verloren.

Ich suche also Hülfe, suche Unterstützung in Ihren Armen: verlassen Sie mich nicht, sind Sie doch mein wahrer Freund, da ich unglücklich und elend bin.

Schaam, Kummer und Schwermuth folgern mein verlassenes Herz; man bedenke, daß ich einer der ärmsten Menschen mit 6 Personen bin, und selbst nicht einmal zum betteln meine Zuflucht nehmen kann.

Eltern! hat euer Sohn nicht ausnehmende Talente, so macht keinen Studenten aus ihm, er wird unglücklich. Ein wackerer Bürger, ein Handwerker macht eher sein Glück in der Welt, und ein redlicher, arbeitsamer Bauer wird eher zu leben finden.

Hier sehen Sie einen bedrängten Jüngling, welcher, von Ihrem Herzen entschuldiget, die kurze Erzählung seines Schicksales wagt. Ich bin der einzige Sohn eines armen, aber ehrenvollen Bürgers und Schuhmachers in dem kleinen Städtchen R**. Meine ausnehmende Freude und Fähigkeit zum lernen machten einen Musensohn aus mir. Armuth und Dürftigkeit drückten freilich da centnerschwer meinen Fleiß; aber dafür krönte mich der allgemeine Ruhm eines guten Studenten. So gleiteten die Schuljahre dahin bis zur Gottesgelahrtheit. — Hier lag ein Scheideweg vor mir. — Der Trieb, den Gott in uns erschuf, ist der natürliche Beruf, dacht ich mit Gellert, und ging den dornichten Weg der eiteln Welt. Aufgemuntert von versprochener Unterstützung, und dem schmeichelnden Beistandsantrage einzelner Gönner besuchte ich zwei Jahr die hohe Schule, und hörte die Rechte. Aber Gott! wie kümmerlich mußte ich mich durchschlagen. Meine Freunde vergaßen ziemlich ihr Versprechen. Voll Unmuth über die Härte der Menschen verlegte ich mich auf's Instruiren. Die magere Simplicität meines Tisches, die weiten Lücken meiner engen Biblio-

thek, die niederdrückende Schaam über meine nakte Garderobe trugen nicht wenig zur Muthlosigkeit, und Herabstimmung meines Fleißes bei. Abgehärmt und unpäßlich nahm mich die niedere Wohnung meiner Eltern auf. Gütlich theilten sie die Früchte ihres Schweißes mit mir, und Thränen der Zärtlichkeit linderten uns den Schmerz über den Gedanken: wir können uns einander nicht helfen. Mit dem Frühling dieses Jahres kam auch die ersenfzte Gesundheit zurücke. Länger wollte ich nicht von meiner Eltern Dürftigkeit zehren; es wäre auch Grausamkeit von mir gewesen. Keine Aussicht, jemals umsonst bei einem Gerichte praktiziren zu können, zu stolz einen Buben abzugeben wagte ich's, die Güte meiner Bekannten um eine Reisezehrung anzusprechen. Mit diesem wenigen Vorrathe nahm ich von meinen theuren Eltern Abschied, und wanderte unter tausend Segenswünschen des kummervollen Vaters, und der zärtlichsten Mutter begleitet nach M**. Der Mann, auf den ich alle Hoffnung baute, hatte zu wenig Gefühl für fremdes Elend. Mein 3 Monat langer Aufenthalt hier hat mir das bischen Geld mit aller genauesten Sparsamkeit verzehrt. Ach mich werden wohl niemals die offnen Arme des Mitleids aufnehmen. — —

Auch im Kloster herrschen Leidenschaften, und der Mensch ist überall Mensch. — Unglücklich und betrogen ist der, der dort Engel zu finden glaubet, wo er schwache leidenschaftliche Herzen antrifft.

In einem kleinen Dörfchen nächst W** wurde ich von armen Eltern geboren. Im eilften Jahre meines Alters starb mein Vater, und hinterließ mir nichts, als eine kummervolle Mutter. Ein Geistlicher, dem ich wohl gefiel, nahm mich alle Tage zwei Stunde zu sich, und instruirte mich in der Musik. Mutter Natur hatte mich mit einer schönen Stimme ersehen, und durch meinen Fleiß brachte

ich's dahin, daß ich als Singknabe angenommen wurde, und studiren konnte. So verflossen 4 Jahre; meine Mutter starb auch, und mir sagte man, daß ich nun die Redekunst studirt hätte, und also da nicht mehr studiren könnte. — Ich wußte nicht, was ich aus allem dem machen sollte; ich wußte doch selbst, daß ich nichts als ein bischen Latein verstand. Da ich es aber in der Musik weit gebracht hatte, machte ich mir wenig daraus, und ging nach A**. — Da ich kein Geld hatte, so mußte ichs mir gefallen lassen, Lehrlinge in der Musik anzunehmen, derer ich genug bekam. — — Da war ich nun — ganz unerfahren, ganz ohne Freund, ohne Aeltern, ohne Grundsätze: ein Jahr war ich ziemlich glücklich. — Siebenzehn Jahre gingen vorüber, als allgemach ein Trieb in mir rege wurde, den ich mir gar nicht zu erklären wußte, aber der sich nicht lange mehr verbergen ließ. — — Oefters rief man mich zu Musiken. Nun traf es sich einmal zu Nachts, daß ich auf der Flaute und auf dem Clarinet Concert gab; alles lobte mich, und unter andern auch ein Mädchen, das unweit von meiner Behausung wohnte, und schön war, wie der Tag: sie bat mich, sie öfters zu besuchen, und das um so mehr, weil sie einen Bruder habe, der studire, und auch Musik lerne. Ich thats, und glaubte beineben, mein Herz wäre ganz von Liebe frei; aber die Gleichgültigkeit, die ich gegen andere Mädchen fühlte, und die Freude, die ich an der Gegenwart dieses Kindes empfand, überzeugten mich bald des Gegentheils. Ein halbes Jahr verfloß, da wir rein, unschuldig, tugendhaft und gewiß zärtlich uns liebten; noch dachten wir an keine Gefahr, als schon das Ungewitter ausbrach. Sie wurde von ihren Aeltern gezwungen, einen Müller zu heirathen. Noch sehe ich sie, das liebreichste, zärtlichste Geschöpf, wie es eines Tages zu mir kam, ihre Lilienarme um mich schlang, und unter tausend Ach mich an das pochende Herz drückte. — Ich konnte nichts, als meine Thränen mit den ihrigen vermischen. Ihr Vermögen belief sich auf 200 Gulden. Mich hätte

man als Stadtmusikus angenommen, und wir wären glücklich gewesen; allein sie mußte heirathen.

Jetzt deliberirte ich mit einem ***, der mich endlich beredete, in einem Kloster meine Versorgung zu suchen. Von dieser Zeit an war nichts mehr hinreichend, mir Vergnügen zu machen. Ich floh jedermann; sogar die Musik, die sonst meine ganze Seele einnahm, war nicht mehr reizend für mich. Ich machte eine Vakanzreise, ging hieher, und ward — aufgenommen. Da brachte ich nun beinahe zwei Jahre mit Studiren und Chorsingen zu, welches letztere mir freilich bald eckelhaft wurde, da ich sah, daß es meistens Worte ohne Sinn sind, und daß der Chor schläfrig, leichtsinnig, kaltblütig, kurz, recht maschinenmäßig geschrieen wird. Endlich rückte der ewig unvergeßliche Tag heran, an dem wir Novizen die Gelübde ablegen mußten: zuvor hatte ich noch nie daran gedacht, aber nun ward mir allgemach bange. Drei ganze Nächte seufzte ich traurig auf dem schlaflosen Lager. Warum denn schwören, dachte ich immer, kann ich denn nicht keusch leben, wenn ich nicht schwöre? Auf die andern Gelübde hielt ich ohnehin nichts, weil ich wohl sah, daß sie in Klöstern nur dem Namen nach bekannt sind. Die Glocke rief uns in die Kirche; jedem gab man einen Zettel in die Hand; ich zitterte, bebte, las, und hätte ich den Inhalt nicht vorher gewußt, so könnte ich diesen Augenblick noch nicht sagen, was ich da geschworen hätte. Das ganze Noviziat durch durften wir mit niemand reden, mit niemand uns bekannt machen; aber jetzt, da wir dazu geschworen hatten, wurde uns erlaubt, unsere Mitbrüder kennen zu lernen. Etwelche Wochen waren hinlänglich, mich ganz zu überzeugen, wie sehr ich mich geirrt hatte, wie abscheulich ich getäuscht, wie fürchterlich ich betrogen worden sei: denn bald sah ich, daß statt Bruderliebe, von der man uns so vieles vorgeplaudert hatte, Haß, Rachsucht, Verläumdung alle Handlungen begleiten; daß Stolz, Ehrgeiz und gemächliches Leben die Haupttriebfedern sind. — Gewaltig staunte ich über diese Dinge; aber bald

wäre ich ganz außer Faſſung gekommen, als ich eine Epoche erleben mußte, die nur mich anging.

Ich hatte das Unglück, durch das Chorſingen eine Ruptur zu bekommen; da ging erſt mein Elend recht an. Ich offenbarte es unter tauſend Thränen, und glaubte bemitleidet zu werden; aber wie ſtaunte ich, als ich ſehen mußte, daß mich einige verſpotteten, andere kaltblütig davon gingen, und noch andere in die gräulichſten Läſterworte ausbrachen: ſo, hieß es, ſo, auch wieder ein Krüppel, auch wieder einen, den wir umſonſt ernähren können. Wie mir da ums Herz war, kann ich nicht beſchreiben; Kummer war meine Speiſe, und Thränen mein Trank. Ein Chirurgus aus der Nachbarſchaft, der mich gut kannte, und bemitleidete, brachte es ſo weit, daß ich mittels eines Bandes, das ich tragen mußte, wieder tauglich wurde, alles, wie zuvor, verrichten zu können; nur Hoboe und Clarinet wurden mir unterſagt. Ich dankte Gott für dieſes Glück, und lebte wieder beſſere Tage; aber nicht lange dauerte es, ſo ward ich von einer heftigen Colik überfallen eine neue Gelegenheit, meine Mitbrüder kennen zu lernen. Ich lag drei Wochen zu Bette, und außer einem einzigen Frater ſah ich keinen Menſchen in meinem Zimmer, als einen ſtumpfen Aufwärter. Endlich genas ich wieder. Dieſer Frater war in meinem Alter, und zwei Jahre früher im Kloſter; er war ſeiner Leſebegierde wegen von vielen gehaßt, und machte alſo mit mir Freundſchaft. Wer war nun glücklicher als wir? Unausſprechlich liebten wir uns; manche halbe Nacht waren wir beiſammen, und klagten einander unſer Leiden; aber nicht lange blieb unſere Freundſchaft den neidiſchen Augen unſerer Mitbrüder verborgen. Man beobachtete uns in der Stille, und wie erſchracken wir nicht, als ein ſteifer, bigotter Pater zu uns ins Zimmer trat, und ſo anfing: Was? ihr zween junge Fratzen, ihr getraut euch zu einander ins Zimmer zu gehen, Complotten zu machen, andere auszurichten, und — fragte er, da er ein Buch auf dem Tiſch ſah: was habt ihr da? Er

besah das Titelblatt. Was, ihr gottlosen Kerls, Gellerts Moral lesen? ihr? wißt ihr, wie viel Gellert in diesem Buch Ketzereien hat? — so seid ihr Pursche? — Mit grimmigem Blicke verließ er uns. Wir umarmten einander, und gingen zu Bette. Von dieser Zeit wurden wir noch mehr verfolgt; und damit unser Unglück auch recht vollkommen würde, schickte man meinen Freund nach ***, um dort zwei Jahre durch zu bleiben, und französisch zu lernen, weil er ohnehin schon die Theologie absolvirt hätte. Wenn Sie je einen Freund hatten, der Ihnen alles war, den Sie mehr als alles in der Welt liebten, dann mögen Sie sich denken können, wie es uns zu Muthe war, als wir uns trennen mußten. — —

Nun war ich wieder allein, und hatte Zeit und Gelegenheit genug, über mein Schicksal nachzudenken. Ich las, studirte, und suchte mich durch Musik zu zerstreuen; aber alles half nichts, ich floh jedermann. Jede Zeit, jeder Ort, ja jeder Gedanke an Menschen machte mir unangenehme Empfindungen. Mittlerweile war mein gnädiger Herr wieder von niedern Feinden gegen mich aufgehetzt. Einst kam er mit dem P. Suprior auf mein Zimmer, durchschaute meine Bücher, und fand Zollikofers Gebetbuch. Er nahms, und ich hatte die Ehre, von andern als Freidenker und Ketzer betrachtet zu werden. Zu allem dem kam noch folgendes: Es entstunden innerlich Unruhen; einige wollten den Günstling des Prälaten stürzen, warben Parthien, klagten bei dem Generalvisitator; aber alles blieb beim alten, nur wurden dadurch die Herzen noch mehr getrennt, noch mehr erbittert; und daher kömmts auch, daß unser Kloster so sehr, seit kurzer Zeit, im schlechten Rufe steht. In Rücksicht auf mich verhält sich die ganze Sache nun so: Verachtet wegen meinen kränklichen Umständen; gehaßt wegen einer etwas minder klösterlichen Denkart; umgeben von Feinden, niedern Menschen, derer ein Theil aus Dummheit, und ein Theil aus Bosheit andere nur recht unglücklich zu machen suchen; umrungen von Men-

schen, die sichs zum Lieblingsgeschäfte machen, einander zu verfolgen, bei andern in Miskredit zu bringen, und wenns ihnen gelungen ist, ins Fäustchen lachen; im Zirkel einer Gesellschaft, derer mehreste Theil diejenigen Pharisäer sind, von denen Christus sagte: Wehe euch, weil ihr die wichtigsten Stücke des Gesetzes, nämlich Gerechtigkeit, Barmherzigkeit und Glauben nicht habt — — in solch einem Zirkel, theuerster Mann! lebe ich ein Leben, das mir oft zur größten Last wird. Zu dem kommt noch der Gedanke, daß ich einst Seelsorger werden soll, und sehe doch zum voraus, daß ich nicht den geringsten Nutzen schaffen kann, weil wir wegen den Uneinigkeiten, die immer hier herrschen, zu sehr verrufen sind, und weil unsere Leibeignen zu stark geplagt werden. Jeder Bauer rümpft in der Kirche die Nase, wenn von der Liebe gepredigt wird, und sagt: ja ihr — schwätzt was ihr wollt, es muß alles nicht so bös sein, sonst würdets ihr nicht selbst thun. Beamte sind zwar auch da, aber ein Wörtchen, das den Geistlichen nicht gefirl, machte den Mann mit Frau und Kindern unglücklich. O! kurz in einem Orte bin ich, wo ich nimmer glücklich sein kann ꝛc. Urtheilen Sie nun über mich.

Erziehung! — nur du bildest Menschen, und so ist das Schicksal der Erzieher. Laßt uns Thränen über die Menschen weinen — Thränen über die Zukunft.

Auszug meiner Geschichte als Schullehrer.

Ich trat meinen Schuldienst zu eben der Zeit an, wo die neue Schulverbesserung in ihrem Entstehen war; und von den Verfolgungen, die diese so nützlich als nothwendig und gute Sache auszustehen hatte, können jene vortreffliche Männer Zeugniß geben, welche sich aus wahrem patriotischen Eifer dieser Arbeit widmeten.

In meiner Schule fand ich alles gerade so, wie es sein sollte. Ich fing nach der gnädigsten Anbefehlung

zu arbeiten an; verbesserte das Mangelhafte, und wollte, statt der alten mechanischen Lehrart, die Kinder auf eine vernünftigere Weise unterrichten, und durch Selbstdenkenlernen ihren Geist rege machen. Kaum bemerkte man diese Abänderung, da wurde auf einmal Lärmen; denn es war gar nicht zu fassen, wie ein armer, unbedeutender Mann, der ehevor Taglöhnersdienste verrichtete, und sechs Jahre durch als Holzhacker sein kümmerlich Brod suchte, den nur die drückendsten Umstände in die Schule geworfen hatten, etwas besser machen könnte, als es ehevor war. Man wußte nicht, daß ich seit mehrern Jahren her durch die beste Lectüre, die meinen Landsleuten in meiner Gegend damals noch meistens unbekannt war, mich zu bilden bemühte, und nach durchgearbeitetem Tage mich halbe Nächte an ein Buch hinsetzte.

Geistliche und weltliche Obrigkeiten, geweihter und ungeweihter Pöbel, alles war wider mich: ich wurde verketzert, verwünscht, verschmäht, und meine Arbeiten verflucht. Ich, der ich meiner guten Sache gewiß war, hatte keine Macht, keine Gewalt dem Schwarm entgegen zu setzen. Unter den drückendsten Verfolgungen, einzig auf das Bewußtsein meiner erfüllten Pflicht stolz, arbeitete ich dem Strom entgegen. Meinen Verfolgern mit Liebe und Sanftmuth zu begegnen, und stillschweigend die Lasten fortzutragen, das war alles, was ich thun konnte. Der gute Fortgang meiner Schüler im Lernen machte mir noch einzig Trost und Ermunterung. Meine guten Freunde schickten mir aus der Entfernung die besten Schul- und Erziehungsschriften, und manche halbe Nacht brachte ich bei der mit Leinöl gefüllten Lampe zu (denn Kerzen oder Baumöl war für meine Umstände zu theuer) und wählte das Brauchbare für meine Absicht. Ich versuchte und verbesserte so lange, bis ichs wagen durfte, dem unparteiischen Mann, der Kopf und Herz für so eine Arbeit hat, dieselbe sehen zu lassen.

Auf vieles Bitten und Anlangen brachte ichs bei der Obrigkeit zu einer Schulprüfung. Durch augenscheinliche

Proben überzeugt, gewann ich diesen mächtigen Theil für die Schule. Ich setzte meine Arbeiten mit neuem Eifer fort: es wurden öffentliche Prüfungen gehalten; Männer von Einsicht gaben mir ihren Beifall, und die Bürgerschaft legte die Vorurtheile ab. So brachte ich meine Schule zu einem Standpunkte, der die Aufmerksamkeit auf sich zog. Tausend Beschwernisse, drückende Verfolgungen und hartnäckige Hindernisse waren besiegt; und der Wust von Vorurtheilen weggeräumt. Benachbarte Städte; Märkte und Dörfer, schickten ihre Schullehrer, um meinen Unterricht einzusehen, und richteten ihre Schulen nach der meinigen ein, die auch bereits schon die herrlichsten Proben in öffentlichen Prüfungen abgelegt hatte. Dieß sind meine Arbeiten, die ich der Religion, dem Vaterlande, und der Menschheit mit bestem Herzen widmete. Nun

Meine Belohnung.

Acht ganze Jahre aß ich das Brod des Hungers und des Jammers. Ohne Besoldung setzte ich das noch bei, was von dem Heirathgut meines Weibs übrig war, und genoß von der Wohlthat meiner Verwandten barmherzige Hülfe. Auch erhielten meine Kinder von mitleidigen Nachbarn um ihren Hunger zu stillen ein Stück Brod, und mir gab ein gutherziger Bürger Kosttäge. Nicht selten wartete ich mit meinen Kindern, bis das Weib mit der größern Tochter ein Pfund Wolle abgesponnen hatte, auf die verdiente vier Kreuzer zu einer Suppe. Dieß war durch acht Jahre mein Schicksal bei meinem Schuldienste, welches mir in Ansehung meiner Kinder manche saure Thräne erpreßte, und mich zugleich in eine Last von Schulden hineinstürzte, aus der ich mich so leicht nicht herauszuwinden vermag.

Es ist bitter, sehr bitter, für ein ehrlich denkendes Gemüth, seine Ehre nicht retten zu können. Der Mann ist überall schuldig, er zahlt Niemand — dieß ist hinreichend genug dem Unglücklichen alles andere Verdienst abzusprechen, [illegible]mühungen und Arbeiten zu verdunkeln, und ihn

dem Betrüger gleich zu ſtellen. Man macht ihn zum Verſchwender, wenn gleich das ganze Betragen das Gegentheil beweiſet. Er zahlt Niemand! dieß iſt der Machtſpruch, das Endurtheil über ſeinen guten Namen: ob er es kann, ob es ihm möglich iſt, daran wird niemal gedacht. Ich könnte noch viele häusliche Umſtände anführen, die mir meine Tage mit Jammer würzten, ich verſchweige ſie. Es ward mir ſchwer geworden, das zu ſagen; allein ich muß eine Wunde zeigen, um einen Samaritten zu finden. Es iſt kein leeres Gewinſel um ein Mitleid zu erbetteln, daß ich dadurch bequeme und gute Tage genießen könnte; es iſt nothgedrungene Vorſtellung, es iſt gegründete Wahrheit, die jeder ehrliche Mann, der mich näher kennt, beſtätigen wird.

Trauriges Schickſal eines Schullehrers! wenn er durch unermüdete Arbeiten manchmal die Geſundheit und ſein Leben aufgeopfert hat, ſieht er zur Belohnung, am Rande des Grabes, ſein kleines Vermögen unter dem Fluch der Schuldner getheilt, das Weib und die Kinder aber der Barmherzigkeit Gottes, und dem Allmoſen wohlthätiger Menſchen überlaſſen.

Die Zeit her, als ich einen kleinen Gehalt erhalten habe, kann ich mich mit meinen Kindern an einer bürgerlichen Koſt ſatt eſſen, und ich würde mich dem Verdachte einer Ungenügſamkeit ausſetzen, wenn ich noch einigen Beitrag fodern wollte. Nein! das werde ich nicht, ich habe einmal gelernt mit Wenigem zufrieden zu ſein: aber als Vater liegt mir die Pflicht ob, auf die Verſorgung meiner Kinder zu denken, mich ſelbſt aber vor dem drohenden Mangel im Alter zu ſchützen.

Die menſchlichen Kräfte haben ſo, wie jedes Werk der Natur, ihren Ruhepunkt, wo wir das allgemeine Machtwort fühlen: bis hieher und nicht weiter. Schon beinahe arbeite ich mit möglichſter Anſtrengung an dem Schul- und Erziehungsgeſchäfte, ertrage die Unruhen und die dem jugendlichen Alter angeborne Zerſtreuung mit ſtandhafter

Geduld, bemühe mich aus allen Kräften den Kindern das Nothwendige und Nützliche in den Kopf und in das Herz zu reden. Liebe, Sanftmuth, Geduld, und unermüdeten Eifer fodert die rohe Jugend von ihrem Lehrer, um den Grund zu ihrer nothwendigen Bildung zu legen. Nie muß Jähzorn oder eine parteiische Leidenschaft über ihn herrschen; durch eigenes Beispiel muß er zeigen, daß er würdig ist, ein Führer der Jugend zu sein. Er muß nicht müde werden diesen schwachen Geschöpfen die Lehren zu wiederholen, der Zerstreuung vorzubeugen, und die Aufmerksamkeit zu erhalten, auch den Gedanken nie verlieren, daß er Kinder vor sich hat, die von ihm die Führung erwarten, um Menschen werden zu können. Das höhere Alter wird mir zwar diesen guten Willen, meine Arbeiten fortzusetzen, nie rauben, aber das Abnehmende Feuer wird den Vortrag frostig machen.

Geweihte Schullehrer, wenn sie einen Theil ihrer Kräfte ausgeschrieen, erhalten, wie ganz billig, Pfarreien und Beneficien, wo sie im Alter versorgt sind. Wenn ich aber meine Kräfte erschöpft habe, welche Aussicht bleibt mir? Von meinem dermaligen Einkommen fünf Kinder zu ernähren, Schulden zu bezahlen, und die jetzt gewiß sehr theuren Zeiten — da ist an keinen Sparpfenning zu denken. Wenn ich mich also alt und kraftlos vorstelle, und mir einfällt, von der Wohlthat anderer Menschen, die ich mich herauszubetteln schämen würde, leben zu müssen, oder von einem sparsamen Almosengeld unterstützt zu werden, da machts mich ganz traurig, weil ich mich außer Stand finde, oder mich selbst zu versorgen, oder meinen Kindern zu einer Versorgung behülflich zu sein.

Dieß sind die gegründeten Ursachen, die mich zwingen für die Zukunft besorgt zu sein, und gute Menschen zu suchen, die sichs zur Pflicht machen, den redlichen Mann zu retten.

Ihr schwelget in den Städten, und so gränzenlos elend ist der, der Euch ernährt.

Ich vermag, da mir Rethorik und Logik fehlen, die Geschichte freilich nicht schulgerecht anzugeben; sondern ich muß sie nur so nach meiner ungeübten Habilität niederschreiben, mit der unterthänigen Bitte, das Nöthige von selbst herauszuheben, wenn Euer Gnaden diesen Gegenstand anders zur Bearbeitung hinlänglich finden, wo nicht selbst diesem Elenden, doch einem minder Unglücklichen durch eine moralische Schrift Trost und Heilung zu verschaffen; nam. — — — juvat Socios habuisse doloris.

Gestern den 21. dieß kam Johann D** mit zweien lahmen Kindern in der Frühe hier durch, um Hülfe und Arznei zum Einsidel nach E***, welcher durch das blinde Vertrauen des Pöbels großen Zulauf, und durch das Ohngefähr eine gewisse Excellenz seiner hypochondrischen Unlaune entrissen zu haben, zum mediziniren wirklich die Erlaubniß erhalten haben sollte.

Jetzt ein Privilegium für Mörder, und vielleicht auch eines noch einst für Straßenräuber! —

Vom Einsidel weg trug der Söldner sein 7jähriges Töchterlein Katharina, so am heuerigen Veitstage beim Gänsehüten an beiden Füssen lahm auf dem Felde gefunden wurde; sein Schwager hat das 6jährige Söhnlein Johann, der bereits ein ganzes Jahr schon durch eine Klemmung auch an Füßen lahm war, über den benachbarten hohen lockern Steg getragen, wo er, weil derselbe in der Mitte keine Lehne hatte, im Schwindel sammt dem Kinde in das große tiefe Wasser hinunter gefallen, wo also in Angesicht seines Vaters der liebe, schöne, muntere Knabe von feurig,

schwarzen Augen ertrunken; der Schwager aber mit äußerster Gefahr endlich wieder ans Gestad gekommen ist.

Der Unglückliche kam mit seinem todten Sohne, und seiner lahmen Tochter auf dem Karren seines Schwagers gestern über Nacht wieder hier zurück an.

Dem Mann lags centnerschwer auf dem Herzen, er besah wild und stumm immer nur sein todtes Kind; ein einzigsmal wähnte er: „Wie ähnlich es seiner Mutter wäre;“ — indessen erzählte uns sein Schwager, daß das Weib durch einen Fehltritt schon vor vier Jahren lahm geworden, woran sie auch erst vor 13 Tagen, als den 9. dieß gestorben sei, daß sie neben all diesem auch zuvor noch gänzlich ausgeraubet, und also hiedurch auch arm gemacht worden; und daß noch sechs lebende Kinder vorhanden sind, wovon noch keines versorgt ist.

Dieser ist nun beinahe der leibhafte Job. Ich versuchte es voll warmen Antheiles, seinen Jammer durch Religions- und natürliche Gründe zu mildern; aber der Wunden waren zu viele, und anbei noch zu neu. Endlich über seine Ausplünderung sagte ich: daß sich solches durch gesegnete Häuslichkeit allerdings wieder ersetzen ließe. Ja, seufzte er, ja! wenn Scharwerch und Frohndienste nicht wären. — Wahrlich: una salus miseris, nullam sperare salutem.

Wie mag aber auch all dieses Unding von Scharwerch, Kleindienst, Blutzehend, Leibeigenschaft, Leibrecht, und andere tausendfache Beschränkung des Unterthans als barbarische Ueberbleibsel von der römischen Sklaverei zu uns Deutsche, als einem freien Volke herüber gekommen seyn, und wie heut zu Tage bei so vieler Aufklärung noch bestehen?

O Mensch! wie vieles hast du noch tief gebeugt zu leiden, bis es helle, und dir geholfen wird! — —

Elend und Armuth — ihr seid die ersten Vertrauten manches edlen Jünglings.

Oft schon, wenn mirs zu schwer aufs Herz fiel, wenn zu schmerzender Hunger aufs Bett mich warf, wenn Thränen stockten, und ich etliche Minuten tief ächzte, da stund er vor mir der Gedanke: Ermann dich! es gibt noch Menschenfreunde; suche, und du wirst Hülfe finden. Aber da rasselte mir wieder ein banger Schauer durch die Glieder. Furchtsamkeit, und der Gedanke: Aber wenn du hülflos bleibst? hielten mich wieder zurück, und hießen mich harren. Gellerts und Klopstocks edle Lieder gossen mir wieder Muth ins Herz; aber endlich wuchs er zur vollen Reife der lange schon keimende Gedanke. Du mußt auf, sprach was in mir, mußt Hülfe suchen; dieß dein Leben zu erhalten ist deine Pflicht. Da siegte er endlich, und ich ergriff die Feder, und wagte es, obwohl zitternd, um Hülfe zu flehen, denn mündlich (Gott weiß es) würden mich Thränen und Zittern nicht zur Sprache haben kommen lassen.

Ich bin ein junger Mensch von 21 Jahren, von armen, sehr armen Aeltern geboren; mußte also im Anfange meiner Studirjahre mich von Gutthaten mitleidiger Seelen, und in höhern Schulen mit Kinderunterricht ernähren. Da mußte ich nun auch Vieles versäumen, so daß ich jetzt erst einige Theile der Philosophie, besonders Physik mit einigen guten Freunden privat studiren muß.

Es hungert einen doch wohl alle 24 Stunden einmal recht empfindlich: wenn ich dann erst auch meine Aeltern in ihrem hohen Alter so darben muß sehen, und kann ihnen so wenig alle Nachtwachen und Sorgen vergelten, muß sehen, wie sie bei jeder elenden Gabe fast ihre Leiden doppelt fühlen; o was ist das für den, der das Herz am rechten Orte hat! —

Da kam dann noch ein sehr widriger Streich dazu. Ich lehrte die Kinder einer Bäckenmeisterin, wo ich (Gott mag ihrs ersetzen, und mir so viel geben, meinen Dank werkthätig zeigen zu können) sehr viel Gutes genoß. Allein nach und nach ward ihr meine Lehrart nicht recht; ich brachte den Kindern mit Beihilfe des Buchs: Religion der Unmündigen betitelt, Kenntniß unsers Körpers bei, machte sie doch wenigstens auf sich selbst aufmerksam, da ich aus Mangel an Gelegenheit nicht im Stande war, sie mit der ganzen Natur bekannt zu machen. Gab ihnen dann nach Campe die Regeln, Leib und Seele gesund zu erhalten; las dahin passende Geschichten vor, und ließ sie diese wieder erzählen, und stellte ihnen zum Muster das Leben Jesu dar; suchte einmal selbst die wichtigsten Wahrheiten zusammen, und die Herren Verfasser der Kinderakademie hielten es für gut, sie dem 4ten Stücke der vorjährigen Kinderakademie beizurücken. Aber das gefiel der kurzsichtigen Frau alles nicht: ich ließ zu wenig schreiben, und katechisirte zu wenig. Ich seh nicht ein, zu was das gut ist, sprach sie, meine Kinder werden keine Doktors Frauen. Ich mußte es also ändern, und bei Klagen über schwere Zeiten entzog sie mir sehr vieles. Nun erwach ich wieder viele Morgen hungernd, dulde schweigend; denn sollt' ich durch Klagen den Kummer meiner Aeltern mehren? So streck ich denn auch Abends die verdorrenden Knochen wieder matter auf's Lager hin, den Schmerz und Kummer mitgerechnet, den meine Seele bei solchen Auftritten des Lebens fühlt. Eine schmerzliche Krankheit hinterließ mir viele Narben am Leibe; und eine damit verbundene fünf Wochen andauernde Erblindung beider Augen schwächte mein Gesicht so sehr, daß es nun auch einer nur geringen Anstrengung unterliegt. Meine Kleidung schwindet zusammen, und mit der verliert sich auch der Werth und der Kredit eines Menschen, und Verachtung ist dann das Loos des Armen. ꝛc.

O Erziehung! welchen Werth hast du in den Augen der Großen! —

Ich bin ein Schullehrer, aber ein armer. Ich suchte zu verschiedenenmalen durch unterthänige gegründete bittliche Einlangen Hilfe; es erfolgte aber jedesmal das Widrige, und muß mich leider immer abgewiesen sehen. Mit einem jährlichen Einkommen von etwa 80 oder 90 fl. muß ich Weib und 6 eheleibliche Kinder versorgen und ernähren: und überdas noch bei meinem geringen Besitzthum vorhandene fürstl., und andere in der Gemeinde vorfallenden Abgaben jährlich davon präsiren. Das Fixum besteht jährlich in 42 fl. Das Accidens in Aemtern und Todtesfällen von etwa 20 fl. Die Schule vom Herbste anfangend, und den Winter hindurch, überhaupt 8 oder 9 fl., und endlich die von mir besessene Lehrerföldnersgerechtigkeit, worauf kümmerlich 1 Kuh unterhalten werden kann, ist gänzlich jährlicher Nutzen hievon höchstens 16 oder 17 fl. Thut nun die Summe in obigen jährlichen Einkommen von etwa 80 Gulden. Nun geruhen Sie zu überdenken, wie kümmerlich ich, mit solch geringem Sold, nebst Weib und Kindern leben muß: — und schon ganzer 19 Jahre muß ich mich so armselig fortfretten, *) und behelfen. — So elend, — so verlassen! — und doch ein Mann, mit Weib und Kindern ehrlich! — Möchte doch der Himmel mich einst zu einem wahren Menschenfreund leiten, dem das Wohl einer armen ehrlichen Familie am Herzen läge. Wie dankbar, und wie mit unvergeßlichem Gebete würde ich gegen einen so ausnehmenden Gutthäter meines Aufkommens lebenslänglich mich verbinden! —

*) So viel als fortkommen.

Gott im Himmel! wie wenig Menschen wissen, was Armuth ist. —

Ich will ihnen kurz etwas von meinem Elende erzählen. Neun Jahre lebe ich schon mit meinen drei Waisen ohne Vater, und ich unterrichtete sie in allem; und da ich fast von Niemanden unterstützt war, so nahm ich von einer Person Geld auf, bezahlte aber daran 14 fl., und jetzt bin ich noch 38 fl. schuldig, und dieß schon seit 6 Jahren. Diese Person quält mich ungemein hart, sie droht mir all meine Hab zu nehmen, und will mich jedermann zur Schande preis geben. Gestern sollte ich sie schon bezahlt haben, aber vor dem August kann es noch nicht seyn; und da es so schon viele Jahre ist, so kann sie freilich dieß fordern. Ich gieng nun zu 13 Personen, zu Reichen und Bekannten, Freunden, und zu andern; ich bat sie, sie möchten mir bis auf den August dieß Geld vorstrecken. Ein rechtschaffener Herr stund mir Bürge, und sie waren grausam genug, da es ihnen durch diesen allein versichert war, mir diese Bitte abzuschlagen. Sie achteten nicht meiner Thränen; einige sprachen, wenn ich sterben müßte, so gäben sie mir nichts, und ließen mich so in der Noth schmachten ꝛc. —

Sterben — — — Ja! — denn noch, bevor ich diesen Brief erhielt, starb sie wirklich.

So weit kann der ehrlichste Mann im Staate sinken. So nützlich ist mancher — und wo ist Hilfe, wo Rettung? Könnte diese originelle Zeichnung wahrer Armuth doch manchen Reichen zum Mitleid bewegen!! —

Mein dankbares Gefühl fordert mich auf, Ihnen eine genaue und aufrichtige Rechenschaft von meinen häuslichen

Umständen vorzulegen, um Sie dadurch zu überzeugen, daß Sie eines Theils ihre Freundschaft an keinen Unwürdigen verschwendet haben; andern Theils aber, daß mein anhaltendes Unglück mir es schlechterdings unmöglich machte, die bewußte Summe weder fristenweise, noch vielweniger auf einmal (so sehnlich ich es auch zum Frommen meiner eigenen Rechtschaffenheit wünschte) zurückzubezahlen.

Um Ihnen aber diese Wahrheiten desto auffallender und einleuchtender zu machen — um mich in ihren Augen vollkommen zu rechtfertigen, erlauben Sie, daß ich Ihnen die ganze Geschichte meines dermaligen Hierseins, und die mit selber verbundene verschiedene Schicksale, und anhaltende Widerwärtigkeiten, mit der wahren Aufrichtigkeit eines rechtschaffenen Mannes erzähle.

Die Verschiedenheit der Umstände erforderte, daß ich in dieser Erzählung etwas weitläufiger werden, und mich manchmal ziemlich bieder ausdrücken mußte. Ich schreibe aber an einen Menschenkenner, an einen Menschenfreund, der meine wahrhafte Erzählung nach Muße durchlesen, mit Nachsicht prüfen, und mit edler Theilnehmung sich ganz in meine Lage hinein denken wird.

Sobald ich im Monat März vorigen Jahres mein Dimmissionspatent erhielt, reisete ich mit meiner Familie sogleich hieher, nicht in der Absicht, mich wieder niederzulassen, und eine Bedienung zu erhalten (denn ich konnte schon voraus sehen, daß meine Feinde alles anwenden würden, mir alle Wege hiezu unzugänglich zu machen) oder meinen Verwandten oder sonst jemanden zur Last zu fallen, sondern mich sogleich durch meine persönliche Stellung in den Besitz der höchsten Gnade zu setzen, (kraft welcher ich als ein quittirter Offizier wieder frei und ungehindert in mein Vaterland zurück kommen konnte) und dann mich nach N** zu begeben, weil ein gewisser Herr von N*, der vormals fürstlich N—ischer Hofrath war, mir sowohl bei meiner Durchreise daselbst, als auch einige Wochen hernach, als er sich ein paar Tage mit seiner Gemahlin hier befand,

mir sein Wort gab, daß er mir bei einem gewissen Herrn von M** in A** eine geometrische Arbeit, nemlich durch Ausmessung seiner Güter, vorigen Sommer sicher verschaffen, hernach aber durch sein Ansehen und Anempfehlung es bei dem M** dahin bringen wollte, daß ich als wirklicher Geometer mit einem stehenden hinlänglichen Gehalte angestellet würde. Es kam auch schon so weit, daß ich ihm einen Anschlag überschicken mußte, wie viel ich für Ausmessung eines jeden Morgen Landes begehrte. Ich bin außer dessen schon diesem Manne und seiner braven Gattin viele Verbindlichkeit schuldig, deßwegen kann ich heute noch nicht begreifen, warum er sein theuer gegebenes Wort nicht hielt. Ich machte ihm wiederholt die dringendsten Vorstellungen, und konnte doch nicht eine Zeile von ihm erhalten. Wie kann ich also anders denken, als daß dieser ehrliche Mann durch einen meiner Feinde auf die unverantwortlichste und unersetzlichste Art hintergangen, und gegen mich eingenommen worden; denn ich hatte die Unvorsichtigkeit, meine gute Aussicht in der unschuldigsten Absicht überall zu erzählen, damit man nicht glauben sollte, ich wäre nur nach M** gekommen, um entweder meinen Verwandten oder jemanden anderem zur Last zu fallen, oder den Fürsten mit Bitten zu überlaufen. Ich erfahre aber jetzt zu spät, wie sehr ich meine gutherzige Vertraulichkeit zu bereuen habe. Ich lernte endlich gewisse Heuchler kennen, die mir in's Angesicht alles Gute gönnten, mich bedauerten, und dann ihr tückisch, schadenfrohes, neidisches Herz hinterm Rücken gegen mich ausgoßen.

Ich wohnte in der ersten Zeit meines Hierseins bei meiner Tante mit meiner Familie, und meine Schwester zahlte derselben für uns das Kostgeld. Weil sich aber eines Theils meine Frau mit meinen Verwandten nicht recht vertragen, andern Theils auch ich selbst mit Weib und Kindern denselben nicht länger mehr zur Last fallen, und überdieß von Niemanden so unterstützt werden konnte, um von hier wieder abreisen zu können, ging meine Frau auf ein paar

Monate zu ihren Aeltern nach J**, ich aber blieb noch hier, um zu sehen, ob ich nicht doch noch auf eine oder die andere Art unterkommen könnte, fand aber überall die unübersteiglichsten Hindernisse.

Ich suchte nemlich durch Protektion des Herrn Grafen *** bei dem Hof — als *** indessen auch nur ohne Sold angestellt zu werden, woraus mir wenigstens der Vortheil zugeflossen wäre, daß ich wieder in einer gewissen Bedienung durch Commissionen einiges Geld hätte verdienen können. Aber dieser Graf äußerte hundert Schwierigkeiten, ohnerachtet seine Frau Schwiegertochter mich ihm bestens empfahl; und ich erfuhr hernach, als ich von diesem Beginnen auch wieder abstund, daß derselbe nebst noch einigen Räthen, die mir zu dieser Bedienung hätten behilflich seyn können, durch einen Menschen gegen mich eingenommen worden, der mich ihnen mit tückischstiller Schadenfreude als ein Subjekt schilderte, das zu diesem Metier gar nicht taugte. Der Verräther, der selbst nichts als den bloßen empirischen Mechanismus dieser Wissenschaft versteht, und allenfalls Nichtkenner durch Ausmalung eines Plans einnehmen kann — dem ich in meinen bessern Tagen viele Freundschaft erwies, benahm mir durch seine niederträchtige Verläumdung auch wieder eine meiner gehofften Aussichten.

Indessen glaubte ich doch noch einen Hinterhalt zu haben, der mich wenigstens einige Zeit in Stand setzen sollte, von eigenem Verdienste mich zu unterhalten, ohne jemanden zur Last fallen zu müssen. Als ich nemlich gerade vor einem Jahre bei meinem Bruder war, machte ich mit einem gewissen Journalisten Herrn v. ** Bekanntschaft. Ich hatte in meinem fünfmonatlichen Aufenthalte daselbst einige von mir nach und nach verfaßte Aufsätze über zwei mathematische Gegenstände zusammengetragen, und daraus ein Ganzes verfertigt. Aber noch vor der gänzlichen Ausführung der Sache erheischte das erhaltene Dimissionspatent meine Gegenwart in M***. Ich überließ also bei meiner Abreise meine beide Manuscripte dem Herrn Journalisten zurück.

Doch kaum war ich ein paar Monate hier, als ich die fatale Nachricht erhielt, daß derselbe wegen einer anzüglichen Broschüre, die er wider den Magistrat der Stadt N*** verfertigt haben soll, persönlich arretirt, und seine Papiere obsignirt worden seyen. Dieser auch für mich so nachtheilige Proceß begann sich so sehr in die Länge zu ziehen, daß er heute noch nicht geendiget ist, wie mich das letzte Schreiben unsers Verlegers des Herrn *** versichert. Nun weiß ich seit Jahr und Tag nichts von dem Schicksale dieser Manuscripte; vermuthlich sind sie auch mit den übrigen Schriften des Herrn Journalisten obsignirt. Ich schrieb verschiedenemale an denselben sowohl, als an meinen Bruder, erhielt aber bisher nicht eine Zeile. Meine Werke liegen also da zu meinem unwiederbringlichen Schaden unbenützt, wie ein Kapital, wovon die Interessen nicht bezahlt werden. Das Honorarium würde mir wenigstens so viel eingetragen haben, daß ich davon beinahe ein Jahr hätte leben, und einem günstigern Zeitpunkte abwarten können, ohne in der traurigen Nothwendigkeit gewesen zu seyn, jemanden in der Welt zur Last zu fallen; wenn ich auch die Reputation, die ich durch die Herausgabe dieser Werke sowohl im Aus- als Inlande würde erneuert haben, nicht in Rechnung bringen will. Wer ist im Stande, mir einmal wieder den Schaden, der mir hiedurch zufließt, zu ersetzen? Würde ich alle die häusliche Sorgen, all den marternden Kummer zu ertragen gehabt haben? würde ich in die fatale Nothwendigkeit gesetzt gewesen seyn, in manchen Fällen die erniedrigendste Demüthigungen ertragen zu müssen? wäre mir nicht vielleicht der Weg zu meinem weitern Fortkommen gebahnet worden, wenn mein feindliches Schicksal nicht auch von dieser Seite mir einen so unersetzlichen Streich versetzt hätte?

Endlich um meine Widerwärtigkeiten auf den höchsten Grad der Unerträglichkeit zu bringen, kam meine Gattin mit ihrem Kinde auch wieder den 4ten Julius verflossenen Jahres aus J** von ihren Aeltern zurück, die sie nicht

länger mehr behalten wollten, sondern für gut fanden, sie mir wieder zuzuschicken. Ich war also gezwungen, meine eigene Oekonomie anzufangen, um meine Verwandten nicht wieder den unangenehmsten Verdrüßlichkeiten auszusetzen, hauptsächlich aber denselben mit meiner Familie nicht länger beschwerlich zu seyn. Meine ganze Baarschaft war damals 36 kr. Ich hatte weder Bette, noch sonst das Mindeste vom unentbehrlichsten Hausrathe: was war also zu thun? — Ich mußte alles miethen, und bekam mit harter Mühe ein Zimmer nebst einiger Einrichtung für 3 fl. monatlich — ein Mittagessen für 3 Personen zu 6 fl., wobei wir doch noch hungern mußten. Meine Schwester versprach mir von dieser Zeit an bis Ende Aprils gegenwärtigen Jahres monatlich 1 fl. 30 kr., und hielt auch richtig ihr Wort.

A. Den 10ten Julius fing endlich der mathematische Unterricht bei dem jüngern N* zu monatlichen 6 fl. an. Ich wurde erst mit Ende des Monats mit 4 fl. bezahlt, weil die ersten Tage abgezogen wurden. Wie war es also möglich, mit meiner Baarschaft von 36 kr., und den von der Schwester mir bestimmten kleinen Thaler zusammen mit 2 fl. 6 kr. den ganzen Monat zu leben? —

B. Den ersten August war also meine Einnahme obige 4 fl., und 1 fl. 30 kr., zusammen 5 fl. 30 kr.; davon mußten 3 fl. für Miethe, 6 fl. für Kost bezahlt, und wieder den ganzen Monat die übrigen Bedürfnisse angeschafft werden.

C. Den 1sten September empfing ich das erstemal die 6 fl. für den Unterricht des B. v. **, dann den mehrerwähnten schwesterlichen Thaler, zusammen 7 fl. 30 kr. In eben diesem Monate fing ich die 2 Kinder eines Herrn Sekretärs zu unterrichten an, monatlich nur zu 1 fl. 30 kr., welches ich aus Discretion that, weil ich ihm auch ein und andere Erkenntlichkeiten schuldig war, welches Geld ich aber auch erst einnahm.

D. Den 1sten Oktober, wo ich also nebst den 6 fl. und schwesterlichen Thaler 9 fl. erhielt.

E. Den 1sten November war, wie im vorigen Monate, die Einnahme 9 fl. In eben demselben fing der Unterricht bei dem Sohne des Herrn A*, und bei den drei Kindern des Herrn L* an, wo bei erstern nur für wöchentliche 4 Stunden 2 fl. 24 kr., bei letztern aber für wöchentliche 6 Stunden, und noch obendrein für 3 Kinder nur 3 fl. monatlich accordirt wurden.

F. Den 1sten December stieg also mein saurer Verdienst auf 14 fl. 24 kr. In eben diesem Monate fing auch der Herr N* selbst Unterricht auf Billeten zu nehmen an. Also

G. den 1sten Jannar die stärkste Einnahme von obigen Scholaren zusammen 17 fl. 24 kr.

H. Den 1sten Hornung wurden mir wegen der Krankheit des jüngern Baron v. ** die gewöhnlichen 6 fl. nicht bezahlt, war also meine Einnahme nur wieder 11 fl. 24 kr.

Für die verfertigte Extraarbeit nahm ich im Januar ein 15 fl., welches mich in Stand setzte, meine Kost aufzukünden, ein und andere Kleinigkeiten an unentbehrlichem Geschirre anzukaufen, um selbst menagiren zu können. *) Nun wünschte ich mir schon zu einer bessern Zukunft heimlich Glück; aber auf einmal war meine Freude wieder dahin. Nebst dem, daß ich das gewöhnliche Salarium von Baron v. ** nicht erhielt, und wahrscheinlicher Weise auch für diesen Monat nicht erhalten werde, so wurden wegen gegenwärtigen neuen Einrichtungen auch meine Arbeiten bei Hrn. N* wieder eingestellt. Mein mich ununterbrochen

*) Ich würde gleich anfangs keine Kost genommen haben, sondern hätte selbst kochen lassen, wenn ich nur die mindeste Einrichtung und ein paar Thaler in Vorrath gehabt hätte. Um also nicht gleich den ersten Monat verhungern zu müssen, mußte ich diese Kost auf monatliche Bezahlung nehmen. Als ich nun am Ende des ersten Monats bezahlte, hatte ich wieder keinen Heller; und so giengs mir von einem Monate zum andern.

verfolgendes Schicksal fing also da wieder an, wo mich es gelassen hatte.

Ich war im Anfange der kalten Witterung nicht im Stande auf einmal auch nur das kleinste Fuder Holz anzuschaffen; ich mußte es also kreuzerweise von eigennützigen Mäklern, und für ein Bund von etlichen kleinen Stücken samt Tragerlohn 7 kr. bezahlen. Bei sehr kalten Tagen reichten mir kaum 2 Gebünde zu 14 kr. täglich hin, um uns nur nach dem größten Bedürfnisse ein wenig für Kälte zu schützen. Seit dem Ende Septembers bis in Januar verkaufte ich von diesem Bettlerholz für mehr als 10 fl. Die R*** Arbeit setzte mich endlich im Januar einigermaßen in Stand, eine kleine Fuhre auf einmal zu kaufen.

Vom Monate Julius an, bis Ende Septembers, mußte ich wegen zugestoßener Unpäßlichkeit fast täglich Medicin nehmen, mithin auch wieder dem Apotheker und Arzt etliche Gulden bezahlen.

Nun rechne man noch, was ich für das nöthige Brod auf die Nacht, für das Frühstück meines Kindes (wenn ich auch täglich für letztes nur einen Kreuzer rechne) manchmal für etwas Bier, um die Kräften nicht ganz zu verlieren, für Licht, und andere auch in dem ärmsten, kleinsten Hausweesen unentbehrliche Bedürfnisse: für Schuster, Schneider, Zwirn, Wolle zum nähen und stricken, dann endlich einer Menge anderer Kleinigkeiten auszugeben habe; und man wird aus dem, was ich bisher Erweisliches gesagt, und was beiliegende kurze Uebersicht all meiner Einnahmen und Ausgaben auszeiget, leicht die Möglichkeit einsehen, und begreifen, daß die immer abwechselnde und unsichere Einnahmen bei weitem nicht zureichen können.

Hätte ich gleich anfangs, als ich selbst zu menagiren anfangen mußte, einen Menschenfreund gefunden, der mich mit einem großmüthigen Beitrage auf einmal unterstützt hätte, so hätte ich mir davon gleich selbst ein schlechtes Bette, und einen geringen Hausrath anschaffen, und eine kleine Wohnung auf halbjährige Aufkündigung miethen, und

meine Frau selbst können kochen lassen. Aber so mußte ich seither allen Profit, in dem einen sowohl, als dem andern, fremden eigennützigen Leuten überlassen.

Meine Tante hätte mir zwar wohl mit einem Bette, und andern nöthigen Geräthschaften so lange aushelfen können, bis sich meine Umstände verbessert hätten; aber sie läßt lieber alles unbenützt da liegen, als daß sie den Sohn ihrer verstorbenen Schwester (die in ihren jüngern Tagen sehr vieles für sie gethan hat) damit unterstützen sollte, und (wie natürlich) sein Aufkommen befördern. Ja sie war so eigennützig, daß sie auch von dem Kostgelde, welches meine Schwester die ersten Monate meines Hierseins für mich bezahlte, einen nicht geringen Profit sich zueignete.

Meine Schwester hat zwar sehr vieles an mir gethan, für welches ich ihr auch ewig dankbar seyn werde, aber weil sie mir diese Wohlthaten nur von Zeit zu Zeit zufließen ließ, welche dennoch seit einem Jahre auf eine beträchtliche Summe hinauslaufen (indem sie vom Anfang meiner hiesigen Ankunft 5 Wochen meiner Tante für mich und meine Familie, dann vom Monate Mai bis 2. Julius für mich allein das Kostgeld bezahlte, meiner Frau aber, die 2 Monate, als sie in J** war, für das Kind jeden Monat 1 fl. 30 kr. schickte, und welches Geld sie mir hernach, wie oben schon erwähnt, auch bis Ende Aprils zufließen läßt) so erleichterte sie mir zwar in der größten Noth in etwas mein Schicksal; hätte sie mir aber im Gegentheil durch eine mäßigere Summe, die sie mir auf einmal gegeben, oder wenn sie nicht konnte, für selbige gut gestanden wäre, ausgeholfen, würde sie mir unvergleichlich mehr Vortheil verschafft, und mich in Stand gesetzt haben, mein Hauswesen sogleich auf einen ordentlichern Fuß zu setzen, und mich obendrein noch all der Leiden, Verachtung und Demüthigungen überhoben haben, die ich seither so häufig auszustehen hatte.

Die Aeltern meiner Frau, welche zwar schon sehr alt sind, und selbst nicht viel zum Besten haben, hätten doch

ein übriges Bett, womit sie ihrer Tochter aushelfen könnten; sie sind aber auch weder hiezu, noch zur Unterstützung mit einem andern kleinen Hausgeräthe zu überreden.

Aus erwähnten erweislichen Umständen wird es leicht begreiflich seyn, daß es bisher unmöglich war, mich, auch nur im geringsten, auf eine erträglichere Lage empor zu schwingen. Aus dem aufrichtigen Detail all meiner bisherigen Einnahmen und Ausgaben aber erhellet klar, daß ich die ersten Monate fast gar nichts erhielt, und doch Miethe, Kost und andere Nothwendigkeiten bestreiten sollte, ich war also gezwungen einige meiner besten Habseligkeiten gegen verderbliches Interesse in der äußersten Noth zu versetzen, auf der andern Seite auch Menschen zu suchen, die mir etwas vorstreckten, um es wieder abzuverdienen. Wie z. B. Herr N*** lieh mir nach und nach 8 fl., welche ich mich anheischig machte, mit eben dem 1 fl. 30 kr. wieder zurück zu zahlen, welchen ich monatlich für meinen Unterricht erhielt. Ich nahm also seit dem Monate September keinen Heller an diesem Posten ein, und auf diese Art mußte ich es hernach bei den übrigen Scholaren auch machen, so, daß ich im Monat Januar, wo meine stärkste Einnahme war, kaum 4 fl. baar erhielt. Nun setzte mich erst die Krankheit des jüngern B. v. N* seit 3 Monaten in die schrecklichste Verlegenheit, nachdem er sowohl als sein Vater hart genug seyn können (unerachtet ich sie sowohl schriftlich als mündlich wiederholt dringendst bat) mir die monatliche 6 fl. für meinen ohne mein Verschulden unterbrochenen Unterricht nun schon im 3ten Monate vorzuenthalten, und der Jüngere lieber sein Geld, wie ich öfters selbst Augenzeuge war, wenn ich ihn besuchte, zu 10—15 fl. verspielt, als daß er einem Unglücklichen, wo nicht aus Pflicht, wenigstens aus Mitleiden und Menschenliebe mit dieser monatlichen Kleinigkeit aushelfen sollte. Vor etlichen Tagen ist er nun gar auf einige Wochen nach N* gereiset, und benimmt mir hiedurch auch für diesen Monat meinen gehofften Verdienst. Dieser Umstand schlägt nun meine häusliche Aussichten

vollends nieder. Ich wünschte immer nichts so sehr, als durch Arbeit und Thätigkeit mein Hauswesen wenigstens auf einen nur zur Hälfte erträglichen Fuß zu setzen. Wenn aber immer durch unerwartete Zufälle alle meine Aussichten durchkreuzet und vernichtet werden, wie ist es menschenmöglich, mich nur im geringsten zu erholen? denn gerade, als ich dieses schreibe, liegt wieder einer von meinen Scholaren an den Kindspocken krank danieder, und muß also wieder den ganzen Monat in der bangen Erwartung harren, ob ich am Ende dieß mein Monatgeld erhalte. Nun setzen wir auch noch zu diesen Fatalitäten, daß mir meine Frau die mir auf dem Hals liegende Bürde der Nahrung nicht im mindesten durch Handarbeit erleichtern kann.

Dies ist die wahrhaft traurig- und erbärmliche Lage eines Menschen, der gewiß ein bessers Schicksal verdiente, der gerne thätig, arbeitsam und unermüdet wäre, wenn er nur Gelegenheit genug hätte, sich so viel zu verdienen, daß er sich und seine Familie ehrlich nähren könnte. So aber habe ich oft nicht einmal einen Kreuzer, daß ich mir den zum unabänderlichen Bedürfnisse gewordnen Tabak kaufen könnte.

Kurze Uebersicht

aller Einnahmen und Ausgaben seit dem 1. Julius vorigen Jahres bis Ende Hornungs 1788.

Einnahmen.

A.	Im Julius	2 fl.	6 kr.
B.	— August	5 —	30 —
C.	— September	7 —	30 —
D.	— Oktober	9 —	— —
E.	— November	9 —	— —
F.	— December	14 —	24 —
		Latus 47 fl.	30 kr.

G. — Jänner	17	—	24 —
H. — Hornung	11	—	24 —
NB. Für die Arbeit . . .	15	—	— —
Eine großmüthige Unterstützung .	20	—	— —
Summa dieser	111 fl.		18 kr.

Ausgaben.

Kostgeld für 7 Monate zu 6 fl. .	42 fl.	—	kr.
Trägerlohn zu 30 kr. . . .	3	—	30 —
Miethe für Zimmer, Bette und Einrichtung auf 8 Monate zu 3 fl.	24	—	— —
Wäsche für 8 Monate zu 25 kr. .	6	—	— —
Täglich nur für 4 kr. Brod . .	16	—	— —
Täglich 1 Maaß Bier zu 3 kr. .	12	—	— —
An Schuster	8	—	— —
Brennholz	14	—	54 —
Licht täglich nur 1 kr. . .	4	—	— —
Barbier	3	—	— —
Apotheker	4	—	— —
Chirurgus	3	—	— —
Frühstück für das Kind täglich nur 1 kr.	4	—	— —
Auf hundert andere, auch in der kleinsten Wirthschaft ohnentbehrlichste Bedürfnisse	8	—	— —
An Schneider	3	—	— —
Summa dieser	157 fl.		24 kr.

Wenn nun die Einnahmen von den Ausgaben abgezogen werden.

Summa der Ausgaben . .	157 fl.		24 kr.
— — Einnahmen . .	111	—	18 kr.
Rest	46 fl.		6 kr.

So ergiebt sich, daß ich, ohnerachtet ich seit dem ersten Hornung die Kost aufgekündet, mithin fast den ganzen Monat gehungert, und nur selten etwas gegessen, daß

um 46 fl. 6 kr. zu wenig eingenommen, mithin eben so viel noch schuldig bin.

War ein guter Jüngling, hätte einen bessern Vater verdient.

Gestern kam ich heim, und aus des Vaters Brief werden sie leicht auf den Willkomm schließen. Ich traf ihn nicht an, als ich in die Stube trat; die Mutter saß da in Kummer, und ausgezehrt bis auf die Knochen; Mariane meine Schwester, die ihrer pflegt, stand an einer Ecke des Tisches; wir alle waren still, und voll ängstlicher Erwartung. Ich wollte sie einstweilen trösten, und war mir selbst zu kram. Wir gingen Abends spät zu Bette, und lagen aber keine halbe Stunde, als der Vater kam. Ich war von der Reise und dem so schlimmen Wege müde, und schlummerte schon. Des Vaters Grimm weckte mich mit einemale; ich mußte auf, Beinkleider und Schuhe hatte ich angezogen, und entlief seiner Wuth, er verfolgte mich mit der Peitsche, verlor mich aber in der Nacht, und ich wurde bei einem gastfreiern und mitleidigern Nachbar gütlich aufgenommen. Am Morgen kam mir die Erlaubniß heimzugehen. „Zween Tage kannst du dich von deiner Reise er„holen, und fort. Du hast mir versprochen geistlich zu „werden — und dann war mein Wille unter die Soldaten „mit dir; nie hast du gethan, was ich wollte. Den Brief „da mag dir wer geschrieben haben, um mich nochmal zu „hintergehen — — —“ Daß sich Gott erbarme, verlassen Sie mich nicht! Wer würde mir sonst auf weiter Gottes Erde meine Rechte, die Gott mir gab, die die Natur mir zusagte, wiedergeben? Und wer kann meinen Verlust so ganz wie Sie und ich kennen, oder wem wollte ich mein Schicksal wohl noch klagen? Beschimpft, mißhandelt, verlassen, und fremd wie ein Geächteter bin ich in meinem Vaterlande — — — O meine Lieben! Danken will ich euch, und wenn ich auf einem euerer Hügel sterben kann.

Gewiß, Sie ſollen ſich einſt freuen, ſich meiner angenommen zu haben.

Dieſer war ſein letzter Brief, nun hat er ausgelebt — ausgelebt die Tage des Elendes. Was iſt doch der Menſch? Ruhe in Frieden!! —

Zwei Tage darauf, als der Brief an Sie fort war, begegnete mir mein jüngſter Bruder; er ſagte mir, daß der Vater nicht lange nach meiner Abreiſe einen Brief von Ihnen erhalten hätte. Ich verlangte deſſen Inhalt, und geſtern kam mir mit dem Ihrigen einer. Ich mag Ihnen nicht ſagen, was er ſchreibt; genug! ich bin von ihm verlaſſen. Hat er jemal ſeinen Sohn gekannt, ſo iſt es himmelſchreiende Sünde, wie er mit mir umgeht! Ich will nicht zagen und weinen, wie ein Kind, vor keinem Menſchen hat mich mein Schickſal noch Thränen gekoſtet, aber daß ich an Ihrer Bruſt all mein Elend ausweinen könnte! Sie ſollen mich ſehen, einſam und verlaſſen, kein ganzes Hemd auf dem Leibe, ohne Schuhe, ohne Rock, zerriſſen, blaß, hager und verwüſtet, Troſt und Freude verloren. Sie, Sie ſind meine Hoffnung noch, o! verlaſſen Sie mich nicht. — Die Bitte in meinem letzten Briefe an Sie iſt kühn, aber es iſt auch die äußerſte Noth. Der Jüngling, ſeiner Rechte, die ihm Gott gab, die die Natur ihm zuſagte, entſetzt, beſchimpft, beleidigt, mißhandelt, o! wenn er ein fühlbares Herz hat, ſeinen Verluſt kennt, er kann keinen Unglücklichern über ihm denken! Mariane, meine Mutter, ſie mit dem beſten Herzen dauert mich unausſprechlich, ſie ſind unſchuldig, und was ſie meinetwegen leiden! Richter, Richter, was hab' ich, was ſie dir gethan! daß du ihn zum vorgeſetzten Mörder ſeines Sohns, zum Treuloſen an ſeinem Weibe machſt? Mit weinenden Augen klagte ſie mirs, wie er oft in Faßnächten über eine Nacht den Sold des ganzen Mondes mit einer buhleriſchen Dirne in der Schenke verſchwelgt; ſein ehrlich angetrautes Weib mißhandelt er, und ſeine Kinder kann er im Elende wiſſen.

Gott, dir sei es geklagt! verzeih ihm und gib mir bald den seligen Morgen, wo ich mich meines Daseyns wieder freue, und meine Mütter trösten kann.

Er wagte Leib und Leben für sein Vaterland, und äußerste Armuth war der Lohn seiner letzten Tage. —

Vierzig ganzer Jahre stand ich unausgesetzt in Militärdiensten, und habe zehn Feldzügen mit aller Ehre eines tapfern Soldaten beigewohnt. Ich habe 12 Jahre sowohl in Kriegs- als Friedenszeiten die Adjutantencharge begleitet: habe mir endlich wegen im Feld empfangenen feindlichen Blessuren, besonders aber durch die in der letzten schlesischen Wintercampagne als Adjutant ausgestandene strenge Kälte, meine Gesundheit ruiniret, und mir hierdurch die langwierigsten Krankheiten zugezogen.

Damit aber mein Elend vollkommen wurde, mußte ich wegen der 1771 und 72 obwaltenden unerhörten Theurung mit meinen nur 5 angehörigen meist krankliegenden Personen Geld aufnehmen: mußte übertriebenen Juden Zins zahlen; wodurch ich unausweichlich in einen solchen Schuldenlast gerieth, aus dem ich mir nicht mehr heraushelfen konnte.

Ich ward also nothgedrungen mit gnädigster Genehmigung meine Oberlieutenantsstelle zu verkaufen, um meine Gläubiger zu befriedigen, und von dem wenigen Ueberrest mit den Meinigen so genau als kümmerlich leben zu können.

Allein auch dies so wenige war in Bälde hin. Meine Ehegattin, die über 3 Jahre an einem unheilbaren Schaden krank lag, starb; meine Tochter, die mir durch ihre unermüdete Handarbeit den Unterhalt erleichterte, starb auch.

Ich bat um einige wenige Pension, oder in eine Spitalsverpflegung aufgenommen zu werden, konnte aber nie auch nur die geringste Hülfe erhalten.

Nun hat mein Elend den höchſten Grad erreicht: immerzu kränklich, von Jedermann verlaſſen, und in meinem 66ſten Jahre ärmer als der ärmſte Gaſſenbettler, hab und weiß ich keine Zuflucht ꝛc.

Iſt es möglich, daß wir noch in den Zeiten der Aufklärung Tage erleben, in welchen gute Handlungen unbelohnt bleiben? —

Sie wiſſen, daß Belohnung ſchöner Handlungen in der Welt, wenn ſie ſo allgemein wäre, wie Beſtrafung der Böſen, unendlich viel Gutes hervorbringen könnte; daß die Thätigkeit der Menſchen hierdurch belebt, und manche ſchöne That erſcheinen würde, welche nun oft, weil keine Achtung dafür iſt, unterbleibt. Mit dieſem gemeinſchaftlichen Glauben im Herzen habe ich mir den Muth genommen, Ihnen hier eine Bitte vorzutragen.

Den 13. Februar brach in der Stube meines Nachbars Feuer aus, da beinahe die halbe Gemeinde in der Kirche war. Der Wind, welcher an dieſem Tage raſete, drohte dem ganzen Dorfe den nahen Untergang um ſo gewiſſer, weil faſt alle Häuſer hier mit Stroh gedeckt ſind. Meine Kapläne waren die erſten, denen man die Rettung zu verdanken hat. Kaplan R* drang in die Stube, zog die im Rauch hingeſunkenen Kinder nicht ohne eigne Gefahr heraus, und Kaplan W** traf indeſſen von außen kluge, und gedeihliche Anſtalten.

Sie haben ihre Schuldigkeit gethan, ſagt der Mann, der die Sache geradezu betrachtet.

Da, wo die Polizei Augen hat, werden aber auch die belohnt, welche ihre Schuldigkeit thun.

Ich wünſche nun, daß ſich dieſer Segen über die braven Prieſter zur Aufmunterung der Thätigkeit unter andern verbreitete. Sie ſind Männer von guten Herzen, die ihr Amt redlich und treu verrichten, aber leider zu einer weitern Verſorgung gar keine Ausſichten haben, denn ſie ſind

Titulanten armer Gemeinden. Der eine lauft schon im 7ten, der andere im 13ten Jahre in Cura herum, und wenn er noch so lange lauft, so ist er ein alter Kaplan ohne Heimath.

Nun sagt uns aber unser Herz, wir sollen keine Gelegenheit vorbei gehen lassen, in welcher wir das Glück unserer Brüder stiften können. Diese Rettung könnte dazu beitragen, wenn die guten Männer einen Freund hätten, der ihre Sachen betreiben möchte.

Ich habe nun gedacht, die Regierung darum anzugehen; aber ich hoffe wenig, wenn nicht ein Präsident die Sache empfiehlt, noch weniger, wenn die Sache auf meinen Namen gehen soll ꝛc.

Selten ist wahre, reine Liebe; aber doch findet sie sich noch im Herzen einzelner guter Menschen.

Wo willst du dich nun hinwenden um Hülfe? um Rath? da alle deine Entwürfe und Aussichten zerplatzt, und niedergeschlagen sind. Ach, guter Vater im Himmel! höre meine Klagen, und erbarme dich des schönen Werks deiner Hände, das ich liebe. Ich würde meinen Mund nicht aufthun, und keinen Seufzer dich hören lassen, wäre nur ich unglücklich; da es aber dieses gute, edle, und jedem Menschen wohlwollende Mädchen ist, die leidet. O! so lasse meine flehende Stimme, Allgütiger! die immer zu dir aufruft, Gnade und Erhörung erlangen; ziehe die Bedrängte von ihren Qualen heraus, und mache sie zum Wunder deiner Güte, und deine Gerechtigkeit kann dann über mich mit all ihren Schrecken hereinbrechen, mich anstatt ihrer züchtigen, mich verfolgen, und mich empfinden lassen, wie groß und heilig, und wie sehr zu fürchten sie seye. Nur lasse mich nicht unterliegen; stärke mich, und dann lasse mich wiederum leiden, bis das Maaß meiner, und meiner Lieben Strafen (wenn dieselbe auch vielleicht einer schuldig ist) ge-

ilget sind; und dann weiß ich wohl ohnehin, daß, wenn deiner Gerechtigkeit Genugthuung geschehen ist, so kommt darauf deine Güte in unzählbaren Strömen der Glückselig-keit über deine Geprüfte herein.

So dachte ich, so betete ich, als mir der Gedanke (fast gewiß wohl als ein Vorbot der nahen Rettung aus dem Elende) in die Seele kam, um Hülfe anzusuchen.

Hören Sie also meine Wünsche, und wenn Sie mir nicht helfen können, so schicken Sie mir doch ihr Urtheil über mein Unternehmen zur Antwort. Da ich zu Ihnen schreibe, so ist mir ganz anders, als wenn ich andern schrei-ben müßte; es däucht mich, ich rede das erstemal zu einem Menschen, ihm kann ich meine ganze Seele ungescheut öff-nen, und alle Falten meines Herzens, wie meinem Gewis-sens-Vater aufdecken, denn ich glaube, daß Sie meiner Of-fenheit nicht spotten, sondern vielmehr alles mitfühlen wer-den. Nun hören Sie —

Ich liebe ein Mädchen, und Gott weiß es, daß mich weder Reichthum noch Schönheit dazu verleitete: denn erste-res besitzt sie gar nicht, und letzteres nicht ausnehmend, doch ist sie mir vor allen die schönste; und eben darum, weil es diese Vorzüge nicht sind, die mich einnahmen, so ist meine Liebe fester, sicherer und dauerhafter, sie gründet sich auf das gute Herz dieses Mädchens (wahrlich der größte Schatz, den keine Motten verzehren, oder ein Dieb stehlen kann!) ich nahm ihre edle Gesinnungen wahr, und diese sind die Glut meiner Liebe.

Nun sind wir beide unter einer Herrschaft, und beide leiden wir unter derselben Härte; ich meinestheils will nicht das Geringste erwähnen, was mir widrig ist, wenn nur meinem lieben Mädchen geholfen wird. Sie ist Kindswär-terin, und ohne Nachtheil ihrer Gesundheit kann sie das starke Schlafbrechen, die rastlosen Arbeiten, und besonders bei allen dem die unbegreifliche Strenge und Unart ihrer Frau nicht lange mehr aushalten. Sie muß also aus die-sen Umständen fort von diesem Orte, wenn es ihr auch

noch ſo wehe thut, mich zu verlaſſen. Denn nach ihren Ausdrücken liebt ſie mich nicht weniger, als ich ſie. Schrecklicher Gedanke für mich, von meiner Liebe getrennt zu werden! aber noch ſchrecklicherer Gedanke! daß ſie den Schlingen der großen Schurkenwelt preis gegeben, und tauſend Gefahren, tauſend Feinden der Unſchuld ausgeſetzt wär. In ihrer Heimath läßt ſie ihre Stiefmutter, obwohl ſie es könnte, nicht ruhen; anderswo kennt man ſie nicht; und meiſtentheils, was immer gute Orte ſind, werden durch Empfehlungen beſetzt; und wohin nun? —

Auszug eines Briefs an den Grafen v. ***. Woher habt ihr das Recht euere Brüder ſo zu mißhandeln? Gott! was iſt der Arme, wenn er ärmer als arm iſt? der Elende, wenn er elender als elend iſt?

Euer hochfreiherrl. Exzellenz ruhmvollſter Gerechtigkeits-Eifer, mit dem Hochdieſelben auch die Niedrigſten zu beglücken die ganz außerordentliche Gnade haben, hat auch mir Muth gemacht, nach einer beinahe dreijährig angedauerten — allen Rechten zuwiderlaufenden Mißhandlung meine Zufluchtſtadt bei Hochdenſelben demuthsvoll zu erflehen, und um hinreichende Satisfactions-Verſchaffung wehemuthsvollſt supplicanto anzuſtehen.

Es mögen allbereits 3. Jahre ſeyn, als ein lediger Burſche in St** vorgegeben, daß ihm nächtlicher Weile etwelche Gulden entwendet worden wären, und wie wahrſcheinlich muß derſelbe hierüber bei einem wohllöbl. Landvogtamt ** auch die Anzeige gemacht haben. Es hat eben der ledige Burſche nach Ausſage ſeiner leibl. Schweſter die angeblich entwendet ſeyn ſollende etwelche Gulden in F** einen Tag zuvor verſpielet, und nur den Vorwand der Entwendung von daher genommen, weil er beſorgt, daß eine vorhabliche Verheirathung durch die Ruchbarkeit ſeiner Spielſucht in das Stocken gerathen möchte. Gleichwie

ſo dem Landvogtamt ** de corpore delicti ſeu surti erpetrati nicht rechtlichen constiren konnte, um ſo viel inder konnte daſſelbe in Ermangelung der Gewißheit des erbrechens zu einer Special-Unterſuchung ſchreiten. Es eſchah aber dennoch: und der Folge nach mußte ich als Thäter angeſchuldigt worden ſeyn, und, ob ich gleich ein u St** hausgeſeſſener Mann bin, von dem man ſo ſchlechterdings eben nichts zu beſorgen gehäbt hätte, daß ich wegen iner ſolchen Anſchuldigung der Juſtiz den Rücken kehren möchte, ſo wurde doch, ohne dieſer Rückſicht zur Captur mit mir geſchritten. Die Umſtände, Weiſe und Art, mit der es geſchehen, verdient ganz beſonders angemerket zu werden. Nächſtkommenden Afra Tag wird es 3 Jahre, als ich mich Nachmittags im Wirthshauſe zu St** nebſt vielen andern Gäſten befand. Abends um 7 Uhr kam ganz unerwarteter Dinge der Amtsknecht, die Reitpeitſche in der Hand haltend, eben in das Wirthshaus zu St**, und haute mir mit gedachter Reitpeitſche kreuzweis dergeſtalt um das Geſicht herum, daß mir das Blut häufig aus der Naſe, und dem ganzen Geſicht heraus geſchoſſen; hieß mich hierauf an einen andern Tiſch ſitzen, und dann nahm er mich in das Stüblein hinein, und verſetzte mir darin 6 oder 8 Streiche mit ſeinem ſilbernen Schlagring mit ſolchem Grimme in das Angeſicht, daß mir ganze Fetzen Fleiſch an der Naſe und dem Mund heruntergehangen. Hierauf ſchloß er mir den eiſernen Daumenſtock mit einer ſolchen barbariſchen Wuth an, daß mir das Blut in das Geſicht ſpritzte.

Die Wirthin und der Wirth zu St** konnten dieſe Grauſamkeiten nicht mitanſehen, ſondern verkrochen ſich ſogar in den Keller. Hingegen der alte Fiſcher, der ſogenannte junge W***, der alte K*****, und der junge B*** Bauer; dann des K**** Sohn B*** mit Namen müſſen nicht nur allein vorgeſchrieben — an mir verübte Grauſamkeiten eidlich erhärten, ſondern zugleich bekräftigen, daß ich mich

nicht einmal mit einem Worte widersetzt habe. Diese sämmtliche Zeugen sind alle aus St**.

Endlich wurde ich aus dem Wirthshaus, und bei meinem Hause vorbeigeführt, wo ich meinem Eheweib, als einer dreiwöchentlichen Kindbetterin, im Vorbeigehen den einzigen Gulden, den ich bei mir hatte, noch gab; hingegen versetzte ihr der Amtknecht mit seiner Reitpeitsche mit allem Grimme und Wuth einen Streich über den Kopf. Hierauf lag ich 17 volle Wochen in H*** dergestalten geschlossen, daß ich auch nicht einmal einen Fuß über die Pritsche herunter thun konnte. Von da aus kam ich in's Zuchthaus nach N***, wo ich nur 5 Wochen weniger als ein Jahr verwahret wurde. Unterdessen trieb der Amtknecht zu H*** bei meinem Eheweib die nämlichen Gewaltthätigkeiten. Bald drang er zu Nacht um 10 Uhr, bald frühe um 2 Uhr mit größter Furie und Lästerungen in das Haus hinein. Mache auf, du Galgenwaar! du Spitzbubenwaar! war sein Gruß: schaffe Geld her! nämlich zu Abtragung derer erloffenen Unkosten. Endlich wurde ich der Zuchthausstrafe erlediget. Kaum aber war ich 3 Wochen in der Freiheit, wo ich noch Mattigkeit halber das Gehen nicht vermochte, und weil ich nichts verdienen konnte, auch kein Geld hatte, als man mich an aller Heiligen Abend wiederum durch den Amtsknecht vor Amt schaffte. Und als ich an aller Seelen Tag zum Amtsknecht ins Haus kam, war die erste Anrede des Amtsknechts: Da setz dich hin, verfluchter Spitzbub, und zieh deinen Rock aus, oder ich schlag dich ins Gesicht. Gleich darauf wurde ich kreuzweis geschlossen, und solcher Gestalten siebenzehn volle Wochen daselbst enge verwahrt gehalten, daß ich nicht einmal einen Fuß auf die Bank herablassen konnte. Endlich wurde ich nach N*** geliefert, und bei dem dortigen Amtsknecht 5 Wochen, jedoch aber um viel leidentlicher, als in H*** tractirt und aufbehalten. Endlich am 1. April wurde ich von dort aus auf ein Jahr lang zur Zuchthausstrafe condemnirt, woran mir auch kein Tag geschenkt worden.

Seit dieser Herumschleppung und Verfolgung sind auf mein Haus 87 fl. Schulden gemacht, und hieran an Kosten 34 fl. 42 kr. zum Landvogtamt nach H*** bezahlt worden. Meinem Eheweib, bevor diese 34 fl. 42 kr. bezahlt waren, sind alle Kleidungsstücke ad Sequestrum judiciale genommen, und beibehalten worden, so, daß sie 17 volle Wochen keinem Gottesdienste mehr beiwohnen könnte, ja sammt den Ihrigen schier vor Hunger verschmachten mußte. Nun bin ich wiederum 8 Wochen auf freiem Fuße, Gewerb- und Nahrungslos, und mit vorgeschriebenem Schulds-Quanto, und über dieses mit einem durch so langes Herumschleppen kränklichten Körper erschweret.

Meine dermalige Freiheit ist der Beweis, daß ich unschuldig bin, sofort der vermeintliche Inquisitions-Proceß gegen mich unschicklich und rechtswidrig verführt worden sey, und daß eben darum die inverso juris ordine procedirende Richter, besonders aber der mich so grausam mißhandelnde Amtsknecht mir nicht nur allein den Ersatz alles erlittenen Schadens, Kosten und Versäumnisse, sondern auch lebenslänglich und zureichende Satisfaction um da mehrere zu machen schuldig seyen, wie untüchtiger ich eines Theils durch derlei Mißhandlungen geworden, mich und die Meinigen in Zukunft zu nähren; und je auffallender anderer Seits die unheilbaren Nullitäten sind, von denen die über mich gemachten Proceduren und gerichtliche Verhandlungen trotzen müssen.

Eurer Hochfreiherrl. Exzellenz werfe ich mich also demüthigst zu Füßen, mit beweglichster Bitte, sich meiner als Vater anzunehmen, und da ich aus Abgang des Vermögens mich in einen Proceß nicht einlassen kann, mir zu hinreichender Genugthuung gerechtest zu verhelfen. —

Harte Menschen! setzt ihr euch denn nie in die Lage eines andern?

Ich bin von armen Aeltern geboren, und diene bereits als Hausknecht bei dem v. N* dreizehn volle Jahre. — Der ganze Lohn meiner Arbeit ist des Tages 15 kr. Ich war mit diesem zufrieden, dankte Gott, und führte mich ehrlich auf, weil ich hoffte, meine Herrschaft wird mich in meinen alten Tagen versorgen, und sich eines alten redlichen Dieners annehmen. Nun erkrankte ich vor kurzem; und da ließ mich die Herrschaft in das Krankenhaus tragen. Ich war 3 ganze Wochen lang krank, und kann mich noch auf diese Stunde nicht recht erholen. — Als ich zurück kam, konnte ich der harten Arbeit aus Schwachheit nicht vorstehen, und mußte daher bitten, mir einige Zeit zur Erholung zu lassen. — Nach 14 Tagen meldete ich mich wieder bei meiner Herrschaft: allein wie erschrack ich, als man mir täglich, so lang ich krank war, für einen andern Hausknecht einen Fünfzehner anrechnete, und auch gar das Tragerlohn in's Spital von mir begehrte, und also die Bezahlung eines Conto von 15 fl. an mich forderte.

Da ich meine elende Umstände vorschützte, und bat, mir gnädig diese Summe nachzusehen, bis ich selbige gleichwohl nach und nach verabdienen würde, so jagte man mich aus dem Hause, nahm mir alles mein bischen Kleidung, und machte sich damit bezahlt. Ich bat und weinte; aber alles war vergebens. — Nun wohin mit mir? Ach! wäre ich doch im Spital gestorben!! —

Ja wirklich, das macht der hohen Noblesse wenig Ehre!! —

Mein Vater war Rath, und diente 30 Jahre lang treu und redlich. Da er ehrlich war, konnte er nicht reich werden. Er starb, als ich 15 Jahre alt war, und meine Mutter starb bald nach ihm. Als eine vaterlose Waise mußte ich fort zu fremden Leuten in Dienste. — Jetzt diene ich 3 Jahre als Kammerjungfer bei der Gräfin v. M*, und die Mißhandlungen, die ich dort als ein armes Mädchen dulde, sind nicht zu beschreiben. —

Es ist nicht genug, daß ich alle üble Launen der Gräfin ertragen muß, sondern sie erniedrigt mich noch zu den verachtungswürdigsten Aufträgen ihrer geheimen Liebes-Intriken. Gott im Himmel! es ist nicht zu beschreiben, was manches ehrliche Mädchen leiden muß, um nur Dienst und Brod zu haben. Nun ist dieses die dritte Frau, bei der ich diene; und ich finde eine wie die andere. Was soll ich thun? Aus dem Dienste gehen — und wo dann Brod und Nahrung finden, da alles mit Menschen übersetzt ist, und man ohnehin so hart unterkömmt? — O bester Herr! wenn sie doch auch einmal etwas über diesen Gegenstand schrieben! — Die Damen könnten meinetwegen thun, was sie wollten, wenn sie nur ihre Kammermädchen nicht zu Gehilfinnen ihrer Ausschweifungen machten, und sie zu ihren Intriken nothzüchtigten. Um Vergebung! das ist doch recht schlecht, und macht der hohen Noblesse wenig Ehre. —

Ihre Dienerin.

Wahrlich! die Hure hat mehr Sittlichkeit, als der Herr Vogt!! —

Ich bin ein Mädchen, das durch Armuth und vernachläßigte Erziehung in ein sehr liederliches Leben kam. Ich entschuldige mich gar im Geringsten nicht; aber so weit ich immer herabgesunken bin, so bleibt mir doch noch ein Gefühl von Ehre, wenn man die Sache gar zu bunt macht. — — An Sie, mein Herr! will ich appeliren, und Sie sollen entscheiden, ob ich als eine herabgewürdigte nichtsnützige Dirne, oder die Obrigkeit zu N — — noch mehr Ehre und Sittlichkeit habe.

Vor kurzem kam ich wegen meinem liederlichen Leben in Arrest. Als man mich entließ, sagte das Schergenweib, daß ich wohl mein Glück machen könnte, wenn ich ihrem Rathe folgen wollte. — Ich sollte, sagte sie, reiche Ehemänner angehen, und sie zu verführen suchen, und in mein Haus locken. Diese würde man ausspioniren, und der Herr Vogt werde sie dann — wacker um's Geld abstrafen, und ich würde auch schon meinen Theil bekommen; und dann würde man mir im andern Weg wohl etwas durch die Finger sehen. —

Welche Abscheulichkeit! Nein, bei Gott! das thue ich nicht! Ich bin aus Armuth eine Hure geworden, hab für mich gehurt; aber ich will nicht für den Beutel der Obrigkeit huren. Heute gehe ich noch von hier fort. — Adieu. —

Ein novus modus acquirendi eines Advokaten.

Daß es unter den Rechtsanwälden Schurken gäbe, das wußte ich wohl; aber diese Gattung von Schurken, wie ich die Ehre haben werde, Ihnen hier eine Abzeichnung davon zu liefern, — diese war mir noch unbekannt.

Ich hatte eine reiche Muhme, die ihr Rechtsanwald um eine Schuld zu bezahlen, überredete, ein schön eingerichtetes Lustschloß, daß zehnmal mehr im Werth betrug, als die Schuld, zu verkaufen. Alle ihre Freunde mißriethen ihr den Verkauf: doch Doktor Luchs wußte durch Verläumdungen alle Freunde von meiner armen Muhme zu entfernen.

Das Schloß wurde verkauft; der Rechtsfreund nahm die Gelder zu sich, und wickelte in der Stille einige andere Gläubiger meiner Muhme auf, den Arrest auf diese Gelder zu schlagen. Es geschah; und nun war Doktor Luchs im Besitz eines ansehnlichen Kapitals, das er für sich verwendete. Meine Muhme berichtigte ihre Schulden, und nun wollte sie ihr Geld; allein Doktor Luchs hatte keinen Heller mehr, und die gute Frau mußte nun mit ihrem Rechtsfreunde processiren. Sie wählte einen andern Doktor: dieser war Doktor Fuchs. Da aber Doktor Fuchs den Doktor Luchs nicht gebissen hat, so halfen diese zwei zusammen, und fraßen das Vermögen meiner armen Muhme halb auf. Sie schrieb mir die Geschichte. Ich kam, und jagte den Doktor Fuchs und Doktor Luchs zum Teufel; und brenne ihnen eine Kugel für den Kopf, wenn mir die Schurken nochmals in's Haus kommen. Ich übersende Ihnen diese Nachricht als einen novum modum acquirendi. —

Hauptmann — —

Liebe! läßt uns diesem Redlichen folgen, wir wollen uns mit ihm in den Wäldern verbergen.

Sie werden nicht glauben, daß die Handlung möglich ist, die ich Ihnen hier schreibe; und doch ist sie nur zu wahr; ich hab sie selbst erfahren. Ich liefere sie Ihnen als einen Beitrag der entheiligten Rechte der Menschheit. Traurig ist der Gedanke, daß es solche Menschen gibt! und

es gibt sie doch. Hören Sie mich an, und bedauern Sie mich. —

Ich bin ein Priester, ich bin ein Mensch, der seinen Stand liebt, der aber nicht an den Vorurtheilen hängt, die oft diesen Stand begleiten. Ich lebte so, wie es einem redlichen Mann zustünde, der in einem gesitteten Staate zu leben hat. Von Jugend auf war ich ein Feind der rauschenden Freuden: ich war lieber einsam auf meinem Zimmer, als in der großen Welt, und unterhielt mich auch lieber mit einem Buche, als mit Menschen, die ich von Jugend auf studirte. Ich bin keinem Menschen feind, ich liebe das Menschengeschlecht im Ganzen, und wünschte viel Gutes unter ihnen thun zu können; aber den einzelnen Menschen scheue ich aus trauriger Erfahrung. — Mit diesen Grundsätzen lebte ich einsam — als mich einstmals ein Mann selbst aufsuchte, und Hilfe von mir begehrte. Gut und aufrichtig war sein Gesicht, und seine Seele schien mir so redlich als seine Miene. Er schilderte mir seine mißliche Lage, in die ihn ein Zufall versetzte, und begehrte von mir Geld. Ich lieh ihm alle meine Baarschaft: sie bestund in 100 fl., lieh sie ihm ohne Eigennutz, ohne Interesse. Er besuchte mich seit dieser Zeit öfters, und ich kam auch oft in sein Haus. — Was geschah nun? Dieser Mann hatte ein niederträchtiges Mädchen zum Kebsweibe; diese ward von ihm schwanger; er stiftete sie an, daß sie mich als Vater angeben sollte; und sein Plan war, hiedurch die 100 fl., die ich ihm darlieh, als sein Eigenthum zu erhalten. Welche teuflische Bosheit! er kam auf mein Zimmer, begehrte seine Obligation zurück, und drohte mir, daß, wenn ich sie ihm nicht zurück gäbe, daß er mich öffentlich beschimpfen und erniedrigen wollte. Alle meine Vorstellungen waren vergebens — alles, was ein Freund seinem Freunde sagen konnte. Er ging hin, und sprengte die Lüge in der ganzen Stadt aus. — Man zeigte mit Fingern auf mich. Freilich deckte sich nach und nach die Verläumdung und meine Unschuld kam an Tag: allein zehn wußten

vielleicht, daß ich unschuldig war, und hunderte nicht. Seit dieser Zeit flieh ich vollkommen die Menschen, und befinde mich nun in einem kleinen Dorfe auf dem Lande, wo ich meine Freude mit der ungekünstelten Denkart des redlichen Bauers habe. Hier hoffe ich auszuleben. Nehmen Sie Theil an dem, was ich litt; und können Sie von dieser Geschichte Gebrauch machen, so thun Sie es der Menschheit willen, um den Redlichen zu warnen.

Die Unschuld war verführt; was kümmert sich der Staat darum? sie starb; man muß sie begraben.

(Die Geschichte ereignete sich im kalten Winter. Eis deckte die Herzen der Richter, und Menschengefühl war eingefroren. Guter Pfarrer! mache mir eine Wohnung in deinem Hundsstalle zurecht!! —)

Ich bin ein armes, aber verführtes Mädchen. Fluchen Sie mir nicht, sondern bedauern Sie mich; ich will Ihnen erzählen, wie ich stufenweis in mein Unglück kam; und wissen Sie noch ein Mittel mich zu retten, so thun sie es um der Menschheit willen.

Mein Vater ist ein Bürger in einem kleinen Städtchen, und bringt sich, weil er 9 Kinder zu ernähren hat, kümmerlich fort. Mich als die älteste Tochter schickte er zum Dienen in die Stadt. Ich kam an; allein alles war übersetzt, und ungeachtet meines Bemühens blieb ich gegen ein Vierteljahr ohne Dienst. Mein bischen Geld gieng zusammen — ich war bei einer Frau auf der Kammer, die sich mit Mädchenvermiethen fortbringt, man nennt sie Hindingerinn oder Miethfrau. So lang ich ein wenig Geld hatte, war dieses Weib sehr gut mit mir; allein da meine Baarschaft zusammenschmolz, so sah sie mich mit ganz andern Augen an. Ich hatte noch einen Gulden, dieses war alles mein Geld. — Das Weib überredete mich, diesen

Gulden in die Lotterie zu ſetzen; und machte mir, ich weiß nicht was, für vortheilhafte Ausſichten vor. — Ich wußte nicht, was Lotterie ſagen wollte, und machte mir die glänzendſte Hoffnungen; allein ich gewann nichts, und nun war mein letzter Kreuzer hin. — Ich weinte am Abende bitterlich; allein die Frau tröſtete mich, als ſie ſah, daß ich noch ein hübſches Gewand in meiner Truhe hatte. Sie verſprach mir zu borgen, bis ich einmal in einen Dienſt käm, und ſie nach und nach bezahlen könnte. Ich traute auf ihr Verſprechen; und obwohl ich des Tages nur einmal eine Waſſerſuppe aß, ſo war ich doch immer ſehr beſorgt, was meine Koſtfrau mir anrechnen möchte. Nach 14 Tagen ereignete ſich, daß ich einen Dienſt haben konnte, und nun gab mir meine Koſtfrau meine Kleidung nicht. Ich bat ſie auf den Knieen, aber vergebens; ſie wollte bezahlt ſeyn. Ich ſtellte ihr vor, daß ich ſie nicht werde bezahlen können, wenn ich nicht einen Dienſt hätte; und daß ich den Dienſt wieder nothwendig werde verlieren müſſen, wenn ich keine Kleidung hätte; allein alles war vergebens, und ſie drohte mir das Gewand zu verkaufen. — Ich wußte meines Elendes kein Ende — meine Schuld bei meiner Koſtfrau wurde immer höher, und nun ſagte ſie: ich hätte auch ſchon mein Gewand verfreſſen. Nun denken Sie, wie mir zu Muthe war. — — Du kannſt dir leicht helfen, ſagte die Miethfrau eines Tages zu mir, wenn du nur willſt. Du biſt ein hübſches junges Mädchen; und da in deinen Jahren läßt ſich ſchon noch etwas verdienen. — Ich verſtund ſie Anfangs nicht, allein ihr Zuſpruch war mir viel deutlicher, als ſie mir einen jungen Menſchen auf's Zimmer führte, und mich mit ſelbem allein ließ. — Die Sprache des Wollüſtlings wurde bald deutlicher. — Gott im Himmel! welchen Gefahren iſt ein junges Mädchen nicht ausgeſetzt! — —

Was willſt du machen? ſagte der Wollüſtling; du biſt arm. — Niemand gibt etwas unſonſt. — Mit der Arbeit ohne Dienſt kannſt du dich nicht fortbringen, es gibt zu

viele Leute. Es ist besser Huren als Stehlen, du kannst dir nach und nach was ersparen. Mit der Ehrlichkeit kömmt man heut zu Tage gar nicht fort. Was fangst du an? — Wenn du dienest, welchen Vortheil hast du? — Was zahlt man dir Lohn? — 20 fl. O das ist schon viel — Und wenn du krank bist — glaubst du wohl eine Herrschaft nimmt sich deiner an? — Und wenn du alt wirst — sorgt der Staat für dich? — Also wohl gewagt! genieße das Leben.' Es ist immer das Alte, und wenn du die Sache je vernünftig anzugehen weißt, so kannst du dich über böse Folgen von Krankheiten wohl hinaussetzen. — Was die Ehre anbelangt, so ist dieses ein bloßes Vorurtheil; du wirst sehen, alles hurt. — Und dein Gewissen, — was heißt das? — Das ist heut zu Tag ein Wort um den Dummen damit einzuschläfern. Folge meinem Rath, und sey klug. — So sagte mir der böse Mensch — und er verführte mich. —

Ein Schritt zum Laster führt zum andern. Bald sank ich in die Tiefe, und lernte die Folgen dieses Lebens kennen. — O Gott! welchen Mißhandlungen war ich da nicht ausgesetzt! — Das böse Weib trieb mit mir bald ein Gewerbe. — Kavalier, Bürger, Geistliche, Juden, und alle mögliche Debauchanten kuppelte sie mir zu. Was sie mir bezahlten, davon mußte ich die Hälfte mit ihr theilen. Nun sind es noch nicht volle acht Tage, daß ich in diesem Leben bin, und Reue martert mein Herz; ich habe weder Tag noch Nacht eine Ruhe — und denke immer an meinen armen Vater. Haben Sie Mitleiden mit mir — ich bin noch kein im Grund verdorbenes Mädchen. Eine einzige Bitte habe ich an Sie, daß Sie an meinen Vater schreiben möchten, damit er mich doch wieder zu sich nehme; ich will gerne im Gänsestall schlafen, und nichts als Brod und Wasser zur Kost haben. Damit Sie sehen, daß es mir wahrhaft Ernst ist, so sage ich Ihnen, daß ich heute noch diese Kupplerin verlasse, und so hart als nun die Winterszeit ist, aus der Stadt fliehe, und sollte ich auch unter

einem Baum sterben. Hier ist die Adresse an meinen Vater. In einigen Tagen hole ich die Antwort bei Ihnen ab.

Maria — S —

Weiterer Brief.

P. P.

Heute Nachts um 12 Uhr brachte man mir ein halb erfrornes Mädchen in's Haus, das mein Knecht im Walde ganz erstarrt antraf. Als man es in Pfarrhof brachte, fühlte sie sich tödtlich krank — und alle Mühe war vergebens, die wir zu ihrer Erhaltung angewendet haben. Sie starb gegen 1 Uhr Nachts, nachdem sie gebeichtet hatte. Vor ihrem Tode ersuchte sie mich, an Sie, mein Herr, zu schreiben, und Ihnen zu sagen, daß sie die unglückliche Maria S* sey, daß sich Gott ihrer erbarmt, und sie aus dieser bösen Welt geführt habe. Ihr letztes Wort war: Gott! du bist Zeuge, daß ich verführt ward, und daß mein Herz, so tief ich herabsank, doch nicht von dir gewichen ist. Sie ruhe im Frieden! —

M. N* Pfarrer in T—

Dieser Brief soll jeden jungen Menschen bei der Wahl seiner Freunde behutsam machen.

Ich sehe aus ihrem Schreiben, mein Herr, daß Sie sehr viele Menschenkenntniß besitzen. Als einen Beitrag der Schilderung menschlicher Charaktere liefere ich Ihnen diese auffallende wahre Geschichte.

Ich hab einen nahen Anverwandten, der nach Absterben eines sehr reichen Onkels ein ansehnliches Vermögen ererbte. Ob es Glück oder Unglück für ihn war, muß die Zeit erst entscheiden; so viel ist gewiß, daß ich meinem Vetter gewünscht hätte, daß sein Onkel ihm zu dem Geld und Rittergütern auch Verstand und Menschenkennt-

niß hätte vermachen können. Des Onkels reicher Erb war nun ein junger Laffe; und zu jungen Laffen gesellen sich bald junge Schurken. So ging es meinem armen Vetter. Ein ausgeschämter Bube wußte sich seines Zutrauens zu bemächtigen, und war, wie man sich auszudrücken pflegt, sein Fac totum. Mit der eigennützigsten Seele verband dieses Insekt den niederträchtigsten Charakter. Nicht genug, daß er meinen armen Vetter zu verschiedenen, ihm sehr nachtheiligen Handlungen zu verleiten wußte, und in verschiedene sehr kostbare Prozesse durch seine Dummheit stürzte, so unterhielten sie lange Zeit mit einander das nämliche Mädchen. Könnte wohl die Freundschaft höher steigen? — Hauptsächlich war aber dieses Mädchen nicht die wahre Liebste meines Vetters, sondern vielmehr die Geliebte seines Busenfreundes, der es nach und nach dahin zu bringen wußte, daß ihm mein armer Vetter dieses Mädchen gegen Hinausbezahlung einer ansehnlichen Summe von etlichen Tausenden abhandelte, und sie zur Frau nahm. Nun denken Sie sich doch, ob es möglich ist, die Unverschämtheit höher zu treiben? — Ich wünschte, daß diese Geschichte, die ich Ihnen zu ihren Sammlungen liefere, jeden jungen Menschen bei der Wahl seiner Freunde behutsam machen möchte. — — Da ich weder meinen Namen noch den Namen meines Vetters beisetze; so können sie von dieser Handlung zum Wohl der Menschheit vollkommenen Gebrauch machen. — Ich sage nicht, ob sie sich im Orient oder Octident zutrug. — So viel ist gewiß, daß sie wahr ist. —

Auf meiner Reise — —
von Süderditmarschen. —

N. N.

Elende Wucherer! wie weit könnt ihr den ehrlichsten Mann bringen!! —

Unter all den tausend kummervollen Gedanken, die mein Gemüth Tage und Nächte durchmarterten, kam endlich einer in meine Seele, als eben die Natur, vom Denken ermüdet, dem Schlaf sich ergab. Ich fuhr zusammen; denn es war, als wenn mir durch ein geistiges Wesen folgendes in die Ohren geflüstert würde:

Du mußt dich einem ehrlichen Manne anvertrauen, und ganz offenherzig, so wie dich dein Gott kennet, ihm darstellen; nur dieser wird dir wiederum aufhelfen. Auf dieses wage ich es nun, mit größtem Zutrauen an Sie zu schreiben, da ich mit Ihnen, vermöge meiner wirklichen Krankheit, die Ehre persönlich zu sprechen nicht haben kann. Vor allem aber muß ich die ursachlichen Umstände, die mich in die dermalig traurige Lage versetzten, darzeigen.

Drei Jahre sind es, daß mir von einem ehrlich geglaubten Kerl ein Vermögen von 260 fl. entwendet wurde. Unter diesem war auch eine Maschine, die mir ein Fremder zum Verkauf überlassen hat. Als dieser nun Nachricht von der Entwendung seiner Maschine erhalten hatte, so begehrte solcher eine Zahlung von 100 fl.; ließ aber den N. N* (so nannte sich der Betrüger) in das Zeitungsblatt setzen, deßhalb mußte ich mich auch beim löbl. Stadtgericht meines Verlusts, und des N* Aussehen halber eidlich vernehmen lassen.

Bei diesem harten Verlust welchen ich erlitten hatte, ist noch in Betracht zu nehmen, daß ich nur 180 fl. jährliche Besoldung habe, und auch auf öfteres Anlangen nichts erhalten konnte. Sie hatten selbst einmal die Liebe, mir eine Bittschrift zu verfertigen, die aber auch fruchtlos blieb.

Endlich kam noch das Aergste, und das gleich, als

ich meiner Habschaft, des einzigen, worauf ich mich ehrlich verlassen konnte, beraubt ward. Mein Weib überfiel eine langwierige schwere Krankheit, und diese zwang mich, daß ich Schulden machen mußte. Jetzt fand ich erst keinen Freund, der mir auf eine Zeit lang hätte helfen können; oder wollen, als nur einen Wucherer, wie es hier zum Gebrauche geworden, die nur auf drei, längstens aber auf sechs Monate auf Wechsel mit unverantwortlichen Zinsen darleihen. Sie nehmen monatlich vom Gulden 2 und 3 kr.; bei diesem muß man noch, weil man mit dergleichen Geldausleiher nicht selbst bekannt ist, einen Geldaufbringer oder Aufbringerinn haben, die vom Gulden 2 kr. gleich bei Empfang des Gelds, wie der Darleiher sein Interesse, in Abzug nehmen.

So sank ich hinein, daß ich von 80 auf 100 fl., von diesen auf 250 fl. kam, und diese sind auch mit Ende dieses Monats verfallen. Was aber bei all diesem das verderblichste und schändlichste ist, daß man von seiner Noth und Lage das mindeste nicht darf merken lassen. Man muß sich noch reich lügen, und sein ganzes Gewissen zusammenquetschen; auch hat man vom Anfang des Gelds keine Ruhe mehr: denn jeden folgenden Tag denkt man schon wiederum auf neue Ränke, um diese zu befriedigen, einem andern wieder was Blaues vor die Augen zu machen. Jetzt erst finde und fühle ich es, daß auf diese Art der ehrlichste Mann zum Bösewicht ausarten kann. O Geld! warum mußtest du auf Gottes Erdboden als eine unentbehrliche Nothwendigkeit eingepflanzet werden! du Quelle so vieler Laster! O Gott! wie weit warfst du mich dieses Metalls wegen unter dem Schutte der Nichtswürdigen! O Herr, genehmige nur dießmal die Reue über mein Vergehen!

Sie verzeihen aber auch, daß ich erst jetzt in der größten Noth zu Ihnen meine Zuflucht nehme; aber auch jetzt erst sehe ich meinen gänzlichen Untergang, mein Verderben ein, wenn mir nicht durch einen absonderlich guten Freund geholfen wird: denn die oben angezeigte Summe,

und die nahe Verfallzeit, wo ohne Nachsicht der Wucherer bezahlt sein will, oder mich meiner noch habenden Hauseinrichtung mit ausgesetzter Schande beraubt sehen muß, ist noch nicht alles, was mich am Herzen drückt. Meinem trauten Weibe, obwohl sie weiß, daß wir schuldig sind, darf ich von der gefahrvollen Lage, in der wir stecken, nichts wissen lassen: denn das Schreien und Weinen hätte kein Ende, da sie ohnehin bei so wenigem Einkommen, und der dermaligen Theurung täglich acht Personen, ohne dem weiter Benöthigten, nur mit Nahrung zu versehen, schon in vollem Kummer und Sorgen lebt.

Denn durch die Entwendung der obgesagten Maschine hinterblieben uns beiden Tage, die wir jetzt bitter fühlen müssen. Da ich dem Guthaber statt 100 fl. eine Obligation von 80 fl. ausstellen mußte, dem ich auch so gut, als mir möglich war, die Hälfte daran bezahlte; allein weil ich nicht mehr, wie ers verlangte, zuhalten konnte, so verklagte er mich; und seines Ansehens wegen wurde ich nicht nur zur Zahlung der noch ausständigen Hälfte verwiesen, sondern die Gerichtskosten, seinen gedienten Advokaten, und die geforderten Reisekosten pr. 12 fl. wurden mir bei all meinen gründlich gemachten Einwendungen, nämlich die ganze Maschine mit 25 fl. Verdienst und Aufwand alles gerechnet, herzustellen, ganz ohne Empfindung aufgedrungen, und zum Abzug des Drittels vom Monatgeld verurtheilt, welcher sich erst in 4 Monaten enden wird. Zu diesem sind meine Uhren, Tabatiere und silberne Schnallen in dem Leihhause; auch ist mir schon bang, wenn ich auf des Herrn Medikus Verdienst gedenke, der mich schon sechs Wochen sehr fleißig besuchet, und welcher, allem Anschein nach, sich auch so bald nicht enden wird.

Sie können zwar jetzt denken: dieser hat mir freilich aufrichtig bekennet; allein stünde es in meiner Macht, so wollte ich ihn auch vollkommen absolviren. Meine demüthigste Bitte zielet dahin, daß, da Sie mit mehrern wohlhabenden Personen bekannt sein werden, die wahre Nächstenliebe in

ihrem Herzen fühlen, und sie werkthätig ausüben, wenn Sie mir doch einen so edlen Freund ausfindig machen möchten, der mir in dieser meiner elendesten Lage 300 fl. mit leidlichen Interessen auf Fristen darlieh. Dadurch würde ich auf einmal all meinem Elende entrissen: denn ich dürfte nicht mehr unter der erdrückenden Last meines Kummers schmachten, und unter den räuberischen Klauen gieriger Wucherer und Geldaufschwärzer bluten ꝛc.

Der Mensch ist überall Mensch; und wer in ein Kloster gehen will, der muß den Menschen vollkommen ausziehen, dann wird er zufrieden sein: so sagte mir einst ein würdiger Mann. Induet novum hominem.

Bis in mein ein und zwanzigstes Jahr kam ich nie eine Stunde in die Schule. Leidlich Lesen und Schreiben hatte ich in meiner Jugend von mir selbst gelernt, wo mir mein Vater, der ein Tagwerker ist, hie und da aus den ersten Zweifeln geholfen; und vom zwölften Jahre an, bis in das zwanzigste mußte ich meinen Unterhalt, theils mit Baurendiensten, theils mit Gipsbrennen verdienen. Ersteres trieb ich 5, letzteres 3 Jahre. Nun riethen mir einige Freunde, weil sie viele Anlage zur Poesie und Mathese in mir fanden, da ich mich schon als Baurenjung, ohne einen Anweiser zu haben, an Feiertagen, statt andern Vergnügungen, mit algebraischen Problemen und poetischen Aufsätzen abgab, die Gipsschaufel wegzulegen, und mein Glück in den Wissenschaften zu suchen. Herr B*, mit dessen gelehrten und hoffnungsvollen Söhnen ich zuerst bekannt zu werden die Ehre hatte, drang am meisten in mich. Ich gehorchte, ging 8 Monate zu seinem Hofmeister, der mir alle Tage eine Stunde durch Unterricht gab, wurde darauf von einer Akademie geprüfet, und erhielt vermöge eines Attestats die Erlaubniß mit diesem großen Fortgang in die erste Rhetorik zu treten. Im Jahr — also bezog ich die öffentlichen Schulen, wo ich mich bis 17— aufhielt.

In der ersten Rhetorik bekam ich unter den Besten den siebenten; in der zweiten den vierten, allemal mit Prämien aus Poetik und Matheſe, und in der Logik aus der Mathematik den ersten Ort.

Nun warben die Klöster um mich, und ich hatte das Unglück N* zu wählen. Vergangenen Herbst wurde ich daselbst eingekleidet, und glaubte auch wirklich da meine Stunden in Zufriedenheit vorüber leben zu können: allein ich betrog mich. Kaum waren einige Monate vorbei, so kam ich schon mit einer Ode in die Inquisition. Man fing mich an einen Freigeist, einen Indiferentisten zu schelten. Ein Geistlicher nahm die verdienstvolle Mühe auf sich, mit mir im Noviziate eine Korrespondenz zu unterhalten; das heißt: er warf immer eine Menge Fragen auf, die ich schriftlich beantworten mußte, um mich zu bekehren. Wenn ich ein Quartblatt voll schrieb, hatte ich mir sicher allezeit eine Wiederlegung auf 5 bis 6 Bögen von seiner Hochwürden zu versprechen; wo dann auch meist Drohungen mit untergeflossen waren, mich, woferne ich nicht die Meditanten und Asceten allen andern Büchern unendlich weit vorziehen wollte, aus dem Kloster zu stoßen. Unter andern schwur er, mir Zeit meines Lebens keines meiner Bücher, deren ich mehrere hunderte hineinbrachte, zuzulassen; vielleicht weil keines in Schweinleder, sondern blau gebunden waren, die sie allemal lutherische Piecen nannten. Genug, die Menge der Pedantereien, die hier ihre Freistätte aufgeschlagen zu haben scheinen, vertrieb mich aus selbem, so viel ich mir auch Gewalt anthat, nicht darauf Acht haben zu wollen. Nun bin ich ein Mensch ohne Aussicht, ohne alle Aussicht: und ich wünschte mich beinahe in den vorigen Stand wieder zurücke. Meine einstigen Gönner kennen mich nicht mehr, weil ich, wie sie sich auszudrücken pflegen, aus dem Kloster gesprungen bin. Abgeschmacktes Vorurtheil! wie lange wirst du wohl noch eine fruchtbare Mutter unzufriedner Religiosen bleiben? Man liebt einen Zögling der Wissenschaften nur so lange: als er

die Gesinnung äußert, unter den Klerus treten zu wollen; und sogleich wandelt sich Liebe in Haß, und Wohlthun in Verfolgung um, wenn man die Larve des Heuchlers ablegt, und frei herausredet, wie es einem das Herz diktiret, man habe keine Neigung zur ungesellschaftlichen Lebensart ꝛc.

Liebe, Liebe, — Du hast viel Böses gestiftet. — Aber nein, du nicht; die Verfassung war's. —

Ueberzeugt von dem Gefühle, das in ihrer edlen Seele für jeden Unglücklichen liegt, wage ich es, dieses menschenfreundliche Gefühl in Ihnen für mich rege zu machen. — Hören Sie meine Geschichte, und Sie werden sie nicht ohne Rührung hören. — Ich bin ein Mann, der von seiner erlernten Musik, wie tausend andere, das Unglück hat, nicht leben zu können: daher mußte ich natürlich das Mittel ergreifen, gleich Vater Adam von meiner Hände Arbeit, und im Schweiße meines Angesichts mein Brod zu verdienen. — Allein, da ich, wie Sie wissen, ein Klaviermacher bin, so brauchte ich Instrumente, und Materialien. — Was war nun übrig? — Ich wandte mich an ein Mädchen, das mir mit ihrem wenigen Vermögen, welches sich ungefähr auf 300 fl. belief, für beides aushelfen konnte. — Gleichwie nun dergleichen Bekanntschaften vom Gefühle der Dankbarkeit — meistens in Liebe, und dann — Sie verstehen mich! — Ich versprach ihr die Ehe, und sie ist nun nächst daran Mutter zu werden.

Sie können sich selbst vorstellen, wie dem ehrlichen Manne in so einem Falle zu Muthe ist, den Ehre und Rechtschaffenheit immer auf seinem Lebenspfade geleitet haben ꝛc.

Ich also, ein geschwächtes, armes Mädchen, und ein baldiger entweders glücklich, oder unglücklicher Mitmensch bitten Sie um Rath. Wir sind in einer fürchterlichen Lage. Schande und Verachtung folgen uns allenthalben; und wir

haben keine andere Aussicht unsre Ehre zu erhalten, als die Heirath. Aber Gott! wie ferne von uns ist diese Aussicht! — Wenn nicht hohe Gönner sich unser annehmen, so werden wir wohl nie dazu gelangen: denn nichts wird dem Menschen in der bürgerlichen Gesellschaft so sehr erschwert, als die Ehe ꝛc.

Könnte nicht manchem Vater der Gedanke kommen, daß es besser wäre, er hätte keine Kinder?

Es ist doch wirklich ein rechtes Elend ums Menschenleben! Ihnen, Herr! der Sie mit Unglücklichen vertraut sind, Ihnen nur kann ich es sagen. Schon bin ich getröstet, wenn es nur eine Seele in der Welt weiß, daß ich unglücklich bin — eine Seele, die eine stille Theilnehmerin meiner Leiden ist.

Ich bin der Vater zweier Töchter, für die ich allein lebte. Ich hab alles für sie gethan; manchen Bissen von meinem Munde erspart, um ihn ihnen zu geben. Ich ließ nichts an ihrer Erziehung versäumen; bürgerlich erzog ich sie. Sie können kochen, nähen, stricken, spinnen — alle häusliche Arbeiten. Ach! ich freute mich oft, wenn ich diese Kinder ansah, und dachte: nun Martin! hast du doch auch noch eine Stütze in deinem Alter. Mein Weib starb. Ich bin ein Mann von 70 Jahren; fühle alle Beschwerden des Alters. Nun nahm ich die Zuflucht zu meinen Töchtern. Sie dienten; ich bat sie zu mir zu kommen, um mich in meinen letzten Tagen zu pflegen. Sie kamen auch — aber Gott! wie waren ihre Herzen verändert! — Den ganzen Tag über kein gutes Wort; tagelang lassen sie mich oft liegen, ohne Trunk, ohne Brod. Wenn ich sie mit aufgehobnen Händen bitte, mit mir Mitleiden zu haben, so spotten sie meiner, heißen mich einen alten Hund; wär nicht Schade, wenn er krepirte. — Gott! wie ist es möglich, daß sich Menschen so verändern können! Ich bin ganz

ohne Freund, werde bald sterben; — freue mich auch auf den Tod; hoffe, es soll dort besser gehen. Wenn Sie je wieder etwas über das menschliche Elend schreiben, so erinnern Sie sich auch des unglücklichen, armen Martins. ꝛc.

Wirklich besser, man hätte keine, als solche Kinder!!!

P. T.

Ich übersende Ihnen hier eine wahrhafte Geschichte aus den geheimen Papieren eines meiner vertrautesten Freunde. Bei Gelegenheit können Sie selbe dem Publikum mittheilen. Mich däucht, daß sie in aller Rücksicht interessant ist.

Vom Grafen von T.

In einem abgelegenen Winkel Deutschlands, in einer kleinen Stadt, wo man, wie es überhaupt in dergleichen Orten gewöhnlich ist, die Verdienste eines Mannes nach dem Gewicht und der Peripherie seines Geldbeutels bestimmt, lebte ein Gelehrter, der von seinem ansehnlichen Vermögen den edelsten Gebrauch machte, und dessen vorzüglichste Beschäftigung die Erziehung seiner beiden Söhne Ludwig und Karl war. Wie glücklich würde dieser zärtliche Vater gewesen sein, wenn Ludwig sein einziger Sohn gewesen wäre! allein seine Mutter starb, indem sie ihn zur Welt brachte. Sein Vater beging die Thorheit, sich zum zweitenmal zu verheirathen; und in dieser zweiten Ehe wurde der jüngere Sohn geboren. So früh der ältere jede Erwartung übertraf, eben so bald verrieth Karl eine solche Seele, die Gott zum Fluch entstehen heißt. Schon als Knabe war er ein Böswicht. Kein Wunder, daß er als Jüngling der Mörder seines Vaters war.

Ludwig (denn es ist Zeit, daß ich von ihm rede) war im Begriffe, seine akademischen Studien zu endigen, als eines Tages ein alter Bedienter seines Vaters in seine Stube trat, und ihm die Nachricht brachte, daß er eiligst

nach Hause reisen möchte. Aber ich fürchte, mein lieber junger Herr! Sie werden zu spät kommen, denn ich sah es wohl, daß er schon mit dem Tode rang, als er mir befahl, zu Ihnen zu reiten. — Wer? wer? rief Ludwig. Ihr Herr Vater! sagte der Bediente. Niemand mag den Schmerz beschreiben, welchen Ludwig nothwendig empfinden mußte. Erstaunen, kindliches Gefühl, Furcht und Hoffnung bemächtigten sich seiner, und wechselten auf seinem Gesichte. Er nahm Postpferde, jagte Tag und Nacht fort; und schon hatte er seine Vaterstadt beinahe erreicht, als er mit dem Pferde stürzte, das rechte Bein brach, und eine große Wunde am Kopfe bekam. Der alte Bediente und der Postillion brachten ihn in die armselige Schenke eines nahe gelegenen Dorfes. Man konnte keinen Wundarzt erfragen, bis endlich die Wirthin ihren Bruder brachte, der ein alter Kühhirt war. Der Bediente wollte schlechterdings nicht verstatten, daß diese schmutzige Figur seinen Herrn anrühre. Der ehrliche Hirt, anstatt darüber zu zürnen, gab dem Bedienten die besten Worte, und stellte ihm mit einer offenherzig deutschen Beredsamkeit die Gefahr seines Herrn vor, und näherte sich halb mit Ueberredung, halb mit Gewalt dem elenden Lager des jungen Herrn, dem das viele verlorne Blut eine starke Ohnmacht zugezogen hatte. Er untersuchte die Wunde, und fand sie blos der Verblutung wegen gefährlich. Er verband sie, und brachte Arzneien; und binnen drei Tagen erklärte er, daß Ludwig ohne Gefahr nach der Stadt getragen werden könne, (denn das Fahren wollte er nicht verstatten) erbot sich auch, ihn zu begleiten, um vollends für seine Heilung zu sorgen. Ludwig, der alles Vertrauen zu seinem Arzte gefaßt hatte, nahm dieses Erbieten mit Freude und Dank an. Als er in seinem väterlichen Hause anlangte, wurde er von seiner Stiefmutter, und seinem Bruder mit vieler verstellter Freundlichkeit empfangen. Beide schienen über den Tod seines Vaters und über seinen Unfall untröstlich. Er wollte zu dem Sarge seines ihm so theuern und geliebten Vaters ge-

tragen sein; es wurde ihm aber unter dem Vorwande, als hätte sich die Leiche wegen des warmen Wetters sehr verändert, versagt. Er hatte auch diesen traurigen Trost nicht einmal.

Der ehrliche Hirt stellte ihn in kurzer Zeit wieder her, und was noch mehr zu bewundern ist, weigerte sich standhaft die geringste Belohnung dafür anzunehmen. Ludwig bat ihn, sein Leben bei ihm zu beschließen; allein auch dieses schlug der Greis aus, versprach aber von freien Stücken ihn alle Monate zu besuchen, und seine Hülfe, so oft er derselben benöthigt sein könnte. Ich bin alt, sagte er, und will in der Hütte, in welcher ich geboren bin, sterben. Alle, die ein Empfindung fähiges Herz haben, wird der Edelmuth des alten Mannes rühren So oft der Greis in der Folge zu ihm kam, empfing er ihn allezeit mit der Zärtlichkeit eines Sohnes.

Nach dem Tode seines Vaters folgte bei Ludwig ein Unglück dem andern. Er verlor durch einen Prozeß den größten Theil seines Vermögens. Die Treulosigkeit seines Bruders war daran schuld; er hatte die Gegenpartei Ludwigs aufgewiegelt, machte in Geheim mit ihr gemeinschaftliche Sache, und besaß die Geschicklichkeit, Ludwigen gewisse wichtige Dokumente zu entwenden, die ihm unentbehrlich waren, die Gerechtigkeit seiner Sache zu vertheidigen, und zu beweisen. Ludwig wurde durch den Verlust dieses Rechtshandels in betrübte Umstände versetzt. Es blieb ihm kaum so viel übrig, um kümmerlich leben zu können. Sein Verstand, seine Gelehrsamkeit und Fleiß halfen ihm fort. Nie entwischte ihm eine Klage, sein Gesicht schien immer heiter, so sehr auch sein Herz blutete; nur zuweilen schüttete er seinen Kummer in seines Freundes Schooß. Sechs volle Jahre hindurch duldete er alles, was nur immer ein Mensch erdulden kann. Jeden Tag bezeichnete ein neuer Unfall, und mit jedem Tage wuchs seine Standhaftigkeit. Endlich wurde sie auf Proben gesetzt, wo sie scheiterte. Und dieß ist die Begebenheit, welche ich meinen Lesern mittheilen will.

Mein Freund, so erzählt sein Biograph, sah Julien, und seine Seele flog ihr entgegen. So lange die Gesellschaft versammelt war, in der er sie zum erstenmal erblickte, blieben seine Blicke fest an ihr geheftet. Zwanzigmal öffnete er den Mund, um sie anzureden; ein, ich weiß nicht was, das vermuthlich die meisten meiner Leser zu seiner Zeit werden empfunden haben, band seine Zunge. Niemals hatte mein Freund eine so lächerliche Rolle gespielt. Richtete Julie von ohngefähr ihr Aug auf ihn, so glühte sein Gesicht; schlug sie selbes nieder, so erblaßte er. Kurz, alle Zeichen eines von Liebe ganz hingerissenen Mannes wechselten auf seinem Gesicht. Er kam am folgenden Tage zu mir. Seine Miene war so schwermüthig, und seine Zerstreuung so sichtbar, daß sie unmöglich meiner Aufmerksamkeit entgehen konnte. Unsre Vertraulichkeit gab mir das Recht, ihn um die Ursache seiner Unordnung zu fragen. Seine Antwort war eine Lobrede auf Julien, wie man sie von einem Liebhaber erwarten kann. Doch sagte er nicht viel: denn man kann zu Juliens Lobe nicht genug sagen.

Denken Sie sich, liebe Leser und Leserinnen! eine aufblühende Schönheit, von siebenzehn Jahren, die von den Händen der Liebe geschaffen zu seyn scheint, mit blonden Haaren, großen blauen Augen, die unwissend Liebe blicken; ein himmlisches Mädchen, noch unbekannt mit allen den Ränken und Gefahren der Liebe. So war Julie. In diesem entzückenden Körper wohnte die Seele eines Engels. Ich unterbrach seine Lobrede, mit der Versicherung, daß ich in Ansehung dieses Mädchens vollkommen seiner Meinung wäre. Ich erzählte ihm, daß ich Julien von ihrer Kindheit an gekannt habe, und daß Juliens Vater ehemals sehr vertraut mit mir umgegangen. Allein seit einiger Zeit habe eine kleine Uneinigkeit unsern Umgang unterbrochen. Aber gerne, setzt' ich hinzu, will ich etwas von meinem Rechte fahren lassen, wenn ich dadurch im Stande bin, Ihnen nützlich zu seyn.

Es ist unmöglich zu beschreiben, mit welcher Entzückung

meln Freund in meine Arme flog. Er bat, er beschwor mich, ihn zu Julien zu führen. Lassen Sie uns, sagt' ich ihm, nicht zu eilig seyn, denn Juliens Mutter würde Sie hassen, wenn Sie an Ihnen die geringste Liebe zu ihrer Tochter muthmaßete. Sie ist eine Frau, wie man heutigs Tags sehr viele antrifft, die ungeachtet ihrer Runzeln noch reizend seyn will. Ihr einziger Verdruß ist, daß sie eine erwachsene Tochter hat, deren Anblick sie Lügen straft, wenn sie so unverschämt ist, sich für acht und zwanzig jährig auszugeben. Der Vater ist ein braver Mann, aber mißtrauisch. Juliens Bruder ist der ärgste Bösewicht. Nun kennen Sie ungefähr das ganze Haus. Die Absicht, warum diese Familie hieher gekommen, ist diese: Juliens Vater hatte einen Bruder, der hier Handelsmann war. Dieser ist vor einigen Wochen gestorben, ohne andere Erben nachzulassen, als den Vater ihrer Geliebten, welcher seit acht Tagen hier ist, die mäßige Verlassenschaft in Besitz zu nehmen. In wenigen Tagen will ich gewiß Gelegenheit finden, Sie in seine Bekanntschaft zu bringen.

Ich hielt mein Versprechen. Ludwig war zu liebenswürdig, als daß Julie lange hätte ungerührt bleiben können. Das einzige Hinderniß war auf beiden Seiten der Mangel des Vermögens. Der alte Herr B**, Juliens Vater, liebte meinen Freund so zärtlich, daß er ihm seine Tochter mit Freuden würde gegeben haben. Madame B** schätzte ihn, so lange sie glaubte, er sei in ihre verjährten Reize verliebt; allein eben so herzlich haßte sie ihn, als sie dessen Neigung zu ihrer Tochter bemerkte. Julie, die schon lange ihrer seltenen Vorzüge wegen ihrer unnatürlichen Mutter verhaßt war, lebte nunmehr schlimmer, als in der Hölle. Sie ertrug allen Unsinn ihrer rasenden Mutter mit Geduld, und tröstete sich mit der Zärtlichkeit ihres geliebten Ludwigs. Karl, den wir schon als einen Bösewicht angekündigt haben, merkte die Neigung seines Bruders gegen Julien nicht so bald, als sein teufliſches Herz den

Anſchlag ausbrütete, das Glück eines Bruders, den er verabſcheute, zu untergraben, und ihm das Herz ſeiner Geliebten zu entführen.

Nun eröffnet ſich nach und nach ein Schauplatz voll abſcheulicher Begebenheiten, die ich meinen Leſern, wenn ſie Thränen übrig haben, erzählen will.

Juliens Bruder und Karl waren ſeit dem erſten Augenblicke ihrer Bekanntſchaft unzertrennlich. Gleiche Lebensart, gleiche Ausſchweifungen und Laſter machten einen dem andern unentbehrlich. Sie waren Tag und Nacht zuſammen, ſchmiedeten gemeinſchaftliche Anſchläge, und dienten einander wechſelweiſe in ihren Ränken. Es iſt gewiß, daß gleiche Laſter, wenigſtens auf eine Zeit lang, eben ſo feſt verbinden, als gleiche Tugenden.

Der junge B** haßte Ludwigen eben ſo heftig, als Karl. Sie fürchteten ihn, wie allemal der Böſewicht den Rechtſchaffenen fürchtet. *) Lange beſchäftigten ſie ſich mit fruchtloſen Anſchlägen, welche auf die Trennung dieſer beiden Liebenden abzielten. Die vorzügliche Hochachtung, welche der alte Herr B** gegen Ludwig hegte, und die genaue Kenntniß, die er von dem vortrefflichen Charakter dieſes liebenswürdigen jungen Mannes hatte, vernichtete alles. Der alte Herr wandte alles an, dieſe beiden Herzen glücklich zu machen. Ludwig war einem Miniſter empfohlen,

---

*) Wenn man einmal anfängt laſterhaft zu werden, ſo folgt ein Fall auf den andern. Die Ehre iſt einer ſteilen und mit keinen Ufern verſehenen Inſel gleich; man kömmt nicht wieder hinein, wenn man einmal heraus iſt. Deſprauz iſt der Philoſoph der geſ. Vernunft. Von Marquis d'Argent, Leipzig 1786.

Wenn der Boshafte unter den Menſchen ein anderer Menſch ſein könnte, als er wirklich iſt, ſo würde er ein ehrlicher Mann ſein wollen. Rouſſeau.

Die ächte Tugend (ſagt Plato) hat ſolche Reize, daß, wenn man ſie mit Augen ſehen könnte, alle Welt in ſie ſterblich verliebt werden würde. Joh. Pet. Miller hiſt. moral. Schilderungen. Leipzig bei Weigand, 1781.

der ihm zu einer ansehnlichen Bedienung Hoffnung machte, und ihm deßfalls die stärkste Versicherung gab. Herr B**, der dieß als den einzigen möglichen Weg betrachtete, den Geliebten seiner Julie zu versorgen, ließ keine Woche verstreichen, ohne dem Minister seine Aufwartung zu machen, und ihm das Glück meines Freundes bestens zu empfehlen.

Und es hatte das Ansehen, als wenn diese und viele andere Bemühungen die Gewogenheit, die der ehrliche alte Mann auf meinen Freund geworfen hatte, immer vermehrten. Der junge B** sah also, daß von dieser Seite nichts auszurichten sein würde. Er ging daher mit Karl zu Rathe. Dieser war Meister in Bosheiten, und kannte Julien und seinen Bruder besser. Sie dachten in kurzer Zeit einen Plan aus, der ihnen unfehlbar schien. Karl war geübt in der Verstellungskunst, und der ausgelernste Heuchler. Er hatte keine Schwierigkeiten gefunden, die Achtung des alten Herrn B** zu erwerben, und sogar einen Theil seines Vertrauens, weil er ihm von einigen Ausschweifungen seines Sohnes, von welchen er vorher sah, daß sie unmöglich länger verborgen bleiben konnten, die erste Nachricht gab, und in Gegenwart des alten Herrn den Sohn zur Besserung vermahnte. Er beseufzte die rohe und ungeschliffene Aufführung der jungen Leute, klagte über Verführung ꝛc. kurz, er wußte seiner Rolle so viel Ehre zu machen, daß man ihn im Hause des Herrn B** für einen Menschen von den besten Sitten hielt. Er fand sogar Mittel, seinen Bruder zu hintergehen, daß auch dieser nach und nach anfing, eine bessere Meinung von ihm zu fassen. Bei Julien war Karl, als der Bruder ihres Geliebten, sehr wohl gelitten; seine Gesellschaft war ihr sogar angenehm, weil er, wenn er wollte, die größte Politesse mit dem feinsten Verstande verband, sich in den Charakter eines jeden zu schicken wußte, viel gelesen hatte, voll von muntern und unerwarteten Einfällen, und für jeden, der sein Herz nicht kannte, der liebenswürdigste Gesellschaf-

ter war. Ueberdieß war er groß von Person, schlank gewachsen, und von einer nicht unangenehmen Gesichtsbildung. Seine Mutter setzte ihn in den Stand, einen beträchtlichen Aufwand machen zu können; und nach ihrem Tode war er der einzige Erbe ihres nicht geringen Vermögens.

Sobald er mit dem jungen B** seinen ganzen Anschlag abgekartet hatte, besuchte er Julien täglich, und sparte nichts, sich in ihrer Gewogenheit festzusetzen. Er gewann ihre Freundschaft; allein ungeachtet aller angewandten Künste war es ihm unmöglich, die Liebe dieses himmlischen Mädchens gegen seinen Stiefbruder wankend, noch weniger für sich den geringsten Eindruck auf ihr Herz zu machen. Verschiedene Monate gab er sich alle erdenkliche Mühe, ohne andern Nutzen davon zu haben, als daß er zuletzt — ernstlich in Julien verliebt ward.

„Die Schönheit (sagt einer unserer Philosophen, Hr. Wezel, in der Lebensgeschichte Tobias Knauts) ist die „kräftigste Lehrerin des Lasters und der Tugend, der „Thorheit und der Vernunft; und trotz dem Menschenherze, „das ihr widerstehen will! — Unter den Händen der Schön„heit sind wir männliche Geschöpfe, wenn wir auch mit „einer zolldicken Rinde von Weisheit übertüncht wären, ein „geschmeidiger Thon.“

Doch wir wollen wieder zur Geschichte gehen. Karl sah, daß er mit allen künstlichen Versuchen, Julien seines Bruders unwürdig zu machen, doch nichts ausrichten würde. Nun zog er die Larve ab, und wagte offenbare Anfälle auf ihre Tugend. Ich würde wider meinen Willen Gefahr laufen, bei manchem meiner Leser ein Lehrer des Lasters zu werden, wenn ich sie erzählen wollte. Lieber übergeh' ich sie mit Stillschweigen.

Verachtete Liebe bringt oft sogar das sanfteste und beste Herz aus dem Gleichgewichte. Kein Wunder, daß Karl durch Juliens Widerstand, durch den heftigen Widerwillen, den sie gegen ihn gefaßt hatte, in eine solche Wuth gestürzt wurde, daß seine Liebe sich in den rasendsten Haß

und Rachbegier verwandelte. Ich komme jetzt zu einem abscheulichen Zuge, den man schwerlich einem Herzen zutrauen wird, zu dessen Bildung keine Sorgfalt gesparet war.

Julie war zu schwach, die traurige Lage, in der sie lebte, zu ertragen. Sie verfiel in eine Krankheit, die in wenigen Tagen gefährlich wurde. Ludwig verließ keinen Augenblick ihr Bett. Karl besuchte sie täglich öfters, aber sein Anblick vermehrte allezeit ihre Krankheit. Eines Tages, als sie eben eine Arznei aus der Hand ihres Geliebten genommen hatte, fiel sie in die heftigsten Verzuckungen. Der herbeigerufene Arzt versicherte, daß dieser Zufall keine Folge der Krankheit wäre, sondern von Gift, welches die Kranke müßte bekommen haben; ob er gleich nicht wüßte, wie sie könne vergiftet worden sein. Die Geschwindigkeit seines Beistandes rettete sie. Ludwig umarmte die zitternden Kniee des alten Doktors, und schwur tausendmal, daß er ihn für seinen Retter, seinen Vater, seinen Schutzgott halten würde. Das ist ganz gut, mein lieber Herr! sagte der Arzt, aber ihre Freude kömmt ein wenig zu früh. Vermuthlich wird die Krankheit thun, was ich dem Gifte gewehret habe. Gott verzeih' es dem Bösewichte, der es ihr beigebracht hat. Diese Worte zerstörten alle Freude Ludwigs, und hemmten den Strom seiner Danksagungen. Er drang auf die schärfste Untersuchung. Julie, die unter allen am richtigsten den Urheber dieses Zufalls muthmaßte, bat und flehte bei ihrem Vater und ihrem Geliebten keine Untersuchung anzustellen. Um meinetwillen, sagte sie, muß und soll Niemand unglücklich werden. Indessen verschlimmerte sich ihre Krankheit ungemein. Das heftige Erbrechen, welches die Wirkung des Gegengiftes war, zerstörte völlig die Kräfte; Julie schien sich ihrem letzten Augenblicke mit schnellen Schritten zu nähren. O welch eine Scene! Ludwig in Verzweiflung, vor dem Bette seiner Geliebten kniend, wie er ihre kalte Hand fest an seinen Mund drückte; und dann der ehrliche Greis, welcher von einer Stelle zur andern lief, die Hände rang, sich seine

grauen Haare ausraufte, und mit heißen Thränen das Leben seiner Tochter vom Himmel forderte. Auf der andern Seite Karl ihr Mörder, welcher sich äußerst betrübt stellte. Ihre Mutter und ihr Bruder unvermögend ihre Freude zu verbergen, und dann Julie, welche ihr brechendes Auge bald auf ihren Geliebten, dann auf ihren Vater, dann wieder auf Ludwigen richtete. Meine Feder ist zu schwach den Zustand meines unglücklichen Freundes zu schildern. Liebe, Schmerz, Hoffnung bemächtigten sich seiner Seele, und wechselten in seinen Gebäherden. Bald raunte er wie ein Unsinniger in dem Zimmer auf und ab, dann kehrte er wieder zu dem Lager seiner Geliebten hin, küßte und drückte ihre Hände. Dieser Zustand währte so lange, bis Julie in einen Schlummer sank, der so anhaltend war, daß man glaubte, sie würde nie wieder erwachen. Sie erwachte endlich, und fand sich erleichtert. Wer nur einen Funken Gefühl hat, kann sich die Freude Ludwigs vorstellen, als der Arzt ihm einige Hoffnung zu ihrer Genesung gab; er erstickte ihn fast mit Umarmungen. Nach einigen Tagen war sie außer Gefahr, doch dauerte es lange, ehe Julie wieder zu Kräften kam. Sie machte öfters gelinde Bewegungen auf Anrathen des Arztes. Gemeiniglich pflegte sie in Begleitung ihres Vaters, und ihres Geliebten nach einem kleinen, einsamen und romantisch gelegenen Gärtchen, das Eigenthum ihres Vaters, zu fahren. Eines Tages, als Ludwig zu dem Minister gerufen war, der ihn noch immer mit den schönsten Verheissungen täuschte, weil er ihn zu gewissen Absichten brauchte, fuhr Julie mit ihrem Vater allein. Ludwig versprach sobald als möglich nachzukommen. Der Minister hielt ihn länger auf, als er vermuthete, und es dämmerte schon, als er aus der Stadt ritt. Anstatt Juliens Wagen zu begegnen, traf er den alten Herrn B** zu Fuße an. Dieser erzählte ihm, drei verlarvte Kerl zu Pferde hätten den Wagen angehalten, die Stränge abgeschnitten, Julien fortgeführt, und ihn selbst, da er sich widersetzen wollte, sehr mißhandelt; er habe

aber den Miethkutſcher gebeten, den Räubern in der Entfernung nachzufolgen. Er konnte vor Thränen nicht reden. Um Gottes Willen! rief er ſchluchzend aus, retten Sie ihre Julie! retten Sie — meine Tochter! Ludwig erkundigte ſich nach dem Wege, den die Räuber genommen; allein der alte Herr B** konnte ihm keine Nachricht geben. Sie mußten alſo auf die Zurückkunft des Kutſchers warten. Er blieb nicht lange aus, und ſagte: er hätte Julien beſtändig im Geſichte behalten, und wäre ihr bis an ein gewiſſes Landhaus gefolgt, in welches man ſie ſchleppte. Er nannte das Haus; und, o ſtellt euch das Entſetzen Ludwigs vor, als er das Landhaus ſeiner Stiefmutter nennen hörte. Er warf ſich auf ſein Pferd, und jagte dahin. Er kam an; das erſte, was ihm in die Augen fiel, war der junge B**, der ihn mit einer trotzigen Miene fragte: was er hier zu ſuchen hätte? Ihre Schweſter! verſetzte Ludwig. Statt der Antwort zog B** eine Taſchenpiſtole heraus. Ludwig kam ihm zuvor, bemächtigte ſich derſelben, warf ihn ziemlich unſanft zu Boden, und befahl ihn der Aufſicht des Kutſchers, eilte dann die Treppe hinauf. Er fand einen verlarvten Kerl an der Thür des Saals, der ihm den Eingang ſtreitig machen wollte. Allein Ludwig durch die Stimme Juliens in die größte Wuth verſetzt, zwang ihn mit der aufgezogenen Piſtole ihm die Thür zu öffnen. Karl, gegen den Julie nur noch mühſam rang, hörte kaum die Stimme ſeines Bruders, als er Julien los ließ, ſeinen Degen ergriff, und Ludwigen, der eben in das Zimmer trat, entgegen eilte. Er verwundete ihn in der That. Dieſer, den der Anblick ſeiner Julie mit blutigem Geſicht, zerſtreuten Haaren, entblößtem Buſen, und zerriſſenen Kleidern, aller menſchlichen Empfindungen beraubte, kam einem zweiten Stoße zuvor, indem er Karln eine Kugel durch die Bruſt jagte.

Der Böſewicht ſtürzte zu den Füßen ſeines Bruders hin. Sein Fall gab Ludwigen alles erſtickte Gefühl zurück. Es iſt mir unmöglich, ſeinen Zuſtand in dieſem abſcheulichen

Augenblicke zu beschreiben. An der einen Seite sein Bruder tödtlich verwundet, er sein Mörder, und selbst verwundet; auf der andern seine Geliebte in Ohnmacht: was für Empfindungen! was für eine Hölle mußte nicht in seinem Busen sein! — Das erste, was er that, als er anfing, sich wieder zu fühlen, war, Julien zu Hülfe zu kommen. Er trug sie in einen Sessel, und war im Begriffe, sie durch Wasser wieder zu erwecken, als Karl ihn winselnd um Beistand anflehte. Er lief herunter, und fand den Kutscher noch da, der den jungen B** mit der Peitsche im Respekt hielt. Komm herauf, Böswicht! rief er ihm zu, und sieh, was deine Bubenstücke für Früchte gebracht haben! Den Kutscher bat er, eilends nach der Stadt zu reiten, und seinem Freunde den ganzen Verlauf der Sache zu erzählen. Dieser verfügte sich in Begleitung eines Wundarztes, und des alten Herrn B** nach dem Landhause. Julie hatte sich indessen völlig erholet. Ludwig hatte ihren Bruder gezwungen, heraufzugehen, und Zeuge des schrecklichen Anblicks zu sein. Mit seiner Hülfe hatte er Karls Wunde verbunden, der nur zu leben schien um in unserer Gegenwart ein schreckliches Bekenntniß seiner Missethaten abzulegen. Der Wundarzt untersuchte seine Wunde, und erklärte, daß ihm nur wenig Stunden zum Leben übrig wären, und ermahnte ihn, sich als ein Christ zum Tode zu bereiten. Gott ist gnädig und barmherzig, sagte er; werfen Sie sich in seine Arme — —

Was Gott! was Gnade! was Barmherzigkeit! rief dieses menschliche Ungeheuer aus; ich kenne ihn nicht, und will ihn nicht kennen. Es ist mir lieb; daß ihr alle hier seid; ich will in meinen letzten Augenblicken noch die Freude haben, euch zu martern. Du, sagte er, und wendete sich gegen seinen Bruder, Du, den ich immer verflucht habe, weil ich dein verdammtes Hirngespinnst von Tugend nicht leiden konnte, Dich will ich vorzüglich quälen. Vernimm erstlich, daß ich es bin, der unsern Vater mit Gift hingerichtet hat, weil der alte Hund, der eben so ein Narr war,

wie Du, dich mir vorzog. Deine mütterliche Verwandte hab' ich allein angestiftet, daß sie den Prozeß wider Dich anfingen, der Dich zum Bettler gemacht hat, indem ich ihnen die Gewißheit des Erfolgs zeigte. Ich bin es, der dir die Dokumente entwendete. Ich bin es, der das Pulver, welches Du Julien reichtest, vertauschte, weil ich sie nicht verführen konnte; und ich bereue nichts mehr, als daß es mir fehlschlug, Dich zu ihrem Mörder zu machen. Ich bin es, der Juliens Mutter zur Untreue verleitet hat; der ihren Bruder aus einem Bösewichte in einen Teufel verwandelt hat. — Hier folgte ein Register von Verbrechen und Schandthaten, bei dessen Durchlesung mir die Haare zu Berge stunden.

Karl fuhr fort zu reden. Julie! sagte er, ich wollte diesen Tod noch einmal sterben, wenn ich die Freude mit in das Grab nehmen könnte, Dich verführet zu haben. Du mußt mir das Zeugniß geben, daß ich nichts unversucht ließ. Endlich ward ich ermüdet, und faßte den Entschluß Dich zu entführen, und die äußerste Gewalt anzuwenden, um über deine Tugend zu triumphiren. Ich brachte Dich hieher, weil ich nicht befürchtete, daß man Dich hier suchen würde; und noch begreife ich nicht, welcher Teufel euch auf meine Spur gebracht haben mag. Deinem Vater hätte ich gern das Leben genommen, als ich dich aus seinen Armen riß; aber ich wollte ihn grausamer strafen; ich wollte, daß er leben sollte, um deine Schande mit dir zu theilen. Dieß ist das einzige Werk, das ich unvollendet gelassen habe. Einen Augenblick später, und Julie wär ein Opfer. Ha! mit welcher Wollust würde ich ihre Thränen haben fließen sehen! ich würde sie gezählet haben! jede hätte meinem Herzen ein Balsam sein sollen! jedes Schluchzen! jeder Seufzer wäre mir ein Triumphlied gewesen! — Hier brach er in die schrecklichsten Flüche wider den Himmel aus, die Augen funkelten, der Mund schäumte, und in seinem Gesichte drückte sich die ganze Bosheit der Hölle aus. — Hölle, fuhr er fort, du bist! du bist! ich empfinde es tief

in meiner Seele — dich ſelbſt empfinde ich! — aber Julien nicht vernichtet haben, das iſt mehr als Hölle! — Haſt du Qualen? ich verlache ſie! weder Menſch noch Gott hat jemals in mir den geringſten ſchwachen Gedanken hervorgebracht; ich habe alles überlegt gethan; — Gott! du magſt mächtig ſein! mich ſollſt Du nicht zur Reue zwingen. Haſt du Donner? Haſt du Strafen? Hier, hier ſchütte ſie aus; ich habe deiner geſpottet, ſo lange ich ſpotten konnte — auch künftig will ich mehr Teufel ſein, als alle Teufel!

In dieſem Tone raſete er, ſo lange ſeine Kräfte es geſtatteten. Er unterbrach ſich oft ſelbſt durch ein Brüllen, das ihm der Schmerz ſeiner Wunde abzwang. Jedesmal, wenn er ſeine wilden Blicke auf Julien heftete, rief er: Noch einen Augenblick, und Julie wäre auf Lebenslang vernichtet, und deine grauen Haare, du Alter da! wären mit Schande bedeckt — mit doppelter Schande, denn dein Weib habe ich verführet. Zwar ihr fehlte kein Laſter, nur war ſie dir noch treu. Und du, hier wendete er ſich gegen ſeinen Bruder, Mörder! (Ludwig erblaßte bei dieſem entſetzlichen Worte; jede Muskel arbeitete; haben Sie jemals, meine lieben Leſer! einen Menſchen geſehen in dem Augenblicke, da ihm das Todesurtheil vorgeleſen wird, ſo können Sie ſich einen Begriff von Ludwigen machen) und du Mörder! ſo elend du biſt, Du würdeſt noch weit elender ſein. Alles um ihn her ermahnte ihn, bat, flehte; aber umſonſt! — Ich verfluche euch alle, ſchrie er, vom Herzensgrunde verfluche ich euch alle! Könnte ich euch nur alle verdammen! —

Aber zu lange verweile ich mich bei der Geſchichte des ehrloſen, verworfenſten, und des geheiligten Namens eines Menſchen unwürdigen Mannes. Er raſete noch eine Stunde ſpie Läſterungen und Verwünſchungen aus, wie ſie nur ein Teufel erdenken kann, und ſein letztes geſammeltes Wort war der entſetzlichſte Fluch. Wenige Tage nach Karls Tode verſchwand der junge B**, ohne daß man jemals die geringſte Nachricht von ſeinem Aufenthalte bekommen hätte.

Juliens ſanftes Herz litt unausſprechlich bei allen

diesen Vorfällen, und bei der Schande ihrer Mutter; und Ludwig war in die tödtlichste Schwermuth gestürzt. An einem Morgen ward mein Freund zu dem Minister gerufen, auf den er sich noch immer große Rechnung machte. Als er im Begriff war sich anzukleiden um hinzugehen, trat ein Unteroffizier begleitet von etlichen Soldaten auf sein Zimmer, und nahm ihn ohne Komplimente in Verhaft. Er bat, daß man ihm wenigstens erlauben möchte, sich vollends anzukleiden, aber umsonst; man nöthigte ihn, wie er war, im Schlafrocke, mit einem Schuh und einem Pantoffel fortzugehen; jedoch wurden seine übrigen Kleidungsstücke aus einer besondern Gefälligkeit des Unteroffiziers nachgetragen.

Es ward auf das Schärfste verboten, keinen Menschen zu ihm zu lassen; auch versagte man ihm die Erlaubniß zu schreiben. Seinen Freunden konnte die Ursache seines Verhafts so wenig unbekannt sein, als ihm selbst, oder meinen Lesern. In der Stadt hingegen war alles voll Neugier und Muthmaßungen, und mancher Hochedler, Vielgestrenger und Hochgnädiger fand hier sein politisches Hirn so dumm, die wahre Ursache auszuspekulieren, warum ein Mann, der selbst bei seinen Feinden in dem Ruhm der strengsten Rechtschaffenheit stand, so unvermuthet eingezogen wurde. Sonderlich strengten die Matronen des Orts ihre Köpfe an; aber umsonst. Am vierten Tage war endlich alles deutlich, als Ludwig vor Gericht geführt wurde. Seine Stiefmutter war es, die ihn eines an seinem Bruder verübten Meuchelmordes beschuldigte, und förmlich angeklagt hatte. Sie war, so wie die Stadt überredet worden, ihr Sohn sei mit dem Pferde in einen Graben gestürzt, und habe auf der Stelle das Leben verloren. Dieß Vorgeben war um so viel wahrscheinlicher, da Karl am letzten Tage seines Lebens ein sehr wildes Pferd geritten hatte, und wenn er ausritt, selten unberauscht nach Hause kam. Sie würde ewig in dieser Unwissenheit geblieben sein, wenn nicht der entwichene junge B**, um

abwesend noch Unheil zu stiften, an sie geschrieben, ihr gemeldet hätte, sein Gewissen zwinge ihn ihr zu berichten, daß Ludwig seinen Bruder ermordet hätte. Diese Frau, die an Bosheit den Teufel übertraf, flehte in dem ersten Sturm ihrer Wuth die Hülfe der Obrigkeit an, welche einer Mutter, die den Tod des Sohnes an dem Stiefsohn ahnden wollte, ihren Beistand nicht versagen zu dürfen glaubte.

Ludwig war also verhört, wie ich schon gesagt habe. Er vertheidigte sich mit der edlen Freimüthigkeit und Unerschrockenheit eines Mannes, der sich seiner Unschuld bewußt ist. Er gestand ohne Umschweife, daß er seinen Bruder erschossen; zugleich aber stellte er den ganzen Vorfall in sein wahres Licht. Er fing mit einer hinreißenden Beredsamkeit zu reden an; und man sagt, daß die Richter ihn zum Theil mit nassen Augen angehört haben sollen. Ludwigen konnte es nicht schwer fallen, seine Unschuld zu beweisen; allein die Gerechtigkeit ist in vielen deutschen Ländern keine sonderliche Liebhaberin der Kürze. Die Priester derselben gehen Schritt vor Schritt; nicht aus Besorgniß, sich zu übereilen, noch aus Furcht, auf die Nase zu fallen; sondern, sondern — doch was weiß ich, aus welchen Ursachen. Kurz, wenn sie befriedigt ist, so ist's der Magen ihrer Diener noch nicht. So ausgemacht Ludwigs Unschuld, und so sehr jedermann von derselben überzeugt war, so hatte er doch volle sechs Wochen Zeit, in dem Gefängnisse Kalender zu machen, oder des Zirkels Viereck zu suchen, ehe er auf freien Fuß gestellt wurde. Und doch kam er nicht anders aus dem Verhafte, als auf Vermittlung und Bürgschaft des Ministers. Nun wurden Zeugenverhöre angestellt; und es wurden von, Gott weiß, wie vieler Juristenfakultäten Responsa eingeholet, weil man Schwierigkeiten entdeckte, wo keine waren. Kurz, der Prozeß dauerte neun Monate, der vielleicht in einer preußischen Provinz in eben so viel Tagen würde entschieden worden sein.

Jetzt fing Ludwig an, ernstlicher in den Minister wegen

seiner Beförderung zu bringen. Dieser, der damals den Vorsatz gehabt hatte, sein Glück zu befördern, zog endlich die Larve mit vielem Achselzücken und Hofwendungen ab, und benahm ihm alle Hoffnung. Ludwig begegnete ihm mit einem Theil der Verachtung, die er ganz verdiente. Julie liebte ihn noch immer mit eben der Zärtlichkeit, und sein Unglück machte ihn ehrwürdig in ihren Augen. Mit Freuden würde sie jedes Schicksal mit ihm getheilt haben; aber ihr Vater dachte leider anders. Er hatte sich die Hoffnung gemacht, daß Ludwig sich durch seine Verdienste und durch den Minister empor schwingen würde. Mit dieser fehlgeschlagenen Rechnung verlor seine Freundschaft ihre Wärme. Auch Ludwig dachte anders. Der Gedanke, daß Julie seine Armuth mit ihm theilen sollte, war ihm unausstehlich. — Und gleichwohl Julien zu entsagen, Julien, die er so unaussprechlich liebte; die ganz für ihn geschaffen war; die um seinetwillen so viel, um derentwillen er noch mehr erlitten hatte, ihr ganz und auf ewig zu entsagen! Welch ein Opfer! welch ein Entschluß!

Er entschloß sich zu einem leichtern. Ich war (so meldet sein Biograph) bei Julien, als mir folgender Brief gebracht wurde:

Mein Freund!

„Alles ist für mich verloren, oder todt; nur Sie nicht. Zu lange hat mich das Glück zum Ball gebraucht; es ist Zeit zu beweisen, daß ich seinem Eigensinne Grenzen setzen kann. Ich ward, Sie wissen es, ich ward verfolgt, zum Bettler gemacht, an meiner Ehre gekränkt, verachtet; von allen, selbst von denen, die mir Dankbarkeit schuldig waren, verlassen. Dankbarkeit in einer Welt, wie diese? Wer hat mehr gelitten, als ich? und wer hat weniger geklagt?..... Ich duldete alles. Ich habe Blut vergossen; ich habe Ketten getragen; man sprach mich los. Ich duldete alles. Der Himmel, der Gebirge von Leiden auf meine Seele gethürmt hat, sah oft eine stumme Thräne; aber niemals hat

ihn mein Herz durch Murren beleidigt. Auch jetzt, da ich dem Schicksale, das mich unter dem Fuß der — verächtlichsten Geschöpfe, würde ich sagen, wenn der Mensch dem Menschen verächtlich sein dürfte, geworfen hat, ausweiche, thue ich's ohne Murren. Auf ewig verliere ich Julien. Ich weiß es, mein einziger Freund! Sie werden es in seiner ganzen Stärke empfinden, was diese Worte sagen — aber, da ich sie verliere, find ich mein Gefühl wieder. Freund! ein Mörder ist Juliens nicht würdig! — Kann ich ihr eine Hand geben, die vom Bruderblute raucht? — und den Bettelstab hält? — Kann ich das? — Aber kann ich ohne sie leben? und, mit oder ohne sie die fürchterliche, quälende Blutstimme hören? Ich bitte Sie, eilen Sie zu mir, aber fluchen Sie mir nicht. Julie! theure, ewig theure Julie! fluchen Sie einst meiner Asche nicht! Kommen Sie bald, und bringen Sie Ihr ganzes Herz mit! Ihre ganze Freundschaft bringen Sie mit."

Ludwig.

Ich bebte, wie ich diesen Brief las. Ich kannte meinen Freund zu gut, als daß mir die Worte „fluchen Sie mir nicht! bringen Sie Ihr ganzes Herz, Ihre ganze Freundschaft mit!" hätten dunkel sein können. Ich eilte zu ihm; klopfte an; keine Antwort. Die Thür war verschlossen, aber der Schlüssel steckte im Schlosse. Ich öffnete das Zimmer, und fand meinen bedaurungswürdigen Freund in seinem Blute, auf dem Boden, die Pistole noch in der Hand haltend. Er lebte noch, und ich sparte nichts, sein Leben zu verlängern. Umsonst! er starb nach einigen Stunden in meinen Armen. Youngs Nachtgedanken lagen auf dem Pulte aufgeschlagen. Er hatte noch, ehe er seinen schwarzen Entschluß ausgeführt, einen Brief an Julien geschrieben.

Anbetungswürdigste Julie!

„Ich muß mich von Ihnen trennen, denn ein Leben

ohne Sie wäre mir kein Leben mehr, sondern eine Hölle. O Julie! wenn ich an jene Tage zurück denke, als der Gewitterſturm von allen Seiten auf mich brauſte, konnte ich von meinem Freunde zu Ihnen fliehen, und geſtärkt durch Ihren Blick, mich in die Umarmung meines Freundes werfen! Dieſe Tage ſind nicht mehr! Julie! meine Julie! denken Sie ſich künftig von der ganzen Zeit unſrer Liebe nur den einzigen Tag, an dem Sie mir zum erſtenmal ſtammelten: ich liebe Sie! nur dieſen Tag! er war ſchön; alle andere vergeſſen Sie. So oft er zurückkehrt, beſuchen Sie mein Grab, und eine Thräne laſſen Sie auf die Stelle fallen, welche meine Aſche bedeckt. Mit dieſer Thräne heiligen Sie meinen Reſt. Aber nur Eine, mehr nicht, meine Julie! Mein Herz, das wiſſen Sie, verdient dieſelbe. — Die Stunde meines Todes rückt heran! — Sein Sie ruhig, Julie! — Wir werden uns wieder ſehen! — es ſchlägt! — Ach Julie! vergeſſen Sie Ihren Ludwig nicht, und beten Sie für ſeine Seele! — Julie! Julie! leben Sie wohl!“

Die unglückliche Julie lebte noch einige Zeit, wenn der Zuſtand verdient Leben genannt zu werden. Der Schmerz hat ihre Seele völlig in Unordnung gebracht, und ihr Ludwig iſt das einzige, was ſie denken konnte. Ich beſuchte ſie einſt; ſie war nicht die entzückende Julie mehr, ſondern der würdigſte Gegenſtand, den je ein gefühlvolles Herz für ſeine Thränen finden konnte. Sie hatte, wie ich bei ihr war, Blumen vor ſich auf ihrem Bette, welche ſie bald in dieſe, bald in eine andere Ordnung legte. „Was wollen Sie mit dieſen Blumen? theure Julie!“ Ich will das Grab unſers Freundes damit beſtreuen, antwortete ſie mir. Dieſe Worte und der Ton, womit ſie es ausgeſprochen, durchdrangen mich. Ich nahm eine von den Blumen, und eilte fort, um ohne Zeugen auf dem Grabe meines Freundes weinen zu können.

* * *

Dieß iſt die Geſchichte, wie ſie ſein vertrautester Freund aufgezeichnet hat. Wem lockte ſie nicht oft eine Thräne des Mitleidens über die mißkannte Tugend Ludwigs aus den Augen! — Tugend! ruft ein philoſophiſcher Leſer, wie kann ſich Tugend und Selbſtmord vereinigen? — O daß die Menſchen ſo eilfertig mit ihrem Urtheile ſind, ohne oft die Urſache der Handlungen zu erforſchen! Fragen Sie ihr Herz, fragen Sie ihr Herz, mein lieber Herr Philoſoph! was es in Ludwigs Lage gethan hätte? Sagt es Ihnen, es würde ſtandhaft geblieben ſein: nun ſo gehen Sie hin, und lehren Sie alle Mißvergnügte und Melancholiſche ihre Kunſt, dann werden Sie ein Erretter der Menſchen, und die ganze Menſchheit wird Ihnen Dank wiſſen, weil Sie manchen braven Bürger dem Staat zurückgegeben. Zweifelt es aber noch, ſo übereilen Sie ſich mit ihrem Urtheile nicht, und warten Sie auf eine entſcheidende Antwort. Doch wir wollen uns nicht über Recht oder Unrecht dieſer Handlung zanken, denn ſonſt würden wir uns unter die Klaſſe des Pöbels mengen, welcher oft die Aſche eines Selbſtmörders eher mit Verwünſchungen anſtatt Thränen noch beunruhigt, als daß er einem Wütherich, der vielleicht unter der Larve der Tugend und Religion gleich einem Torquemada hundert ſeiner Mitmenſchen ſeiner Blutdurſt aufopfert, mit der Freimüthigkeit eines Mäcens Einhalt thäte. Dieſer, als er Auguſten mit kaltem Blute ein Todesurtheil nach dem andern unterſchreiben ſah, rief ihm zu: Höre doch einmal auf, Mörder! —

Wir wollen ihm nicht fluchen, ſondern weinen auf ſeinem Grabe, bedauern ſein unglückliches Schickſal, und ihm vergnügtere Tage wünſchen. O! wenn ich mir ihn ſo denke an der Seite ſeiner Geliebten in einer von den Welten, welche uns am Abend leuchten, in ſeliger Zufriedenheit dahin wandelnd, dann wird mir ganz warm um's Herz, und ich wünſchte nebenhergehen, und dieſe Glückſeligkeit mit ihm genießen zu können. Wie mannigfaltig ſind nicht die Schickſale der Menſchen! Sie ſind der Ebbe

und Fluth gleich: bedient man sich der Fluth, so führt sie zum Glücke; versäumt man sie, so endigt sich die ganze Fahrt unsers Lebens in Sandbänken und Schiffbruch.

Umstände machen Menschen. Ein Satz, der seine Ueberlegung verdient.

Vor 12 Jahren, als ich das 15te erreichte, und in der Realklasse war, starb meine Mutter im Christmonate; hinterließ mir noch 3 lebendige Geschwister, die aber minderjährig, als ich, waren. Mein Vater, ein Burger in St.**, bestimmte folgendes Jahr darauf, vor seiner zweiten Hochzeit in der Faßnacht, jedem von uns 500 fl. zum mütterlichen Erbtheile, mit diesen Bedingnissen: daß, wer ein Handwerk lernen, oder studiren wollte, u. a. vom 18. Jahre an seinen Aufwand von seinem Erbtheile bestreiten müsse. Ein Knabe von 12 oder 15 Jahren wird doch gewiß schon tauglich zu einem Handwerke sein; und nach 3 Jahren kann er sich ja mit seiner Kunst sein Brod selbst verdienen. Die einsichtsvollen Männer aber, mein Vater, und sein Bruder, die beide weder lesen noch schreiben konnten; meine Tauf- und Firmungspathen, jener ein Kräutler, dieser ein Kaufmann, nun ein Rathsherr, der einige Schulen durchging; und noch über das ein Rechtsgelehrter, die diesen Vertrag machten, glaubten gleichwohl, die verdienstvollen Lehrer könnten nach 3 Jahren aus einem Schüler bei der neuen Schuleinrichtung eben so gut einen Gelehrten wie z. B. das ehrsame Handwerk der Schuster, Schuhknechte machen; und was noch ärgerlicher, bekam dieser schriftlich abgefaßte, mir nachtheiligste Vertrag durch die Billigung und das Ansehen des Magistrats seine Gültigkeit. Nach einigen Jahren vertrieb mich die zu übertriebene Härte meines Vaters aus meinem Vaterlande, da er wegen größeren Kösten den Entschluß faßte, mich erst im 20. Jahre, ungeachtet meines untadelhaften Wandels und Fortganges, zu einem Handwerker zu machen. Vier Jahre hindurch

ſuchte ich mir in E** bei gutthätigen Menſchenfreunden meinen kümmerlichen Unterhalt, und hatte ich theils für Schulbücher, Kleidung, Hauszins u. dgl. ein bischen Geld höchſt nöthig. Gott! wie viele Mühe und Flehen koſtete es, ſelbes von meinem Mütterlichen zu erhalten. Nach geendigter Philoſophie wollte ich mich auf die Rechtsgelehrtheit begeben; allein aus Abgang des Unterhalts mußte ich bald wieder die Univerſität verlaſſen. Ich wandte mich zu meinem Magiſtrat, um wenigſtens das auswirken zu können, daß ich durch meinen Erbtheil in der neu betretenen Laufbahn zu meinem Glücke fortſchreiten könnte. Was ſehr oft Schwächern geſchieht, begegnete auch mir in dieſem Falle, ich mußte aus zwei Uebeln eines erwählen: entweder mit Ehren leer abgewieſen werden, oder mich gleichwohl zur Theologie bequemen. Der Geſtrenge Herr Bürgermeiſter, und Stadtſyndikus von E**, auf deſſen Ausſpruch ſich der ganze Rath feſthält, rieth mir meinen Plan zu ändern, da er mir die harten Schickſale ſo vieler Rechtsgelehrten als Gegengründe beibrachte, den Titulum Mensae für gewiß verſprach, und meiner äußerlichen Einfalt zu Liebe dieſe chriſtkatholiſche Ermahnung gab: daß ich doch deßwegen geiſtlich werden ſolle, „weil ich meiner Mutter ſeel. mit meinem Meßopfer Troſt und Hülfe verſchaffen könnte.“ Kurz, ich mußte mich ergeben; und mein Vater wurde durch einen gerichtlichen Ausſpruch gezwungen, mir alles Nöthige von meinem Mütterlichen ſammt dem Intereſſe hierher ausfolgen zu laſſen. Ich blieb nun gleichwohl hier gegen zwei Jahre aus Zwang Theolog; wollte endlich Verſicherung des verſprochenen Titels wegen, da ich mich ſchon zur Weihe bereit machte: und mittler Weile benahm man meiner Vaterſtadt die Freiheit, den Titulum Mensae auch nicht einmal Bürgersſöhnen zu geben, weil der zu gütige Stadtrath ihn ſchon zu vielen Auswärtigen ohne Bedenken verlieh. Dieſen zu gewaltigen Streich konnte ich mit meiner ſchwachen Gegenrüſtung nicht mehr aushalten; ſank ohnmächtig, aber mit unbeſchreiblicher Frohlockung meiner Eltern

und Freunde, in eine Gruft lebender Todten hin: ward ein Benediktinermönch, und mit Aufwande beträchtlicher Kosten sah ich mich schon im 4. Monate auch der noch einzigen übergebliebenen Güter, meiner Gesundheit, und ganzer Gemüthsruhe verlustig. Ich verließ also die Mönche im 7. Monate wieder, um nicht ganz der Unglücklichste zu sein; und dieser gewagte Schritt zog mir die traurigsten Folgen nach. Ich bin nun gleichsam als ein Verwiesener hier im Elende; ganz in selbem versenkt; beinahe auf der Kreuzstraße von der Tugend zum Laster; denn auf gemeldete Weise zwangen mich meine Eltern, und die Obrigkeit, mir mein ganzes Erbgut, und einen großen Theil meines Lebens umsonst abrechnen zu lassen. Mein ganzes Vermögen beläuft sich monatlich auf 1 fl. 12 kr. für eine Instruktion, und auf 3 freie Kosttäge in der Woche; meine Kleidung besteht nebst einigen Wäschestücken, in einem Aufzuge, der mir bald in den Augen vieler, die nach dem Aeußerlichen urtheilen, das Zutrauen eines ordentlichen, ehrlichen Menschen rauben muß. Wie hätte ich mir mein Leben mit diesem so geringen Einkommen nur 2 Monate lang erhalten können, wenn mir nicht gerührte Menschen Geld vorgestreckt hätten, welchen ich seit 1 1/2 Jahren her, wo ich aus dem Kloster ging, 40 fl. schuldig wurde? Ich bin auf allen Seiten verlassen; ärmer, als jeder öffentliche Bettler; und was bleibt mir anders übrig, als daß ich bei meinen Gläubigern zuerst ein Betrüger werde, dann vor Hunger sterben muß, wenn ich unter der Hand des Henkers nicht erblassen will? So müssen Menschen, die keine gute und nützliche Bürger werden durften, und konnten, zuletzt Böswichter sein! Die Bürger und Klöster theilen ihr Almosen meistentheils unter die Studenten niederer Klassen aus; denn in höhern, sagen sie, können sie sich mit Instruiren ihren Unterhalt schon selbst verschaffen, und auch da kann ich aus eigener Erfahrung reden, daß die Eltern, und (ich hätte beinahe gesagt) manche öffentliche Lehrer, in Bestellung und Aufnahme der Privatlehrer, mehr auf die modische

Tracht, und heuchlerische, kriechende Politesse, als auf den Verstand, und das biedere Betragen eines Menschen Acht haben. Dieß ist die wahre Schilderung meines grausamen Schicksales. ꝛc.

Was ist doch die Welt, und wie wenig steht es oft in unserer eigenen Macht, uns hienieden glücklich zu machen! —

Mein Vater war bei einer Reichsversammlung zu R*** 34 Jahre lang als Bevollmächtigter von verschiedenen Reichsstädten gestanden, und hat (sich ohne Ruhm) durch Verrichtung vieler wichtig, auch vielfältigen Geschäfte dem Staate großen Nutzen verschafft.

Die Menge seiner Kinder verstattete ihm nicht, sich ein großes Vermögen zu erwerben. Der älteste meiner Brüder erhielt im Lande eine Regierungs-Sekretärs-Stelle zu St***, die Mutter dienet in Ch**** Diensten schon 18 Jahre. Vor ungefähr 8 Jahren überkam er eine Offiziersstelle. Ich nunmehr als der jüngste der zweibändigen Geschwistrigen erhielt nach zurückgelegter Logik den Befehl von meinem Vater entweders Mönch oder Soldat zu werden. — Die Vorstellung, so er mir wegen Mangel des Geldes machte, zernichtete meine Absicht und Freude auf die hohe Schulen geschickt zu werden: unterdessen fügte es sich, daß der Präsident beim Reichstage eine anhängige Streitsache hatte, die mein Vater als der einzige katholische Deputirte vom Reichsstädtischen Collegio zur größten Befriedigung ermeldeten Hrn. Grafens ausgeführt. Zu einem Recompense bewirkte dieser Präsident mir die gnädigste Aufnahme in das militärische Erziehungs-Institut zu N**. Ich erfüllte mit weinendem Auge den Befehl meines besten Vaters; aber an meinem Bruder sah ich leider ein trauriges Beispiel von militärischer Beförderung bei Friedenszeit. — Zum Unglücke hatten die Geschäfte meines Vaters mit dem Hause N* keine Verbindung, so auch keine Verdienste hierin, folglich auch schmale Ansprüche, und leere Hoffnungen.

Nach zurückgelegten zwei Jahren in besagtem Erziehungshause reiste mein bester Vater nach M**, in der Absicht, sein Aeußerstes zu thun, um mir eine Offiziersstelle zu erwirken; aber wie erschrack ich nicht! als er den nämlichen Tag seiner Ankunft plötzlich erkrankte, und an einem Brustgeschwür, das lange besorgt wurde, nach einem 32 Wochen langen Krankenlager im Dezember starb. Mit ihm starb mein Brod, mein ferneres Unterkommen, Hülfe, Ansehen, und alles; durch seinen Tod wurden alle meine Hoffnungen, jemals glücklich zu sein, zur Erde gestreckt. Die viele und große Listen der Arzneien, die unverantwortliche Summen der unerbittlichen Doktoren, die taxmäßigen Bedienungen, die unglaubige Zeche einer aprehensiven Gastwirthin, und die nach Standesgebühr und Würde gestiegene Leichenköſten zehrten den noch übrigen Geldrest vollends und gar auf. Ich erhielt meinen Abschied, und weil die zwei erträglichsten Städte, als N* und N* die Verdienste meines Vaters nicht anderst zu belohnen wußten, als daß sie meinem Bruder als zugesicherten Amtsfolger ab, und auf Rekommendation des Hrn. Konkommissärs nunmehr verlebten Hrn. Grafen N* einem Tertio ihre Stimme zugegeben, erhielt mein nun auch sel. Bruder nicht mehr als 8 Reichsstädte, wovon er, weil er doch großen Staat machen mußte, kümmerlich bestand.

Nun war kein anders Mittel übrig, als mein Glück in K. K. Kriegsdiensten zu versuchen; aber auch hierin erreichte ich aus Mangel des Berufs, und Leibeskräften meine Absicht nicht. Die Krankheiten griffen mich wechselweise an, und nach 72 Monaten nahm ich meine ausbedungene Entlassung. Nun bin ich ältern- und brodlos, besitze keine Fähigkeit, mich dadurch zu erschwingen; ich bin mir selbst überlassen, aber Gott zum Dank, gesund, und dieserwegen noch glücklich genug. Acht Monate befinde ich mich hier fremd in M**, und jeder Versuch, den ich machte, versorgt oder unterstützt zu werden, ist vergebens. Die Frau von ** ist mir nahe anverwandt, aber sie kennt mich nicht, noch

hilft sie mir, weil ich arm bin. — Mir fehlt etwas an Mitteln um etwas zu erwirken, die Verfassung ist heut zu Tage zu kritisch, die mehrsten meiner Freunde zu unvermögend. Alles (wiewohl mein väterlicher und mütterlicher Antheil zusammen nicht 100 fl. ausmachen) habe ich schon zugesetzt; ja wenn ich nicht hin und her durch Abschreiben (wollte Gott, ich hätte mehrere Arbeit!) mich kümmerlich ernährt hätte, schon weit eher, als jetzt mich auf dem äußersten Rand der Mühseligkeit befunden hätte. Zum Ueberfluß ist alles häufig übersetzt, und bevölkert: Meine Glückseligkeit besteht nur darin, daß ich redlich bin. Unumgänglich bin ich jetzt der unzuverläßigen Gnade fremder Leute ausgesetzt. Von keiner Seite her kann ich Hülfe hoffen; alles ist zu meinem Unglücke taub und stumm. Kurz ich bin ärger daran, als ein Bettler. In einem Alter von 30 Jahren durch eine schwere, und nach Genüge erfahrne Musquette mein Glück zu suchen, und in einer noch elenderen Lage die schweren Ketten einer ewigen Gefangenschaft nach mir schleppen, dawider spricht Natur und Menschheit. Aus Verzweiflung und Liebe zum Wohlleben in einem Kloster Gott und die Welt täuschen, dawider schaudert meine Seele. Ansprüche, Gesuche und Forderung auf Ehrenstellen ohne Verdienste, ohne Ursache, und ohne Fähigkeit machen, ist vor der ganzen Welt lächerlich. Mein Glück beschränkt ein mäßiger Tisch, und macht mich zufrieden bei mittleren Würden und Ehren: Beschäftigung die nicht über meinen Verstand hinausgeht, ist meine Freude: in mäßiger Glückseligkeit wünsche ich Beförderung, ohne ehrsüchtig zu sein; aber an mitleidigen Freunden, an wahren Gönnern fehlt es mir. Menschen mangeln mir, die sich nicht von bösen Urtheilen hinreißen, sondern durch Gefühl und angebornes Mitleiden bewegen lassen; die nicht aus dem Ueberflusse ererbter Güter und Reichthümer, nicht aus ihrer großen Glückseligkeit eine Schuldigkeit machen, sondern die durch Verdienste glücklich sind. ꝛc.

Ich heiße Peter Harmer; man nennt mich ſonſt den Falter Peterl. Müßt mich wohl kennen, weil ihr mit dem Grafen zu Maiſenſtein wart, hab euch oft den Falter aufgemacht; habt mir auch manchmal einen Groſchen geſchenkt, vergelt euch's Gott. Denkt nur an den rothhaarigten Buben mit der Krücke, der ſo ein weites Maul hat, der bin ich, der Falter Peterl. — —

Jetzt bin ich halt recht elend, und habe meine Zuflucht zu euch. Wißt wohl, daß ich auf einem Fuß nicht ſtehen kann. Da hätte ich bei meinem Schwager dreſchen ſollen, es war mir aber nicht möglich; da fiel ich aber zuſamm, und im Zorn ſchlug er mir mit dem Dreſchflegel den andern Fuß auch ab. Nicht wahr, das iſt doch recht grob? — Bitte euch gar ſchön, ſagts ihm doch, daß er mit dem Falter Peterl nicht mehr ſo grob ſein möchte. Bin ja ohnehin nicht zu neiden. Will gern Hunger leiden, wenn er mir nur keine Haxe mehr abſchlägt. Wenn ihr mir den Gefallen thätet, und ſagtet's ihm recht in Bart n'ein, ſo würd' ers aufs nächſt bleiben laſſen. Gott grüß euch! — — Aber noch was! Müßt mich nicht vergeſſen; ſchreibt ihm nur ein Paar Worte, daß ihr auf den Falter Peterl was haltet, dann traut er ſich nicht mehr über mich. Lebt wohl! —

O es iſt gewiß ein großes Vergnügen, zum Wohl auch nur eines einzigen Menſchen beizutragen! Allein der Gedanke iſt traurig, daß es ſo Wenige gibt, die zur Linderung des gemeinen Elendes beitragen wollen, und daß diejenigen, die helfen wollten, oft zu ſchwach ſind, die Unglücklichen zu unterſtützen.

Unglücklicher war ich nie. — Man drohet mir mit dem Gefängniſſe. — Ich bin mit dem Elende vertraut, aber ich kann Ihnen nicht ſagen, was das Schreckliches für mich

hat. Ich hatte in der Physik, wie ich Ihnen schon mündlich sagte, mit den zehn Gulden für das Zimmer auf meinen Vater Rechnung gemacht; er zahlte nun nicht; und man fordert es von mir. — Aber auch so ganz kann er mich verlassen! Sein Sold ist freilich nur neun Gulden; mit seiner zufälligen Einnahme kömmt er aber doch alle Monate auf seine dreizehn. Nun lebten in der Theurung unser achte davon, und jetzt sind ihrer drei; es war aber auch Friede und Segen Gottes unter uns. Der Richter, ein harter Mann, dem er sich in allem zutrauch brachte ihn wider mich auf. Wild kam er einmal auf uns alle von ihm heim, fluchte entsetzlich meiner, gab mir einen Gulden, und morgen soll ich reisen. — Es war der letzte Ostermondes. — Ehe die Sonne über die Berge kam, ging ich schon längst (meine gute Mutter mag noch, wie ich sie verlassen, die welken Hände gerungen, und um Heil für ihren Erstgebornen gebetet haben) einem namenlosen Schmerz überlassen, durch das Thal; an dessen Ausgange schaute ich die Gegend meiner Unschuld noch, und grüßte und segnete sie und ihre glücklichern Menschen. Bald hernach wurde ich krank. Ich lag oft halbe Tage unter einem Baume, und erst den dritten Erndtemondes kam ich in meine Vaterstadt wieder. Ich weiß nur ein einziges Mittel meiner Rettung, und das kann ich Ihnen nur vorschlagen. Wenige Gulden machten mich glücklich. Ich könnte die Mathes studiren, und binnen einem Jahre würde ich hier zum Waldamte angekommen sein. Mit Vergnügen würden sie Edlere über Ihren Vorschlag in eine Sammlung legen. O Gott müsse ihn dreimal segnen, und dreimal der Himmel das Fest seiner Wohlthat feiern, der mir so den Genuß meines Daseins wiedergäbe; wie Gottes Sohne meine Erlösung würd' ich ihm sie danken die edle Handlung frei von Kummer danken, und sobald ich's vermögen soll, sollen Sie mit dem kindlichsten Danke wieder erhalten. O erbarmen Sie sich meiner! außer Ihnen bin ich verloren. So wäre dann mein Unterhalt, meine Ruhe,

Hoffnung in die Zukunft, und alles, was ich so widerrechtlich verloren, wieder hergestellt. Mein Leben würde mir wieder theurer, völler die Schöpfung, meine Brüder mir lieber, Freunde willkommener, und offen meine Brust dem Vergnügen sein. O! wenn mich dann kein Bild des Elends mehr aus dem Schlafe schreckt, am Morgen keine Sorge mit mir aufwacht, wenn neben mir ganze, reinliche Kleidung liegt, wie will ich's Gott, wie dem Wohlthäter danken! Armer Jüngling! noch siehst du auf dein Verderben hin, wie in vollem Maaße es deiner wartet, hülf- und heimathlos, einsam und verlassen wandelst du einher, die schöne, volle Schöpfung liegt öd, dir wüst und brach, dein leidend vom Kummer eingefressenes Herz geht sie, jeder Freude verschlossen, vorüber. O trösten Sie mich bald! ich kann es nicht länger mehr aushalten.

So ist es in der Welt, bedrängter Biedermann!
So thut uns oft das Recht das größte Unrecht an.

Nicht an Ihre Person, sondern an Ihr Herz will ich meine Klage ausschütten. Vernehmen Sie mich also mit Nachsicht und Güte:

Herr von — den meiner Ehefrauen mütterlicher Großvater über sie als Vormunder ernannt hatte, sollte An. 17— das Pupillarvermögen sammt der Rechnung aushändigen. Er verzögerte solches unter dem Vorwande überhäufter Arbeit bis an seinen 17— erfolgten Tod.

Ich bat die Justiz, unter welche er gehörte, bei der Inventur die vormundschaftliche Schriften zu versichern, und denen Erben die Aushändigung des Vermögens aufzutragen.

Man bescheidete mich, daß vermöge des Rathschlusses die Erben unter sich inventiren dürften. Ich wandte mich dahin, und an H**, von dem der Befehl erging, daß der

Richter sich der Sache unterziehen, und von erster Instanz wegen sprechen solle.

Kaum machte ich allda meine Sache anhängig, so lehnte der Gegentheil dieses Forum ab, und wieß mich nach A*, weil R**** das väterliche Vermögen vorstellt, und dorthin gehöre. Ich protestirte dagegen beim Richter, wurde aber ab- und dahin gewiesen. Auch dieses von dem Gegentheil selbst gesuchte Forum war ihm wieder nicht anständig, sondern gab vor, um mich von einem Richter zum andern vergeblich herum zu treiben, es gehört an Reichstag, weil der Pupillenvater, v. —, Gesandter war. Ich mußte mich abermal darüber beschweren, und A* wurde als das eigentliche Forum bestätiget.

Dort blieb die Sache von 17— bis 17— anhängig, und der Schriftenwechsel lief bis auf die Tripplic.

Statt des verhofften Endbescheides erhielt ich Befehl, a novo anzufangen, indem der bisher unförmlich geführt sein sollende Prozeß in den Rechtsweg einzuleiten wäre. Mein Anwalt und andere Rechtsgelehrten hielten die Causa ad Sententiam reif genug, und mich sehr gravirt. Deßwegen ich an H**, und auf erfolgte Abweisung weiter ad R***** appellirte. Endlich übergab ich dem König durch einen hohen Patron eine Bittschrift dahin, daß diese Causa nicht länger verzögert, sondern extra turnum vorgenommen, die endliche Erkenntniß ertheilt, oder im Falle sie nicht genug instruirt sein sollte, solche dem Justizrath ad judicandum in prima instantia aufgetragen werden möchte. Die gnädigst und gerechte Resulution erfolgte dahin:

„Die Justizstelle hat diesem ganz billigen Begehren in ein so andern statt zu thun, sohin zu verfügen, daß die zumal in causa privilegiata et pupillari auf eine nicht erhörte Weise verzögerte Justiz hinfür besser und schleuniger als bisher administrirt werde.“

Nun war ich ganz getrost, und hoffte, es werde kein Jahr vergehen, daß nicht meine Angelegenheit geendet sein

würde. Allein wie weit schritt man hirin vor seit diesen 7 Jahren? — Daß es damit jetzt noch ist, wie es Anfangs war, und nicht einmal so weit, daß man auf meine übergebene neue Klagschrift den Gegentheil nicht einmal nur dahin gebracht hat, excipiendo zu verfahren.

Mein und meines Anwalts Ermahnen hilft nichts. Fast scheint es, als wollte man mir Justiz angedeihen zu lassen, ganz versagen, und mich müde machen, meine Forderung weiter zu betreiben, welches ich zwar von einem hohen Dicasterio zu glauben weit entfernt bin.

Indessen andere das Vermögen meiner Ehefrauen benutzen, gleichwie des Vormunds Tochter, die Frau v. ** keinen Scheu getragen hat, die von ihrem Vater selbst der Pupillin ausgewiesene Kapitalien sich heimzahlen zu lassen, und an sich zu ziehen.

Muß diese Verzögerung, und der mir verursachte Schaden nicht jedermann in Erstaunen setzen? Was betragen schon die aufgewendete Kosten bei denen zur Einleitung des Prozesses unternommenen eigenen Reisen, dann die Haltung der Advokaten an all diesen Orten, und die entrichtete Kanzleitaxen?

Nun bin ich vollkommen arm, kann die Sache aus Mangel des Geldes nicht mehr betreiben — und — Gott im Himmel — was ist die Gerechtigkeit der Menschen? — —

Auch ohne sein Verschulden kann der ehrlichste Mann in's Verderben kommen.

Wenn je das Schicksal mit ihrem feindlichen Anhange wider einen Sterblichen grausam hergefahren, so bin ich's, der all ihre Wuth am ersten und heftigsten hat spüren müssen. Ich ward auf Ableben meines Herrn Vaters bereits vor 4 Jahren als Verwalter aufgestellt, und versah die Dienste bis ad annum 17— ohne Anstand. Dieses

Jahr mußte ich, wie gewöhnlich, nach N** reisen, und an herrschaftlichem Interesse Titl. Hrn. Grafen v. — 500 fl. bezahlen.

Während der Zeit, als ich in N** war, und dieses Herrngeschäft vollzog, wurde mir zu Hause in meinem Schlafzimmer mittels Oeffnung des Kreuzstocks eingebrochen, und an Baarschaft und Meubeln ein Schaden von 700 fl. verursacht. Das Wenigere an Baarschaft, außer den Meubeln, war mein Eigenthum; der Ueberrest bestand aber theils an Steuergeldern, und Stiften.

Die Stiftgelder wurden mir, zwar ohnehin Beschädigten, von meiner gnädigen Herrschaft nachgelassen, an Steuern aber erhielt ich keinen Kreuzer Nachlaß, sondern wurde täglich mehr gekränket, und also mit Execution überhäuft, daß ich juramentaliter betheuern könnte, an Executionskosten 395 fl. bestritten zu haben, da die Hauptsumme doch nur 209 fl. war. Bei diesem Auftritte und Verfahren wurde ich also gezwungen, mich von der Verwaltung hinweg zu begeben, indem ich an Ehre, Geld und Kleidung gänzlich beraubt war, und nirgends eine Hülfe fand. Nun bin ich ohne Gränzen elend. So kömmt der ehrlichste Mann ohne sein Verschulden ins Verderben. —

Frage und Antwort.

Wer gibt eine Beisteuer für diesen Unglücklichen?
Hab schon meine Leute. — —

Die traurige Lage, und die finstere Zukunft, die mir entgegen droht, habe ich bereits die Ehre gehabt, Ihnen (so viel mir's mündlich möglich war) zu erklären; und ich bin überzeugt, daß ich's dem Herzen sagte, das Antheil nahm; ich bin überzeugt, daß ich bei Ihnen Mittel zur Hülfe fand, wenn sie von Ihnen abhingen. Sie haben diese nicht; und jene, die sie hätten, haben Ihr Herz nicht.

Ich könnte daher Sie immer mit meinen Klagebesuchen quälen, Sie würden meinen Kummer mitfühlen, würden mir die leidige Ueberzeugung nicht entdecken, daß Hülfe noch weit entfernt wäre, und ich würde mein Elend immer ungeheurer anwachsen sehen.

Also einen Entschluß, so hart er auch sein mag, muß ich fassen; denn Herz und Pflicht gebieten mir, meine Frau und ihre Familie wenigstens der Schande zu entreißen, die da droht.

Daß Sie mir bei diesem Entschlusse Ihren Rath, und Ihre Unterstützung nicht versagen werden, schmeichle ich mir nach meiner Kenntniß von ihrem Herzen sicher.

Mein Vorhaben (ich hab es überdacht, und für das beste befunden) ist dieses: — Ich begebe mich, wenn schon nicht ferne, doch indeß aus meinem Vaterlande, worin ich außer Kummer und Elend nichts zu gewarten habe. Ich reise unterdessen nach S**; einige Adressen von ansehnlichen Freunden werden mir (wenn auch nicht plötzliche Anstellung) doch gewiß fernere Empfehlungen bewirken. Unerkannt allda bin ich bereit, jeden Posten, so gering, so klein (wenn nur anständig) er sein mag, anzutreten, damit ich nur den allerunentbehrlichsten Unterhalt habe, nur die nöthigsten Mittel meiner Gattin abgeben, sie von Entehrung, vor Noth, vom äußersten Elende retten kann.

Dieß zu bewerkstelligen, ist nun ein Vorschuß nöthig, wenn ich nicht am Anfange betteln soll. Mein unglückliches Loos zwingt mich auch da um ihre Unterstützung zu bitten, aber ferne sei die Niederträchtigkeit von mir, auf Ihre Kasse zu zielen. Hier würde Ihre Fürsprache für einen äußerst Unglücklichen immer manches Herz bewegen, nicht ganz für Mitgefühl taub sein, sondern einigen Zuschuß zu geben; und Beitrag von mehrern würde eine hinlängliche Masse zum Anfange ausmachen.

So weit kann ein Mensch kommen, der sich keines vorsetzlichen Lasters schuldig weiß. So elend macht mich ein Schritt, den ich aus Schwachheit, aus Liebe trat, den

mancher Böſewicht zum Zeitvertreib vielfach unternimmt, und er kennt kein Unglück, vielleicht nicht einmal ein unruhiges Gewiſſen! —

O ihr Väter! kennt ihr denn den Werth nicht, einen Sohn zu haben, der euch in euerm Alter unterſtützet? — Warum wollt ihr euch dieſe Stütze entziehen, und ſie inner vier Mauern einſperren? — —

Werden ſie, guter Mann! nicht böſe über mich. Wahrheit entſchwebt meiner Lippe, und in meinem Herzen, das lächelnde Hoffnung und feindlichzitternde Furcht durchwallen, ſchlägt echte Deutſchheit. Elend bin ich, und oft bei ſtiller Gedankenfeier — die Folge des Elendes — ſehr untröſtlich. Schwer athme ich alsdann, und kann ihn nicht wegwälzen den Felſen, der in ſeiner ganzen Schwere auf meiner Bruſt unbeweglich ruht. Die Wunden der Schwermuth in meiner Seele tilgt kein empfindender Freund; kein beileidendes Menſchenherz gießt mit wohlthätiger Hand in dieſelbe den lindernden Balſam des Troſtes; und Niemanden ſage ich: Freund! hier thuts mir weh! — Nur meinem guten Gott, und dem mit mir wallenden Schutzgeiſte ſeufze ich meine bangen Klagen vor: daher eine Zwiſchenfreude in meiner Seele, die nur zu bald wieder der umwölkende Trübſinn zurückſcheut. Das, was noch kein Menſchenohr aus meinem Munde hörte, das eröffne ich Ihnen Theuerſter! Vor Ihnen enthülle ich die ganze Geſinnung des Herzens mit traulichem Flehen um Gnade.

Die angeborne Freiheit nicht zu verlieren, iſt der edelſte Wunſch eines Jünglings. Ihr Beſitz thaut ſorgloſe Ruhe, und innern Frieden in den Staubbewohner, wenn ſie nicht ſchändlich mißbraucht wird. Unruhe hingegen, und ewige Selbſtqual ſind das Erbe desjenigen, der im feurigen Jugendtaumel geblendet ſeine Freiheit dem heuchelnden Zelotiſm', der älternden deſpotiſchen Pedantenmine, und der

frommen Andächtelei zum Opfer aufschlachtet, sich an Fesseln hinschmiegt, die nur der Tod löst. Und sehen Sie es, Theuerster! der dämmernden Vernunft des siebenzehnjährigen Jünglings nach, wenn sie irret. Begegnet das nicht den meisten Studenten heut zu Tage, die das Ordenskleid anziehen, und sich entschließen, einen einsamen Sperling im Ruhelager zu machen?

Vom Allgemeinen zu dem, was nähern Bezug auf mich hat!

Ich bin der Sohn eines Landmannes, und widmete mich schon im achten Jahre den Studien zu N*. Ferne vom prahlenden Selbstruhme kann ich's Ihnen versichern, daß mein guter Fortgang in denselben meinen guten liebenden Eltern schweißbelohnende Freude einflößte. Sie lieben mich innigst, ich sie nicht minder. Sie sind nicht arm, und auch nicht reich: doch näher dem Mangel, als dem Ueberflusse.

Dieß Vorurtheil ist dem Landmanne angeboren, daß nur der Student ein wohlgerathner Sohn sei, der ein Priester wird; hingegen Fluch auf denjenigen, und ewig brandmarkende Verstoßung, der den Entschluß äußert, sich einst in den Tagen der Zukunft dem Staate zu weihen. Dieß Vorurtheil klebt dann auch meinen Eltern an, nicht als wenn ich Ihnen deßwegen ein böses Herz anschulden könnte; es ist Mangel der nöthigen Aufklärung, und Fehler der Erziehung. Siebenzig Erndten reiften meinem Vater schon, Oft drückt er mir die Hände, und sagt voll segnender Liebe: Sohn! sieh, du bist die Freude meines Alters. Genug hätte ich mir gelebt, und gerne wollte ich im modernden Grabe der Auferstehung entgegen reifen, wenn es mir noch zuvor vergönnt wäre, dich im Ordenskleide zu sehen. Und wie der liebende Vater, so die zärtliche Mutter. Denken Sie nun, guter Mann! wie mir da um's Herz sein muß, wenn ich dieses anhöre. — Traurig bin ich, und schweige, und sage sie nicht die Gesinnung der Seele. Dem Dringen der Eltern folgsam bat ich im vorigen Schuljahre im Kly-

[illegible] die Auf- [illegible] Bissen meiner Eltern. [illegible] nöthigen Unterhalt [illegible] wenn ich [illegible] Versorgung [illegible]

[illegible] nicht aufgelegt, und [illegible] auch, sie [illegible] die bängste Betrübung. [illegible] eines unbegüterten [illegible] daß mir Gott ein gefühlvolles Herz gab. [illegible] meine Eltern; und der Gedanke, sie [illegible] zu müssen, quält mich mit Höllenangst. — [illegible] für die ganze Zukunft unglücklich machen? — — Ehe ich mich zu dem entschließe, wage ich das [illegible] ꝛc.

Die Güte vieler Menschen ist nicht Herzensgüte, sondern oft Schwachheit; manchmal auch niedriges Interesse, Mißbrauch, Entheiligung der [illegible].

Es sind bald zwei Jahre, daß ich mich auf Anrathen eines Mannes sammt meiner Familie hieher begab, um mich durch die Arbeiten, welche er mir zukommen ließ, desto leichter zu nähren; und gewiß! es mangelte mir diese Zeit durch an Lebensunterhalt nicht. — Welchen Dank bin ich diesem Menschenfreunde nicht schuldig! — Hiemit noch nicht zufrieden, brachte er mir auch den Titel als L*** zuwegen, und es schmerzte ihn nur, daß er mir nicht auch zu einer Besoldung helfen konnte. — Noch mehr! er machte, daß ich 100 fl. auf Wechsel bekam, und stund für mich Bürge — eine mir unumgänglich nothwendige Baarschaft, um mich und die Meinige standmäßig kleiden, und vor der Welt ehrlich erscheinen zu können.

Der Anfang dieser Geschichte verräth viel Menschen[illegible]liches, viel Edelmüthiges. — Allein, wie oft ist das

süße Wort Freundschaft ein Schall ohne Bedeutung, der blos gegen Nebenabsichten, oder Privatinteresse abgewogen wird. — Eine Frauensperson kam zu mir, sie in Kost und Quartier zu nehmen. — Ich dachte nicht lange nach. Ein Mann ohne Besoldung, ein mittelloser, ein verheiratheter Mann sucht sich seine mißlichen Umstände auf alle mögliche Weise zu erleichtern. Ich nahm sie zu mir. — Jetzt fing der Knoten an sich zu entwickeln. Es bezeugte sich bald, daß dieses Weibsbild die Maitresse meines Freundes war. Ich wurde darüber mißvergnügt, weil ich von Personen vom Stande darüber Vorwürfe auszustehen hatte, und weil dabei mein Charakter, und mein guter Name litten. So, wie meine Hausleute mürrisch, und meine Ehegattin gegen dieses Weibsbild verdrossen und kaltsinnig wurde, in eben dem Maaße verlor ich die Gunst meines Freundes. — Sie vermindert sich von Tag zu Tag, ich merke es aus seinem Betragen, aus jedem seiner Blicke. — Sieben Tage sind noch hin, bis ich den Wechsel zahlen muß, für den er mir Bürge gestanden. — Nicht nur Geld, auch keine Hoffnung ist da, daß ich in dieser Zeit die Schuld werde abtragen können. Meine Ehegattin hat bis zu ihrer Niederkunft, so zu sagen, keine Stunde vor ihr. Das wenige Geld, das ich erwarb, ist kaum hinreichend zu meinem und meiner Familie Unterhalt, weil ich schon einen guten Theil davon verzehren, und ältere gutherzige Gläubiger befriedigen mußte, die mir in meiner äußersten Dürftigkeit unter die Arme griffen.

Bester Mann! — was ist in dieser Sache zu thun? wohin soll ich mich wenden? welche Mittel ergreifen, ohne meinen Freund zu beleidigen, ohne ihm und mir selbst zu schaden? Das Mädchen ist bereits aus meiner Kost, und wird es nächstens aus dem Quartier auch sein. Sohin können Sie sich leicht vorstellen, daß es um die Gewogenheit meines Freundes auch gethan sein wird. Sie ist auch schon dahin, weil er mir den Wechsel zu bezahlen wirklich versagte, ungeachtet ich ihm doch einige Zahlungsmittel

vorschlug; und in der Folge wird er mich, wie leicht einzusehen, vollends verlassen, und mir meine wenige Geräthschaft, an der ich noch zur Zeit des Monats zehn Gulden abzahle, durch meinen Wechselgläubiger entziehen lassen. —

Eine Bitte

an großmüthige und menschenfreundliche Seelen.

Es ist hier in N* ein junger Mensch, drei und zwanzig Jahre alt, in die zwei und zwanzig vaterlos, von N* gebürtig, wo er die ersten Grundsätze der lateinischen Sprache erlernte: dann die erste Grammatik, Syntaxe, und Dicht- und Redekunst daselbst studirte; und, so wie er mit Eifer die Wissenschaften anfing, selbe mit dem nämlichen, laut schriftlich- und mündlichen Zeugnissen, in folgenden Orten betrieb, als: zu N*** die zweite Grammatik; zu P** die Logik und Methaphisik; zu M** eine Zeit lang Physik und Naturgeschichte; zu B** noch einmal die Redekunst; zu H*** Wolfs Natur- und Völkerrecht, nebst Justis Institutionen über den Heineccius; und zu J** noch einmal Institutionen ꝛc., etwas vom Kriminal- und geistlichen Rechte.

Nie wäre er von dieser ihm sonst erwünschten Laufbahn gewichen, hätte ihm nicht das böse Weib Fortuna eine Felsenkette von Hindernissen, durch die äußerste Armuth, und Mangel an Beistand und Aussicht, in Weg gelegt.

Von Seite der Kunst scheint es weniger unversöhnlich und neidisch. Es ließ ihm das von Mutter Natur gemachte, unschätzbare Geschenk, die vortheilhafte Tenorsingstimme, bis hieher ganz und unversehrt; ja wirklich gestattet es ihm, sowohl im Gesange, als in der italiänischen Sprache, Herrn R** einen Mann zum Lehrmeister, der, besonders des Ersten wegen, seit vielen Jahren, als sein Liebling, in einer halben Welt bekannt und geehrt ist; um ihn aber dennoch noch fühlen zu lassen, daß das Glück

seine Despotin ist, läßt es ihm nicht das geringste von dem, was Lebensmittel heißt, zu Theile werden.

Wäre dieser Stein des Hindernisses nicht, oder er würde ihm aus dem Wege, oder, eigentlicher zu reden einmal vom Herzen geschafft, so glaubt er, alsdann alle andere zu überspringen, selbst Muth und Kraft zu haben. —

Ihr wenigen Edeln! die ihr auf Großmuth und Menschenliebe billigen Anspruch machen dürfet, sehet hier einen Stoff, einem Menschen, durch einen monatlichen Beitrag, der nur etlichemale wiederholt werden dürfte, zu seinem lebenslänglichen Glücke zu verhelfen, welches ihm sein Lehrmeister, seines Talents und seiner Stimme wegen, nach einer kurzdauernden Lehre hoffen läßt; und, wenn je Dank und Erkenntlichkeit die Belohnung edler Handlungen gewesen ist, soll jeder mit dieser Münze dreifach bezahlt werden; zu welchem Ende er sich unterthänigst eine beliebige Unterzeichnung erbittet.

1.

Hab selbst schon meine Armen. R.

2.

Kommen immer solche Betteleien. R. R.

3.

Soll in drei Wochen wieder kommen. R.

4.

Wir geben in die Armen-Büchse.

5.

Haben Innländer genug. R.

6.

Sind nichts als Schwänke. — R.

7.

Ein armes Stubenmädchen trägt monatlich bei 12 kr.

8.

Ein Bedienter 6 kr.

9.

Ein Stallknecht monatlich 6 kr.

10.

Der Herr Baron aber — nichts.

An das Institut der Menschenfreunde in P**.

Ich wage es, Ihrem herrlichen Institute, welches nach der dermaligen Einrichtung nur dahin abzielet, manchem Elenden werkthätig zu helfen, eine Gelegenheit an die Hand zu geben, daß Sie einem würdigen und edlen Mitmenschen thätig helfen können.

Ein junger Mensch (der Sohn des verstorbenen N. N.) von wahrem guten Willen, edlem Herzen, aber arm, hatte das Glück, die Freundschaft des berühmten Fechtmeisters P. F* in N* zu gewinnen, der sich erbot, ihn unentgeltlich in der Fechtkunst zu unterweisen.

Es besitzt der Supplikant solche Talente, daß es sich hoffen läßt, daß er in kurzem selbst Lektion geben, und sich mit dieser erlernten Kunst in der Welt wird fortbringen können. Nun befindet sich aber dieser junge Mann in so mißlichen Umständen, daß er manchen Tag nicht weiß, wo er eine Mittagsuppe zu essen suchen soll. Könnte er also nur einige Monate lang von dem menschenfreundlichen Institute einen kleinen Unterhalt erlangen, damit er sich seiner Kunst gänzlich widmen, und darin vervollkommnen könnte, so wäre das gänzliche Glück eines Menschen gemacht; dann wäre er im Stande, sich in der Welt selbst fortzubringen, und zu ernähren. Diese Gnade würde an keinen Undankbaren verschwendet werden: er ist ein Mensch von guter Denkungsart — ja er würde selbst frühe oder spät diese Gnade als ein Darlehn ansehen, das er bei bessern Umständen wieder zurück geben würde, damit es aus den Händen dieses edlen Instituts wieder einem andern Dürftigen zufließen könnte.

Ich nehme mir daher die Freiheit, alles, was man für einen rechtschaffenen, aber unglücklichen Mitmenschen

schen sagen kann, bei dem löblichen Institut dringendst vorzustellen, und um seine Unterstützung zu bitten. ꝛc.

Resolutio.

Diese Bitte ist der Verfassung des Instituts nicht gemäß; Supplikant sohin abzuweisen.

Gott im Himmel! welches Schicksal erwartet manches gute Kind! — —

Meiner Schuldforderung halber; die ich bei der Frau von *** an entwendetem Gelde und ausständigen Jahrslohn gut hatte, und zusammen 96 Gulden beträgt, habe ich Sie in zwei Briefen, und auch mündlich gebeten, sich um ein armes Mädchen anzunehmen, das nur Billigkeit fordert.

Ich bin von ihrem Herzen versichert, daß es an ihrer Verwendung nicht fehlte. Aber nun hören Sie auch die edle, schöne That der Frau ***.

Gestern um halb eilf Uhr Mittags reiste die Frau von *** hier durch, hielt mit ihrem Wagen an der Straße, und ließ mich rufen. Ich kam, und mein Vater ging auch mit. Da fragte sie, was ich mache? ob ich genese? und so weiter; und sagte kein Wort von meinem Lohn, und von meinem mir entwendeten Gelde, bis ich sie daran erinnerte. Und da hieß es: „Ich bin Ihnen ja keinen Heller mehr schuldig: ich habe Ihnen alles bezahlt.“

Um des Himmels willen, erwiederte ich, wie können Ihro Gnaden dieß behaupten? — Versprachen Sie mir nicht, daß Sie, wenn Wechselbriefe kommen, mich gänzlich befriedigen werden? — Sie Herr Graf (er saß bei ihr im Wagen) haben es selbst gehört, so wie ihre Frau Tochter; Sie müssen es behaupten. Allein der Graf sprach kein Wort; bewies also nicht den Mann von Rechtschaffenheit, weil er die Wahrheit nicht unterstützte. Ich sah, daß nichts verhalf; es entfiel mir eine Thräne; dann fuhr die Frau von *** fort, und sagte, sie wolle mir durch den Gra-

sen *** schon etwas schicken. Er kam, und gab mir statt meiner ganzen Forderung zwei Karolin. Nun muß ich 74 Gulden verlieren. Mit dem ist die edle Handlung beschlossen. Der hart verdiente Liedlohn, mein entwendetes Geld, meine unermüdete Arbeit, meine bewiesene Treue, und meine verlorene Gesundheit ist nun schön belohnt worden.

Zudem bin ich noch unmenschlich behandelt worden, und kann Beweise bringen, daß mir die Frau von *** mehr als viermal auf's Leben ging, und mir mit geladenen Pistolen und mit Messern nachlief. Nun können Sie selbst denken, was ich bei so niedrigen Begegnungen empfand.

Ich bin ein armes, aber ehrliches Mädchen; wir sind unserer neun Geschwistrige; mein Vater hat kein erspartes Geld, weil er immer ehrlich und rechtschaffen handelte. Wir haben zum Heirathguth nur eine gute Erziehung, und sonst nichts. Können Sie mir nun rathen, auf welche Art ich noch etwas bekommen könnte, so würden Sie mir eine ewig unvergeßliche Gnade erweisen. Meine Krankheit hat mich 60 bis 70 Gulden gekostet. Mein Vater hat mir und meiner Schwester seel. 100 Gulden per Wechsel nach N^s geschickt, damit wir doch haben ehrlich daher gehen können. Ich bin schon zwölf Jahre zu Haus auf Kosten meiner Eltern; und jetzt, da mir die Frau von *** meinen hart verdienten Lohn abläugnete, wie werde ich jetzt Doktor, Baader und Apotheke bezahlen können? — Meine Eltern haben kein Geld, müssen also meinetwegen dieses Geld aufnehmen. ꝛc.

Menschengefühle liegen im Herzen, nicht im Kleide.

Dank! tausend Dank, edler Freund, für ihren letzten Brief! Er war Balsam für mein gekränktes Herz, und enthielt genug des Trostes für meine leidende Seele. Nie hätte er mich glücklicher überraschen können, als damals;

auch hatte ich des Trostes nie nöthiger, als eben jetzt: denn angefallen von einer so schmerzhaft, als gefährlichen Colik, und verlassen von meinen Mitbrüdern, auch von einigen sogar gehaßt, lag ich bereits vier Wochen im Bette. Schon fühlte ich des Todes kalten Arm um meinen Nacken sich schlingen; doch nie durchbebte Schauder meine Glieder beim Gedanken des Sterbens. Gerne wäre ich hinüber gegleitet in seeligere Gegenden; da es aber des mächtigen Schöpfers Wille nicht war, und er mich durch die Hand des Arztes wieder genesen läßt, so danke ich ihm, dem Gütigen dafür.

Ein anderer starb vor etwelchen Wochen, und gibt mir Gelegenheit, Ihnen ein paar Züge von verschiedenen Menschensinn und Menschenherzen aufzuweisen. Beinahe drei Tage lag dieser, seines Daseins unbewußt. Alles, was nicht verschlossen war, ward ein Raub seiner Mitbrüder; jeder nahm, wo was zu erhaschen war. Am dritten Abend endlich um halb 10 Uhr flog sie hinüber seine Seele, zum Ort der Vergeltung. Nun gings erst an. Ihrer fünfe waren beisammen; alle Kleider wurden unter Lachen und Spotten durchsucht; der Alkove geschlossen; in die Mitte des Zimmers wurde der Tisch mit Wein besetzt gestellt. Wir würden nicht umsonst gewacht haben, war der Anfang ihres Gespräches, und Schmähungen über den Verstorbenen das Ende desselben. Gegen Morgen um 3 Uhr war das Fest zu Ende, da alle toll und voll in ihre Zellen wackelten. Den andern Tag wurde er eben so maschinenmäßig zur Grube getragen, und alles, was ich hören konnte, war: gut, daß er gestorben ist! er wäre uns so durch seine Krankheit unbrauchbar geworden. — Nicht wahr, das ist herrlich?

Vorige Woche besuchte mich mein Bruder. Man erlaubte mir eine kleine Luftveränderung zu machen; ich fuhr also mit ihm. Unterwegs erzählte er mir von seinem Vergnügtsein, und besonders von der Freude, die er an mir hätte, weil ich geistlich wäre. Seine zärtliche, liebevolle

Gattin bewillkommte uns mit einem kleinen Kinde auf dem linken Arme, und einem größern an der rechten Hand. Kurz darnach ſchlug ich einen Spaziergang vor. Wir gingen dem eine Viertelſtunde entlegenen Gottesacker zu, um das Grab unſerer Eltern zu beſuchen. Wir waren noch eine ziemliche Strecke davon, als wir kläglich jammern hörten. Ach! ſagte mein Bruder, wie die armen Hirten einander lieben! Die N*** Buben kommen alle Sommer ſchaarenweis, um in dieſer Gegend Pferde zu hüten. Der unſerige hat geſtern das Unglück gehabt, von einem Pferde todt geſchlagen zu werden; heute hat man ihn alſo begraben. Hier gingen wir hinein, und — Gott! Gott! welche rührende Scene! — Sieben Jungen, ungefähr 17 bis 20 Jahre alt, knieten um das Grab herum, ſchluchzten, weinten, rangen die Hände gegen den Himmel, und baten Gott, daß er die Seele ihres verſtorbenen jungen Landsmannes doch in Himmel nehmen möchte. —

„Was fehlt Ihnen? Herr Bruder! ich glaube gar, Sie weinen?“ — Ich drehte mich um, wiſchte die Thräne vom Auge, und ging. — Was ich dabei fühlte, dachte, ſprach und wünſchte, mögen Sie leichter errathen, und eher empfinden, als ich es beſchreiben kann.

Sie ſchreiben immer von Menſchenliebe und Güte. O ja! es wäre wirklich Seligkeit hienieden, wenn alle Menſchen gut wären. Aber ſo — welche elende Rolle ſpielt hier der Gute! — Lebt man denn unter Menſchen? — O nein! der größte Theil iſt wilden Beſtien gleich, die, wenn man ſie als Menſchen behandelt, eben die, von denen ſie als Menſchen angeſehen werden, zu Beſtien machen. Es iſt abſcheulich. Sehen Sie, Herr! bei meiner Ehre! ich machte mir's zum Geſetz, die Menſchen zu lieben. Ich war gut gegen meine Dienerſchaft, und niemand in der Welt iſt ſchlechter bedient worden als ich, und eben darum weil ich gut bin. Der betrügt mich, jener beſtiehlt mich,

und das alles auf Rechnung meiner Menschenliebe. Es ist doch verwünscht! — Den zog ich aus einer Grube, und er schlägt mich hinein; dem leihe ich Geld, und wenn ich eines brauche, wirft man mich die Treppe hinunter. Herr! in die Länge kann ich's nicht mehr aushalten. Ich bin Soldat; war voll Enthusiasmus für's Gute; ließ mir ein Bein für meinen König entzwei schlagen, und hinke nun als ein Krüppel in der Welt herum, und dürfte nun betteln, wenn nicht meine Tante mich zu ihrem Erben gemacht hätte. Mein bester Freund ist todt; er starb am Hofe durch die Cabale. Er sagte, was er dachte; liebte seinen Fürsten, und ward das Opfer seiner Liebe; und der Fürst geht nun auf die Jagd wie zuvor. Ich ärgere mich noch über das Lumpengesindel der Menschen zu Tode; es wird auch sobald nicht besser. Wenn nur der Geier alles zertrümmerte! wäre gar nicht Schade um die Welt; sie wird um kein Haar besser, wenn sie nicht in einen ganz neuen Model gegossen wird. Sie, mein Herr! Sie sind so wenig glücklich in der Welt, als ich. Wer hier glücklich sein will, der muß weder denken noch fühlen: Adieu. Unter uns gesagt. Mancher Gute ist nicht von uns unter den Schwarm gerechnet; und wenn ich ferner Gutes thue, so sei es nur deinetwegen, mein Gott! Adieu. Ich möchte fluchen. Es wird sich gewiß noch das Wetter verändern, denn mein gebrochenes Bein schmerzt mich abscheulich. O — leben Sie glücklich! — —

Sie haben über Duldung und Menschenliebe geschrieben, und das Vorurtheil bekämpft, das manche Christen gegen Juden haben; ihre Absicht war gut, löblich und menschenfreundlich. Nun bin ich in einer wirklich großen Angelegenheit; Sie kennen mich als einen ehrlichen Mann. Ein unmenschlicher Gläubiger will mich wegen 2000 Gulden auf die Gant treiben. Sie kennen meinen Vermögensstand; ich kann hinlängliche Auszeige machen, aber er will nicht

zuwarten. Nun kann ich nirgends ein Darlehen auffinden. Man wieß mich an einen Juden an, der aber zwanzig Prozente für dieß Kapital auf ein halbes Jahr begehrt, und die Zinsen vorhinein abziehen will. Seien Sie so gütig, guter Mann! und schreiben Sie an ihn; oder sehen Sie, ob Sie nicht dieses Geld auf ihren Namen für mich aufbringen können. Sie werden eine unglückliche Familie retten, und der Himmel wird Sie segnen. — —

An den Juden N.

Sie kennen mich, mein Herr! daß ich in aller Rücksicht ohne Vorurtheil bin: Sie wissen auch, daß ich den unglücklichen Juden N. nach allen Kräften unterstützt habe, und daß ich ihm von einigen meiner Freunde ein Reisegeld von 50 Gulden zuwege brachte. Ein Mensch muß dem andern helfen: ich komme nun eben zu Ihnen um Hülfe. Es betrifft eine unglückliche Familie: ich stehe Bürge für die Rechtschaffenen, und bitte Sie nur, mein Herr, daß Sie den guten Mann mit dem Interesse nicht übernehmen. Versagen Sie dieser Familie, ich bitte Sie, dieses Darlehen nicht; sie wird Ihnen selbst noch ein Faustpfand einhändigen; und nehmen Sie meine Bürgschaft an, so will ich auch Bürge sein. Ich bitte Sie nochmal im Namen der Menschheit. —

Sie haben an den Juden geschrieben, mein Freund! aber wie haben Sie sich, mein Guter, betrogen! — Was ist der Name Menschheit, die vom Wucher leben? — Es ist vergebens. Er bleibt auf seinen zwanzig Prozenten, und noch überdas will er mir die Hälfte Waare geben. Gestern erhielt ich diesen Brief von ihm; ich schließe ihn hier bei. Ich will von dem Juden gar nichts mehr wissen. Seien Sie so gütig, und geben Sie mir ihr Vorwort bei Herrn N*. Sie kennen ihn, er ist der reichste Mann in N*.; er

kann diese Summe leicht entbehren; und ich glaube kaum, daß er Ihnen ihre Bitte abschlagen wird. Thun Sie ja Ihr möglichstes, sonst sind wir verloren.

Brief des Juden N.

Hab den Brief von der Herr Hofrath erhalten, weymär, weymär, und glabt der gute her sollte nemen nur 5 Procent ein handelsmann wie ich, weymär, weymär könnt das geld keren zehnmal um, der her hofrat kaan nit Begern mein Schaden. Daß er geholfa hat än armä Jüde was geht das mich an, is gar än braver her, kaan aber nit begern mein Untergang. Ist die Zeit so theur; mir ist sehr läd, daß ich nit Dienä kaan dem hern. Wenn wollen habn die goldne Uhr, und den Ring von Brillianten, so will ich gebn drauf 600 Gulda, ist weymär ehrle ghändelt, wo nit, so kaan ich's ak nit anders machn.

Brief an den reichen B. in N.

Ich kenne ihre Rechtschaffenheit, ihre Güte; wollen Sie sich die Freude machen, eine unglückliche Familie zu retten? — Sie sind's im Stande, denn Sie sind reich; mit einem Darlehn von 2000 Gulden ist dieser Familie wieder aufgeholfen. Sicherheit wird Ihnen so viel gestellt, als Sie begehren; und in einem Zeitraum von einem Jahre wird Ihnen ihr Kapitel mit den landsgewöhnlichen Zinsen wieder zurück bezahlt. Man kann Ihnen, wenn Sie wollen, auch noch einen ansehnlichen Bürgen und Selbstzahler stellen. Ich bitte Sie im Namen der Menschheit, unterstützen Sie diese Familie. ꝛc.

Brief von einem Unbekannten.

Ich war eben in N., als der reiche B. ihren Brief erhielt. Ich muß Ihnen doch erzählen, was er für eine Wirkung auf ihn gemacht hat. Ich aß bei ihm zu Mittag. Hahaha! schrie er auf, da erhalte ich eben so einen empfindsamen Wisch. Soll für eine arme Familie ein Geld herleihen — ja, das wäre meine Sache. Was geht mich die arme Familie an? Ich gieb keinen Kreuzer her. Könnts wohl geben, wenn ich wollte; aber ich mag mir die Müh nicht nehmen; Obligationen aufrichten, das ist meine Sache nicht, und — — Da lesen Sie nur: „im Namen der Menschheit" — was will das sagen? Was geht die Familie die Menschheit an? Was kümmert mich die Menschheit? Ich bin selbst meine Menschheit. He, Bartl! da, nimm den Wisch (das war ihr Brief) und trag'n — du weißt schon wohin. — So sprach der Unempfindliche. Verzeihen Sie, wenn Ihnen mein Brief eine unangenehme Stunde macht; ich fürchte es, aber ich konnts Ihnen doch nicht bergen. Suchen Sie doch nie bei Leuten solcher Art für Unglückliche Hülfe, denn sie sind ganz Holz.

Wirklich! sie sind ganz Holz.

Mein Freund!

Ich lebe mein Leben so fort, und strebe nach Erkenntniß und Befolgung des Wahren, so weit sich beides unter dieser dünstigen Atmosphäre will bewirken lassen. Ich bin überzeugt, daß es ein weit höheres Dasein für den Menschen, selbst in dieser Verbindung der Dinge gibt; aber das Menschengeschlecht ist noch unerzogen und ungebildet, und leidet hie und da schon an verzehrenden Krankheiten. Lassen Sie uns für unsern Theil das Beste thun, was wir vermögen. Wahre Erkenntniß ist selten ohne wirksame Folgen.

Wenn die Erziehung einen Werth im Lande hat, so soll man die Erzieher nicht so darben lassen.

Die bitterste Noth zwingt mich edle Menschenfreunde um Hülfe anzuflehen. Ich bin ein armer Instruktor mit zwei unmündigen Kindern, und zu meinem größten Elende hab ich noch überdas vergangenen Winter das Unglück gehabt, mir einen Arm auszufallen. Die Forderung des Baaders für die angewendete Kur und die Apotheke zwangen mich alles, was ich hatte, zu verkaufen und zu versetzen, denn all meine Baarschaft, als mir dieses Unglück widerfuhr, belief sich nicht über einen Gulden. Aber nun bin ich auch auf's äußerste gebracht. Es blieb mir nichts mehr übrig, als der Strohsack, worauf wir liegen, und ein einziger Rock, mit dem ich mich bald nicht mehr unter den Leuten darf sehen lassen.

Dieser unglückliche Fall brachte mich um meine Instruktionen, bis auf eine, von der ich jetzt leben soll; aber ist es möglich von 1 fl. 30 kr. einen ganzen Monat zu leben? — Ich hab auch keine Hoffnung mehrere zu erlangen, weil jedermann wegen meiner schlechten Kleidung Anstand nimmt, mich für einen Instruktor aufzunehmen.

Gott! wie elend, wie verlassen bin ich! Ich weiß mir nicht zu rathen, nicht zu helfen. Ich sehe mich in den schrecklichsten Zustand versetzt; denn bald — werd ich nach dem Bettelstabe greifen müssen. O sag mir nur ein Mensch, was ich thun soll! — ich nehme alle Arbeit an, will mir alles gefallen lassen, um mich ehrlich fortzubringen. ꝛc.

Edler!

Du bist Menschenfreund! — da lies die schöne That, die der Menschheit so viel Ehre macht; und eine Thräne von Dir ist meiner Mühe Lohns genug. —

In der Gegend am Lech befand sich eine unglückliche Familie: denn wahrlich Unglück genug für Mann und Weib, zehn unerzogene Kinder um sich herum heulen zu hören, und kein Brod — kein Brod für sie zu haben; am Rand des Verderbens zu stehen, und alle Augenblicke vor Furcht der Schuldner Gefahr zu laufen, von Haus und Hof gejagt zu werden. So, und noch trauriger sah es um diese Familie aus. Ihre Herrschaftsschuld allein (die übrigen nicht mitgerechnet) belief sich auf 3000 Gulden, und zu 2200 Gulden ward der ganze Hof angeschlagen. „Gant, Gant!“ rief man also von Seite der Herrschaft — und der schreckliche Tag dazu ward bestimmt. „Gütiger Himmel!“ bat voll Mitleids der Hofmarksherr (unter dessen Gerichtsbarkeit erwähnte Familie nicht stand, ob sie gleich in seiner Hofmark wohnte), der sich nicht schämt, der gekränkten Menschheit unter die Arme zu greifen, der zweimal Edelmann ist, durch Geburt, und ein gefühlvolles Herz, „ist denn kein Erbarmen? — kein Erbarmen für das Weib des Kummers, dessen Aussicht Verzweiflung ist? — für den Säugling, der an der Brust der Mutter Blut ziehen muß? — für den Krüppel, der zum hölzernen Fuß verdammt, ohne ein Wort zu reden, Mitleid stöhnt? — für die mehr erwachsene Mädchen, die der Verführung, und der Entehrung bloß gestellt sind? — für die Knaben, denen Lumpen ihre Aussteuer, und ihre Heirath der Wald ist? — kein Erbarmen für zehn — zehn Kinder??“ — Umsonst! die Göttin Menschenliebe mußte für dießmal sich zurückziehen, und Madame Gerechtigkeit machte ihr einen tiefen

Bückling. Der Tag des Schreckens rückt an; der Beamte, zwei Zeugen des Orts, und der Amtsdiener müssen die fürchterliche Commission vollziehen. Der Mann, dem seelezerreißenden Kummer auszuweichen, schleicht sich heimlich davon, und das Weib im Zirkel gauckelnder Kinder sitzt bei ländlicher Arbeit am Tische, den Säugling am Arme. — Die Thür wird geöffnet — „Jesus Maria!“ schreit das Weib, läßt den Säugling auf den Tisch fallen, stammelt noch etliche undeutliche Worte, und sinkt in Ohnmacht. — „Jesus Maria!“ schreien die Kinder, einige auf die Mutter hinfallend, die andern um den Beamten sich schlingend. — Hier möchte ich deine Schmerzen nicht ausgehalten haben, redlicher Beamter, Mann des Mitleids! — Aber du ließt eine Thräne fallen (o Indiens Berge! können sie dir nicht würdig bezahlen) und befahlst den Umstehenden redlichen Männern für das Weib zu sorgen; dann gingst du (ich sah dich) mit schwankenden Füßen gerührt hinweg, und erzähltest der Herrschaft des Orts mit gebrochener Stimme den traurigen Hergang. — Alles schwieg, nur Thränen glänzten im Auge eines jeden; aber auf einmal riß sich die gekränkte Menschheit ihrer Bande los. „Da muß geholfen werden,“ war eine, und aller Stimme. Man setzte sich hin, raffte noch einmal alle nur möglichen Gründe der Menschheit zusammen, und machte daraus der Herrschaft so eine beingende Vorstellung, daß sie gerührt, nicht mehr den von Schauer und Mißwachs meist verunglückten Unterthan — nur den leidenden Menschen mit 10 Kindern betrachtete.

Herrschaften! habt ihr verarmte Unterthanen, o so laßt euch diese edlen Männer (denn es ist ein ansehnliches hochadeliches Stift von mehrern Gliedern) zum Gesetz sein, und staunet die große That an. Sie schenkten die ganze Schuld von 3000 bis auf 900 Gulden großmüthig her, davon 300 Gulden nur baar, und 600 in jährlichen Fristen zu 30 Gulden sollten erlegt werden. Die jährliche Gilt von 20 Scheffeln Getreidts setzten sie für immer auf 12 Scheffel herunter — und der Chef davon (Mann des Ver-

dienstes! dich würdig zu rühmen, bin ich zu schwach) gab sogleich 40 Gulden zum Beitrag aus eigner Börse her. Nun war dem armen Manne auf einmal geholfen, aber dennoch nicht ganz; und ganz mußte ihm geholfen sein, so wollte es der edle Hofmarksherr, der wahre Menschenfreund: denn, wie sollten die übrigen Schulden (und derer waren nicht wenig) getilgt? — wie die 300 Gulden vom Mann ohne Credit bezahlt werden?

Zuerst strich ein protestantischer Edler seine Forderung von 75 Gulden aus, und gab ihm noch, da er dankte, eine Reisezehrung nach Hause. Dann schlich das Verdienst auch aus Bauernhütten hervor. Städter! lies hier Beweise davon, und schäme dich, einmal den Landmann verachtet zu haben! Ein wackerer Bauersmann von 5 Kindern hatte schon von der schrecklichen theuern Zeit her 104 Gulden zu fordern; er gab ihm die biedere Hand, und sprach: es ist dir geschenkt. — Eine ehrliche Wittwe von 7 Kindern mischte den Rest von 65 Gulden meistens geliehenen Saamenkorn hinweg. — Ein selbst darbender Mann schenkte ihm das den schrecklichen Winter über geliehene Holz. — Einem armen Dienstboten kam von einer gütigen unbekannten Hand seine Forderung zu 15 Gulden zu; — und wieder ein anderer Biedermann nahm einen Knaben zu sich. Für den Krüppel, und noch etwa ein paar Mädchen sorget die wahrhaft gnädige Herrschaft, und nun — nun sammelt der edle unnennbare Hofmarksherr an den noch restirenden 300 Gulden, wovon er schon von edlen gefühlvollen Seelen das meiste zusammengebracht, und ein paar Edelmänner ausgefunden hat, die sich erboten, das übrige hinzu zu thun, um die Summe vollzählig zu machen. —

Da komm mir nur einer her, und sage mir noch einmal: der Mensch ist nicht zu schönen Thaten fähig, weil sich seine Natur zu sehr zum Bösen neiget. — Nur du bist es, Mensch! — der du die schönen Triebe der Natur in ihrem Keim erstickest. — Laß sie auflodern in dir, und du wirst Früchte sammeln.

Dank dir hier, Edler v. D***! Du triebst die ganze Maschine, aus der so ein himmlisches Produkt hervortrat. — Dank euch, edle Frau, und Schwägerin des edlen Mannes! liebenswerthe Schwestern! — statt daß andere eures Geschlechtes ihre harmonisch empfindsamen Seelen durch das alberne Geschwätz verliebter Knaben verstimmen lassen, machet ihr vielmehr die eurigen zu schönen Thaten nur noch mehr fühlbar! — Ganz zum Wohlthun seid ihr geschaffen, und deßwegen wurdet ihr auch hier Advokaten der Menschheit, die stärksten nach eigner Geständniß einiger Glieder des ganzen herrschaftlichen Körpers. Aus dieser Triebfeder geleitet, gabt ihr die ersten, und stärksten milden Beiträge aus eigner Chatoul her! — — Auch dir Dankwürdiger Beamter des armen Unterthans! durch deine Vorschläge ward er gerettet! Loben will ich dich nicht, Edler! denn das Verdienst verliert beim Lobe, — aber nennen möchte ich dich, damit mancher Gerührte dir einen warmen Kuß dafür auf deine Lippen drücken könnte. — Dank wieder dir, Hofmarksbeamter! die letzte Vorstellung drang durch, und dieß war die deine! — Dank allen — allen für das mildthätige Opfer, das sie hier der gekränkten Noth gemacht haben!!! —

Sieh! nun ist die Familie gerettet! Die Menschheit freut sich darüber, und du — und ich — und jeder, der gut denkt, mit ihr!

O du, der Menschheit Freund!
Liebend wie deine Hand
Trocknet vom Bruderaug
Des Grames heiße Thränen,

Und der Glückseligkeit
Näher den Bruder bringt,
Näher zu Christus ihn
Am Band der Liebe leitet —

So liebend und so sanft
Drücke des Todes Hand
Einst Dir dein Auge zu,
Und bringe Dich hinüber

In jene bessre Welt,
Wo Dir die Krone winkt,
So wie die Garbe dem
Mit Schweiß beträuften Sämann;

Und wo im kühlen Grab
Schlummern die Hülle wird,
Die Du einst heiligtest —
Da weile, Freund und Pilger!

Und segnend wein' er da
Thränen des Dankes hin,
Rufe: o ruhe Du
Im Friede, unser Bruder!

Mein Herr!

Ich liefre Ihnen hier meine Geschichte als einen Beitrag zu ihren Schriften. Ich bin ein alter Beneficiat, der 80 Jahre zählt. Ich war in meinen jungen Jahren Hofmeister und erhielt durch Rekommendation der Herrschaft, der ich diente, mein Beneficium. Ich wußte, so viel mir die gnädige Frau erzählte, daß sie einiges Geld hatte daran wenden müssen, um den andern Beneficiaten hinauszubezahlen, und mir diesen Vortheil zu verschaffen. Nun kam mir in meinen alten Tagen die Gewissensangst, ob etwa die Erhaltung meines Beneficiums nicht eine Simonie wäre. Ich wandte mich an einen guten Freund, der auch ein Geistlicher war. Dieser sagte mir, er wolle die Sache so richten, daß ich ruhig darüber sterben könnte, und über-

nahm das ganze Geschäft. Die Sache ging aus: ich verlor mein Beneficium, und mein Freund erhielt es. —

Wie gefällt Ihnen das? — Ich lebe nun elend und arm, nur von den Gutthaten einiger Wenigen, und werde bald am Ende meines Lebens sein; und jenseits will ich dann zum Richter der Menschen sagen: Herr! wenn ich mich einer Simonie schuldig machte, welchen Namen verdient dann das Verfahren meines Freundes? —

P. P.

Ich hatte einen Freund, den ich mehr als mein Leben liebte. Diesem eröffnete ich, daß ich eine Aussicht auf eine Bedienung hätte, die mir wenigstens jährlich 600 Gulden einträge. Ich fragte ihn um Rath. Ich will mich erkundigen, erwiederte er mir, und kam den andern Morgen wieder. Ey, ey, Lieber! fing er an, nimm diesen Dienst nicht er trägt kaum 200 Gulden, und der Ort ist morastig und sumpfigt, wo du hin solltest, du würdest es nicht aushalten. Schreib ab. — Ich that es; und es verflossen zwei Monate, daß ich meinen Freund nicht mehr sah. Ich glaubte, er wär krank, und hielt darum Nachfrage. Wissen Sie denn nicht, sagte man mir, daß er den Dienst zu N. erhielt? — Dieß war der nämliche Dienst, von dem er mir abgerathen hatte, um ihn desto sicherer zu bekommen.

Wenn Sie je was von der Freundschaft der jetzigen Welt schreiben, so rücken Sie auch diese Geschichte ein.

Mein Herr!

Gestern war ich in einem Judenhause — in dem Hause eines abscheulichen Wucherers, der ganz vom Untergang anderer Menschen lebt.

Ich muß Ihnen nur als einen Beitrag zu Geschichte-

der beleidigten Rechte der Menschheit die Scene schildern, die ich sah.

Wenn man vor ihre Thüren kömmt, so werden diese meistentheils von Kerls geöffnet, die aussehen wie die Räuber. Sie sehen den Mann von Fuß auf an, um zu bestimmen, was er ungefähr werth sein könnte.

„Wollen Sie den Herrn sprechen, sagen sie, so will ich Sie melden?“ — Binnen der Zeit stehen Sie im Vorgange in Erwartung, und das manchmal ziemlich lange. Wenn Sie der Thüre ein wenig nahe sind, so können Sie wohl hören, was man sagt. „Der will gewiß wieder Geld; nun ja, wenn er Versätze hat, so will man sehen; laß ihn hereinkommen.“ — Dann empfängt der Jauner die Leute gewöhnlich in der Schlafmütze, die er nach Gestalt ein wenig rückt: auch ist er meistentheils in Hemd-Ermeln. Sobald man von Geld spricht, so setzt er seine Mütze gleich wieder auf. „Geld? — Ja, Geld ist jetzt rar; — wenn der Herr einen Versatz hat? — —

Nun ja; ich habe einen Versatz.

Was denn?

Einen Ring.

Will ihn sehen. Was Wollen Sie darauf haben.

Zweihundert Gulden; er wird auf tausend geschätzt.

Fünfzig Gulden, wenn Sie wollen auf zween Monate, und das Uebrige geb ich Ihnen in Waaren. Hier ist eine Tabacksdose dazu.

Und die Zinsen?

Zehn Procent — ist Handelsgewinn.

Mein Herr — —

Nicht anders.

Während dem kömmt nun auch die Frau dazu. J, mein lieber Mann! ist der Herr Lieutenant draußen, dem du neulich hundert Gulden geben hast.

Kann warten; — will gewiß wieder was. So kömmt ein lumpigter Tropf nach dem andern. Adieu! Das letzte Wort — fünfzig Gulden! — — —

Es ist doch gewiß äußerst auffallend, wenn man sich so einen redlichen Mann vorstellt, der treu seinem Vaterlande gedient hat, und der nun durch mißliche Umstände, oder Krankheit in die Lage versetzt worden ist, vor der Thüre eines Wucherers Hülfe suchen zu müssen. Wenn man das narbenvolle Gesicht betrachtet, und den Wanst des Müßiggängers; sein höhnisches Lächeln, sein betrugvolles Auge, das schon den ganzen Gewinn überrechnet, den der Wucherer aus den dürftigen Umständen des Armen ziehen will; — wenn man denkt, daß Menschen sich vom Betruge nähren, und dieses Handwerk des Betrugs, Gewerb oder Handlung nennen; stolz auf ihre Härte sind, und keck auf ihre Unmenschlichkeit, die Armuth unter ihre Füße treten, und noch überdas mit Unglimpf den behandeln, den sie behandeln, den sie betrügen. — Es ist äußerst impertinent, und so ein Betragen ist das einzige in seiner Art.

Ich bitte Sie, dieß bei Gelegenheit ihren Schriften einzurücken, und die Juden zu ersuchen, sie möchten doch so gütig sein, auch ein wenig Toleranz gegen die Christen zu haben.

* * *

Ich bitte die Herrn Juden recht sehr, sie möchten doch auch mit den Christen ein wenig tolerant sein. Diese Forderung ist von mir ganz billig, denn ich habe die Christen auch gebeten, ein bischen Toleranz für die Juden zu haben: also, meine Herrn! das Reciprocum.

Mein Herr!

Ich bin ein Unglücklicher, und bin arm. Die Ansprüche auf Unterstützung meiner Mitmenschen, die ich habe, sind die Ansprüche des Elendes. Wer kann aber besser die Menschen kennen lernen, als der, der wirklich arm ist? Der fühlt die Härte des Reichen, und die Bosheit des Unterdrückers.

Ich kam in eine große Stadt, und wohnte bei einem Bräuer. Da kam ein Mann zu mir, der mir seine Dienste anbot, und mir alle mögliche Unterstützung versprach. Er sagte mir, daß er mich bei einem Herrn von Ansehen in Dienste bringen wollte, wenn ich nur so viel bekommen würde, mir hinlängliche Kleidung zu verschaffen, daß ich anständig und ehrbar mich vor den Leuten sehen lassen könnte. Ich fand Freunde, die mich kleideten, und niemand war nun glücklicher als ich. Ich flog in die Arme meines vermeinten Gutthäters, und erinnerte ihn an sein Versprechen. Er aber war kalt, stieß mich von sich; und ich war belehrt, daß sein Versprechen eine Lüge war. So gibt es Menschen, die nicht gut sind, aber doch gern gut scheinen möchten. Dieß ist wirklich ein schändlicher Zug eines Menschencharakters. Aber nicht genug, daß er mich belog, und meinem Unglücke mit falschen Hoffnungen spottete; er suchte mir noch weiter zu schaden, wollte mich hie und da verdächtig machen, und brachte verschiedenen Personen, deren Freundschaft ich suchte, eine schiefe Meinung von mir bei. Das arme Kleid war an all dem Schuld. Gott im Himmel! so gibt es Menschen, die noch mit dem Elend selbst ihr Spiel treiben. Der, der einen Unglücklichen von sich stößt, ist weniger grausam, als der, der ihn mit betrügerischen Hoffnungen täuschet. Ich gehe aus dieser Stadt, und suche bessere Menschen im Gebirge. Leben Sie wohl!

Geh ins Gebirg, wo unter Klippen
Die Menschenfreundlichkeit noch wohnt,
Wo sie nicht auf den eitlen Lippen,
Nein, in dem Herzen selber thront.

Ruh auf rauen Felsensteinen,
Wo Dich kein harter Unmensch drückt:
Dort kannst Du ungestört doch weinen,
Weil Dich kein Ungeheuer schreckt.

Dort ist die Armuth kein Verbrechen,
Dort täuscht Dich nicht der Freundschaft Schein.
Mit wilden Thieren wirst Du sprechen,
Und glücklich in der Wüste sein.

Sie wissen, daß ich bei dem Baron von N. Hofmeister bin. Nun kann ich es aber nicht länger aushalten. Ich wollte den Jungen Sitten lehren, aber man war unzufrieden, und sagte: Sitten sind für den Pöbel, der Adel hat keine nöthig. Ich brachte ihm Grundsätze von Religion bei; allein die Grundsätze, die ich ihm auf seinem Zimmer beibrachte, wurden bei der Tafel wieder verschwätzt, denn da spottet man über alles. Nun erwuchs der Junge wie ein Thier; und wenn seine Leidenschaften einmal stärker werden, wird er ein leibhaftes Vieh. Er spottet über alles, lacht über alles. Ums Himmels willen! was wird aus diesem Jungen werden? — Ich kann nicht ausdauern; künftigen Monat will ich fort. Schaffen Sie mir doch Rath, oder eine andere Stelle.

Antwort.

Ich bin von verschiedenen Herrschaften ersucht worden, Hofmeister für ihre Jungen ausfindig zu machen. Hier lege ich Ihnen bei, was man für Eigenschaften fordert. Mich däucht, mein Freund! es paßt keine davon für ihren Charakter. Gehen Sie aufs Land, und erziehen Sie die Bauern als ein Kaplan; und Sie werden der Menschheit mehr nützen, als hier, wo alles verdorben ist. Die guten Stellen, wo es Menschen gibt, sind schon besetzt, und mit Narren ist nichts zu machen.

Beilage.

B. N. sucht einen Hofmeister, fordert von ihm hauptsächlich, daß er ein wenig in der Chymie bewandt sey, den der B. laborirt.

Herr von *** sucht einen Hofmeister; es wär ihm lieb, wenn er zu gleicher Zeit auch frisiren könnte.

Graf N. sucht einen Hofmeister; muß aber nothwendig ein Geistlicher sein, denn außer dem Benefiz hat er keinen Gehalt.

N. sucht einen Hofmeister; man fordert aber von ihm auch Kenntniß von der Oekonomie, denn man wird ihm den Weinkeller anvertrauen.

Es wird ein Hofmeister gesucht, muß aber ein ésprit fort sein, denn der Graf will aus seinem Jungen einen entsetzlichen großen Mann machen.

Mein Herr!

Ein junger Kaufmann gerieth in Verfall; und Noth und Verderben war vor der Thüre. Da war nun Hülfe nöthig; aber niemand half, denn wer hilft, wenn man elend ist? — — Worte findest du wohl, Unglücklicher, aber keine thätige Freunde. So gings auch da. Die Reichen entschuldigten sich alle; halfen nicht, obwohl sie durch Vorstreckung eines Kapitals auf mäßige Zinsen die ganze Familie hätten retten können, aber es geschah doch nicht.

Nun kams darauf an, daß Haus und Hof die Beute der Gläubiger werden sollten. Die Kinder weinten, die Mutter jammerte; aber die Reichen stunden gefühllos da, und sahen Thränen fließen, ohne davon gerührt zu werden.

Die Noth stieg aufs höchste; da kam ein alter Mann, es war ein Drechsler. Seine Hand war hart wie das Holz durch Arbeit, aber sein Herz war weich; sein Kleid war schlecht, aber schön seine Seele; seine Miene ungekünstelt, aber herrlich sein Gemüth. Der kam. „Ich kann die Kinder nicht zu Grunde gehen sehen. Seht, sagt er, da sind 1000 Gulden, die ich mir hart ersparte; es ist mein ganzes Vermögen. Nehmts aufs Haus, bezahlt euere Schulden, und laßt den Kindern das Eigenthum; nach und nach, hoffe ich, werden sie mich bezahlen.“

Da stunden sie da, die edlen Herren in Perüken und Mänteln, und sperrten das Maul auf, und gafften den Mann an, und konnten diese Sprache nicht verstehen. Der Mann aber ging ruhig fort, und erlegte bei Obrigkeit das Geld, und rettete die Familie von dem Verderben.

Es war ein ganz gemeiner Mann, der dieses that, der aber edler und größer ist in der Menschheit, als alle Hochwohlgeborne, von und zu. — — Du alter Drechsler du! du bist mein Edelmann.

Wunderliche Geschöpfe sind doch die Großen und Reichen. Wenn man ihnen Gefälligkeiten erweiset, und sie gegen jemanden eine Verbindlichkeit haben, so hassen sie ihn zuletzt, damit sie des Dankes überhoben sind. Es scheint ordentlich, als wäre unsere Existenz Beleidigung für sie, weil es Fälle geben könnte, daß sie sich manchmal der Gefälligkeiten erinnern müßten, die sie uns schuldig sind. Schafft mir doch den Menschen aus der Welt, denken sie, damit er mir nicht mehr begegnet, denn ich erinnere mich, wenn ich ihn sehe, daß ich ihm Dank schuldig bin, und das ist mir lästig. Thut mir also den Gefallen, und schlagt ihn bei guter Gelegenheit todt.

Dieß mein Herr! ist die Denkart mancher Großen. Wenn Sie Gutes thun, ists meistentheils Laune, Humor, Eitelkeit: daher versprechen sie viel, und halten wenig. Ich bin ein armer Teufel, und kam nach N***. Da wies mich ein gutthätiges Frauenzimmer an einen reichen Herrn, und empfahl mich. Sie führte mich selbst dabei auf. Der reiche Herr wollte aus Gefälligkeit gegen das Frauenzimmer gut scheinen, und empfing mich so höflich, versprach mir so viel, daß es wirklich eine Freude war. Nun kams aufs

Halten an; und damit er seiner glänzenden Worte los wurde, ließ er mich in der Stille avertiren, daß, wenn ich nicht aus der Stadt ging, ich Gefahr liefe, eingesperrt zu werden. Ich verließ auch die Stadt. — Das war die Politik. Fürs erste verhand er sich das Frauenzimmer; fürs zweite wurd er seines Versprechens los ohne viele Mühe. Es ist doch was herrliches um die Politik! —

O ja gewiß, es ist was recht schönes um die Politik!

Freund meiner Seele!

Was ist es doch um dieses Leben hienieden! — Elend ist das allgemeine Loos der Menschen. Glücklich der, der die Zeit seiner Wanderschaft vollendet hat! — glücklich die, die jenseits des Grabes sind. Meine Schwermuth, lieber Freund! wurde durch meine Reise nicht gemindert. Ich sah schöne, herrliche Gegenden der Natur; sie erfreuten mein Auge; aber der größte Theil der Menschen war überall böse.

Armuth und Gram herrscht in den meisten Gegenden der Welt, in diesem Thränenthale der Sterblichkeit. Murre nicht über die Stimmung meines Herzens. — Diesen Brief erhältst Du von einer Seegegend, wo ich mich nun seit acht Tagen aufhalte. Gestern ging ich spazieren, und hing meinen Betrachtungen nach. Die Zeit war eben nicht zu günstig, denn ein rauher Wind wehte über die Fläche der See den Hain durch. Da setzte ich mich eine Weile auf einen Sandhügel, und betrachtete die Gegend. Endlich wurd es mir zu kalt; ich entschloß mich wieder nach Haus zu kehren. Ich ging einige Schritte fort, und fand ein schönes Mädchen hingestreckt auf einem Sandhügel. Blaß

war ihr Antlitz, und einer Sterbenden ähnlich. Ich eilte ihr beizustehen; da erholte es sich, sah umher, drückte mir die Hand, und weinte. Nach einer Weile, als ich so bei ihr saß, und ungeduldig nach der See blickte, ob nicht vielleicht ein Fischerkahn landen wollte, diese Unglückliche fortzubringen, sammelte die Kranke die letzten Kräfte der Natur. Ich fühle, sprach sie, daß ich hier sterben werde: Dank dir! daß du mir den letzten Dienst der Menschheit erwiesen hast. Ich sterbe — elend, aber getrost, denn mein Herz ist ohne Vorwurf. — —

Die Arme schloß ihre Augen, und öffnete sie nicht mehr. Ewig will ich diesen Auftritt denken. Da lag sie hingestreckt auf einem Sandhügel; ein magerer Pudel saß neben ihr, und der Wind, der von der See herstrich, sträubte seine zerrütteten Haare empor. Ein kahler Baum streckte seinen dürren Wipfel zum Himmel, und ein einsamer Raab ächzte das schauderliche Todenlied auf die Sterbende herab. Der Hund verließ das Mädchen nicht; er blieb bei ihr, und als man den Leichnam zur Begräbniß abholte, lag der Hund auch todt an des Mädchens Seite.

Dieses Mädchen war die Tochter eines fürstlichen Beamten, der seinem Fürsten treu diente, und daher arm starb. Sie war schön, und trat zu einem Cavalier in Dienste. Dieser wollte die Unschuld verführen; und da sie ihm mit aller Macht der beleidigten Tugend widerstund, beschuldigte er sie eines Diebstahls, und wollte sie in Verhaft setzen lassen. Sie entfloh. Niemand begleitete sie, als ein armer Hund, dem sie manchmal eine Suppe reichte. Gram, Hunger und Elend lieferten sie in die Arme des Todes.

Es entdeckte sich die Unschuld. Ich sprach selbst mit dem Barbar von Menschen, der sie so mißhandelte; aber

keine Thräne trübte sein Auge. Man trug sie zur Erde, und nur wenige weinten auf ihrem Grabe. Gott im Himmel! wo ist der Winkel, wo ich mich verbergen, und vor der Bosheit der Menschen schützen kann? Lebe wohl! Wir werden doch noch so einen einsamen Ort finden; dann will ich dich aufsuchen, und wir wollen dann leben, wie der Einsiedler. Leb wohl, treuer Freund meines Herzens! — —